

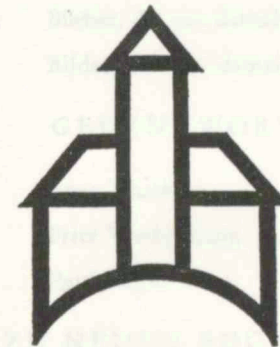


JAHRBUCH
DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN
JUGENDBEWEGUNG

FÜNFTER BAND 1973

JAHRBUCH

DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN
JUGENDBEWEGUNG



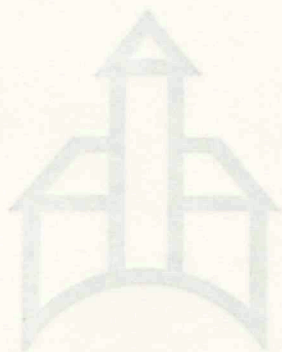
FÜNFTER BAND

Herausgeber Günther Franz · Hans Wolf · Gerhard Ziemer

BURG LUDWIGSTEIN 1973

JAHRBUCH

DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN
JUGENDBEWEGUNG



Schriftleitung: Prof. Dr. Günther Franz, 7 Stuttgart 70, Feuerreiterweg 8
Fernsprecher (07 11) 76 36 15

Die Verfasser sind für ihre Beiträge selbst verantwortlich

Verlag: Stiftung Jugendburg Ludwigstein und Archiv der deutschen Jugendbewegung,

3431 Jugendburg Ludwigstein — Fernsprecher (0 55 42) 38 62

Bankkonto des Archivs: Kreissparkasse Witzhausen 54 69

Burgarchivar: Hans Wolf, 343 Witzhausen, Walburger Straße 42 c

Fernsprecher (0 55 42) 33 75

Vorsitzender des Archivbeirates der Stiftung und des Freundes- und
Fördererkreises des Archivs:

Prof. Dr. Günther Franz, Stuttgart; Dr. Gerhard Ziemer

Umschlagentwurf: Wilhelm Geißler, Wuppertal

Druck: Oppermann, Wunstorf

INHALT

Vorwort	5
Graf Lennart Bernadotte Rolf Gardiner	6
Hans Raupach	Gedenkrede für Rolf Gardiner 9
Gert Kragh	Rolf Gardiner, der Landschaftspfleger 22
Hans Wolf	Der Alt-Wandervogel als Traditionsbund der Jugendbewegung 27
Gerhard Ziemer	Die deutsche Jugendbewegung und der Staat 42
Karl Seidelmann	Das Bündische in unserer Existenz — Vom Jugendbund zum Lebensbund 52
Helmuth Croon	Jugendbewegung und Arbeitsdienst 66
Günther Franz	Wyneken und Spitteler. Ein Briefwechsel 85
Wilhelm Flitner	Erinnerung an Karl Brüggemann (1889—1914) 95
Heinrich Steinbrinker	Bücher, die uns damals viel bedeutet haben 102
Erich Stolt	Bilder, die wir damals liebten 112

GEDENKWORTE

Hans Wolf	Enno Narten 121
Hans Wolf	Fritz Winkelmann 123
Hans Wolf	Paul Vogler 125

ZU NEUEN BÜCHERN

Martin Kuhn	Zwei Dokumentationen aus dem Quickborn Schlesiens (Hoffmann und Fuhrich) 134
Karl Thums	Österreichische Jugendbewegung (G. Seewann) 139
	H. Jantzen, Namen und Werke 144
	R. Gardiner, Water Springing from the Ground 145
	A. Mohler, Die konservative Revolution in Deutschland 145

M. A. Prinzessin Reuß zur Lippe, Wilhelm
Tegtmeier

146

VOM ARCHIV DER DEUTSCHEN JUGENDBEWEGUNG

Hans Wolf	8. Bericht des Archivs der deutschen Jugendbewegung für das Jahr 1972	148
Wilhelm Inderfurth	Wynekens nachgelassenes Manuskript „Gott“	158
Heinrich Schumann	Archiv der Jugendmusikbewegung e. V.	160
Helmut Rischert	Das Archiv des Bayerischen Pfadfinderbundes	166
Hans Wolf	Wichtige Neuerscheinungen zur Geschichte der Jugendbewegung	170

Berichtigungen

Durch ein bedauerliches Versehen sind die
Seiten 78 und 87 miteinander vertauscht worden.

Im Vorwort muß es in Zeile fünf heißen
„5. November 1972 . . .“

Auf Seite 121 muß es in der ersten Zeile heißen
„Geboren 6. April 1889 . . .“

VORWORT

Das diesjährige Jahrbuch hat zwei Schwerpunkte. Es bringt zunächst im Gedenken an Rolf Gardiner, der seinen Nachlaß, soweit er die deutsche Jugendbewegung betrifft, dem Archiv auf Burg Ludwigstein vermacht hat, die Reden, die bei der Gedenkfeier am Tage seines 70. Geburtstages, dem 5. November 1972, von Hans Raupach und Gerd Kragh auf Burg Stettenfels gehalten wurden. Den beiden Gedenkreden ist die Laudatio vorangestellt, die ein Jahr zuvor Graf Lennart Bernadotte bei der Verleihung der Lenné-Medaille an Rolf Gardiner gesprochen hat.

Weiterhin werden die Vorträge abgedruckt, die Hans Wolf, Gerhard Ziemer, Karl Seidelmann und Helmuth Croon bei der letztjährigen Jahrestagung des Freundes- und Fördererkreises des Archivs am 21./22. Oktober in Witzenhausen und auf Burg Ludwigstein gehalten haben. Auch die Berichte, die Hans Wolf über das Ludwigstein-Archiv, Heinrich Schumann über das Archiv der Jugendmusikbewegung in Hamburg und Wilhelm Inderfurth über das Wynekenarchiv gegeben haben, finden sich in dem Heft abgedruckt.

Die nächste Tagung des Freundes- und Fördererkreises des Archivs wird zusammen mit dem Kontaktkreis Ludwigstein, der Arbeitsgemeinschaft der Älteren Bünde der Jugendbewegung, am 13./14. Oktober anlässlich der 60. Wiederkehr des Festes auf dem Hohen Meißner in erweitertem Rahmen auf Burg Ludwigstein stattfinden. In- und ausländische Redner werden über die geistigen Auswirkungen der Jugendbewegung sprechen.

Das Archivjahrbuch wird wiederum allen Mitgliedern des Freundes- und Fördererkreises, den interessierten Ludwigsteinern, dem Freundeskreis Walter Hammer, Mitgliedern der Wyneken-Gesellschaft und vielen Angehörigen der Bünde des Kontaktkreises (Arbeitsgemeinschaft der älteren Bünde der Jugendbewegung) sowie anderen Interessierten zugesandt. Wir haben das Vertrauen, daß wie in den Vorjahren durch den Eingang von Spendenbeträgen wenigstens unsere Selbstkosten gedeckt werden. Nur durch diese Spenden ist die Herausgabe des Jahrbuches auch weiterhin möglich.

Ludwigstein, April 1973

Günther Franz

Hans Wolf

Gerhard Ziemer

Spenden erbitten wir auf das Konto des Archivs bei der Kreissparkasse Witzenhausen Nr. 005 469. Eine Zahlkarte liegt bei.

ROLF GARDINER
Graf Lennart Bernadotte¹⁾

Rolf Gardiner wurde am 5. November 1902 in London geboren. Sein Vater war Sir Alan Gardiner, ein berühmter Ägyptologe. Seine in Wien geborene Mutter stammt aus schwedo-finnischem Geschlecht. Seine frühe Kindheit verbrachte er im Winterhalbjahr in Berlin, wo er im Tiergarten die großen Bäume, Eichen und Buchen bewunderte, und im Sommerhalbjahr auf der Insel Åugholm im südwestlichen Schärengbiet Finnlands oder auf dem Jagdsitz seines Großvaters in Hampshire.

Seine Aufgeschlossenheit für Europa war damit schon in jungen Jahren geweckt; sie sollte in der Pfadfinderbewegung, der er bereits mit dem 9. Lebensjahr angehörte, seine Krönung erfahren. Er durchwanderte nicht nur seine englische Heimat, sondern ganz Europa und lernte seine Landschaften und Menschen kennen. Eine seiner längsten Fahrten führte ihn vom Elsaß durch die Schweiz zum Gardasee, dann die Adria entlang nach Österreich, von hier über Schlesien, Brandenburg, West- und Ostpreußen nach Litauen, Lettland, Estland und schließlich nach Finnland. Er war immer bestrebt, auf seinen Fahrten mit den Menschen in engen Kontakt zu kommen oder, wie er selbst sagte, „unter Bauern zu leben und zu arbeiten“. So half er selbst mit, das im Kriege zerstörte Dorf Sexten in Südtirol wiederaufzubauen. Es war als Pfadfinder sein Ziel, die junge Generation Europas zusammenzuschließen; er gründete in Cambridge die europäische Vierteljahreszeitschrift „Youth“, an der führende Persönlichkeiten der Reformbewegung beteiligt waren.

Nach dem Besuch von Internatsschulen und einer Volontärzeit auf einer Farm an der Südküste von Wales studierte Rolf Gardiner in den Jahren 1921–1924 an der Universität Cambridge, wo er neben seinen landwirtschaftlichen Studien die Deutsche und die Italienische Fakultät besuchte und eine rege musische und kulturpolitische Aktivität entfaltete.

Im Jahre 1927 erwarb Rolf Gardiner sein erstes englisches Grundstück in Dorset. Damit begann seine wegweisende Arbeit als Landschaftsgestalter. Es galt hier, ein Brachland in eine fruchtbare Kulturlandschaft zu verwandeln. Es war bezeichnend für Gardiner, daß er wieder junge Menschen aus anderen europäischen Ländern auf seine Farm nach Dorset holte und mit ihnen das Land in Kultur nahm. Noch heute zeigt er seinen Gästen und Freunden das Haus, in dem die schlesische Freischar wohnte, und zeigt ihnen die Felder, die sie kultivierte. Seit 1927 wurden auf diesem Brachland nicht nur blühende Felder geschaffen, sondern dreieinhalb Millionen Bäume

¹⁾ Laudatio, gehalten bei der Verleihung der Peter-Joseph-Lenné-Medaille am 18. Oktober 1971 im Liebfrauenhaus zu Straßburg, also nur einen Monat vor Rolf Gardiners Heimgang. Graf Bernadotte hat dankenswerterweise den Text, der zusammen mit der Antwort Gardiners in dem Bericht der Stiftung F.V.S. zu Hamburg über die Verleihung des Europa-Preises für Landespflege 1971 gedruckt wurde, für dieses Jahrbuch zur Verfügung gestellt.

gepflanzt und vorbildliche Mischwälder und Flurgehölze angelegt. Das Herz dieser Farm aber ist Springhead mit der alten Mühle, wo Gardiner und seine Frau ihren Wohnsitz wählten. Das Tal am Fuße der keltischen Höhenzüge mit der alten Mühle und den sieben Quellen ist zu einem großartigen Landschaftsgarten gestaltet worden, der es verdient, den Leistungen eines Grafen Pückler und eines Peter Joseph Lenné würdig an die Seite gestellt zu werden.

Springhead wurde 1933 eingeweiht und entwickelte sich bis 1939 zu einem agrarischen und kulturellen Zentrum in Wessex. Es wurde eine kulturelle und landespflegerische Stätte der Begegnung europäischer Jugend; durch den Krieg wurde diese Begegnung jäh unterbrochen.

Während des Krieges gründete Gardiner die biologisch ausgerichtete Arbeitsgemeinschaft „Kinship in Husbandry“, aus der sich das „Haughley Experiment“ und die „Soil Association“ entwickelten. Im Jahre 1947 trat er seine erste Afrikareise an und übernahm die Leitung des Familiengutes „Nchima Tea and Tung“ in Nyassaland, dem heutigen Malawi. Auch hier war es wieder seine Aufgabe, das Land fruchtbar zu machen. Für 12 000 ha Land organisierte er vorbildlich den notwendigen Boden- und Wasserschutz. Mit 2000 Arbeitern bewirtschaftet er nun das Land, wo Tee und Tungöl gewonnen sowie Wald- und Weidewirtschaft mit 700 Stück Vieh betrieben werden.

Schon bald nach dem Krieg nahm er wieder die Verbindung mit seinen europäischen Freunden auf dem Festland auf, lud sie nach Springhead ein, organisierte musische Veranstaltungen, so auch wieder mit dem unvergeßlichen Georg Goetsch, dem Gründer des Musikheimes in Frankfurt/Oder. Sein größtes Verdienst aus der Zeit nach dem Kriege aber ist die Gründung des Europäischen Arbeitskreises für Landschaftspflege, der sich seit 1963 in Abständen auf Burg Fürsteneck in Hessen und in England traf und mit den aktuellen Fragen der Landschaftsgestaltung und Landschaftsentwicklung auseinandersetzt. Die Beziehungen von Landschaft und Landwirtschaft, die Auswirkungen agrarstrukturellen Wandels in der europäischen Landwirtschaft auf die gewachsenen bäuerlichen Kulturlandschaften stehen im Mittelpunkt dieser Gespräche und sind ein echtes Anliegen Rolf Gardiners. Er ist bestrebt, Mittel und Wege aufzuzeigen, wie die umfangreichen Probleme sowohl im Sinne einer fortschrittlichen Landwirtschaft als auch zum Vorteil einer gesunden, funktionsfähigen Kulturlandschaft gelöst werden können. In der Entschließung eines von ihm geleiteten Fürstenecker Gesprächs im September 1965 heißt es:

„Trotz des Wandels der Struktur des ländlichen Raumes hat die Landwirtschaft den überwiegenden Teil der ländlichen Fläche in ihren Händen. Ihr fällt deshalb die Aufgabe zu, die ihr überkommene Landschaft ökologisch gesund, reich und mannigfaltig zu erhalten. Es kann kein Zweifel bestehen, daß es für eine gesunde Zukunft der menschlichen Gesellschaft

unerlässlich ist, diese Aufgabe zu erfüllen. Die Gesellschaft aber wird ihrerseits durch öffentliche Förderung der Landwirtschaft dazu beitragen müssen, daß diese über ihre agrarwirtschaftlichen Leistungen, also über die Nahrungserzeugung hinaus in der Lage ist, diesen Auftrag zu erfüllen.“

In den Jahren 1937—1946 gehörte Gardiner dem Grafschaftsparlament in Dorset an, 1967 wurde ihm von der Königin die Ehre eines „High Sheriff of Dorset“ verliehen, und von 1965—1970 nahm er an den von Prinz Philip veranstalteten Konferenzen „Countryside in 1970“ teil. Als Vertreter der Soil Association gehört er dem „Committee for Environmental Conservation“ an und kann hier die Interessen des Umweltschutzes und der Landespfl ege aus seiner englischen und europäischen Erfahrung wahrnehmen und vertiefen.

Die europäische Jugendbewegung in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg hat Rolf Gardiner geprägt und ihn zu einer echten Persönlichkeit reifen lassen, die sich uneigennützig in den Dienst gemeinschaftlicher Aufgaben stellt. Er ist sich selbst in dieser Grundhaltung bis zum heutigen Tage immer treu geblieben. Sein stets fröhliches und hilfsbereites Wesen, seine menschliche Haltung überhaupt, haben einen großen Kreis von Freunden aus aller Welt wachsen lassen, der ihm und seinem Streben nach einer europäischen Landespfl ege nahesteht.

GEDENKREDE FÜR ROLF GARDINER

Hans Raupach

Anlässlich einer Gedenkfeier für Georg Friedrich Händel hörte ich vor 36 Jahren den Musikologen Dent aus Cambridge seine Festrede mit dem Satz beginnen: „Wir feiern heute das Andenken an einen sehr jungen Mann.“ Der Anlaß zu unserer heutigen Versammlung ließ mir jene längst verklungenen Worte wieder einfallen: Damals gedachte ein Engländer eines Deutschen, der in England gewirkt hatte. Wir gedenken heute des Wirkens eines Engländers in unserem Vaterlande; beides steht im Zeichen der Musik, die unsere Völker über alle Gegensätze stets verband, und auch wir feiern heute das Andenken an einen jungen Mann. So haben wir ihn in Erinnerung, und er hat sich bis zuletzt jung gefühlt, hoffte er doch durch die Operation, die ihm dann den Tod brachte, auch wieder die Fähigkeit zum Tanz, zu der ausdrucksvollsten menschlichen Bewegung, wieder gewinnen zu können. Im Schritt des Schwertertanzes haben ihn Freunde zu Grabe geleitet. Diesen höchst disziplinierten, kraftvollen Tanz werden wir als ein sichtbares Symbol seines Lebenslaufes stets vor Augen behalten.

Die für uns wichtigsten Abschnitte dieses reichen, erfüllten Lebens sind in der Einladung genannt und in der kleinen Ausstellung von Schriftzeugnissen dokumentiert. Ich werde sie jetzt nicht in Daten und Einzelheiten beschreiben und werde auch keine Namen nennen; denn was ist ein Name, wenn man dazu nicht den ganzen Menschen sich vorstellen kann. Namen von Menschen und Dingen, von Begegnungen und Aktionen werden jedem von uns einfallen, wenn wir uns allein des Wesentlichen von dem erinnern, was Rolf durch ein halbes Jahrhundert für seine Freunde im deutschen Sprachbereich und für alle bedeutet hat, die von den Ausstrahlungen seiner Person berührt wurden.

Person — persona, d. i. im ursprünglichen lateinischen Wortsinn zunächst die Maske, durch die ein Rollenträger hindurchtönte. Uns allen sind verschiedene Rollen und die Wirkungen, die von ihnen auf andere ausgehen, auf der Schaubühne des Lebens zugewiesen. Rolf Gardiner war gewiß mit einer bedeutsamen Rolle begnadet worden; er hat sie in einer ungemein ausdrucksfähigen Sprache artikuliert und mit reicher und beherrschter Geste erfüllt. Er hat die ihm zugeteilte Rolle mit sichtlicher Freude auch an der Darbietung seiner selbst gespielt. Es gab keine Begegnung mit ihm, in der er nicht von sich, seiner ihn gerade beschäftigenden Tätigkeit und seinen Plänen zunächst und vor allem gesprochen hätte. So verhalten sich nicht wenige vom Tätigkeitsdrang erfüllte Menschen, und die meisten von ihnen vereinsamen, je älter sie werden, weil man das Gespräch mit ihnen nicht mehr sucht. Aber unser Freund Rolf war trotz seines offenkundigen Selbstbewußtseins, und obwohl er überall sofort den Mittelpunkt bildete, kein

Mann, dessen Sinnen und Trachten um das eigene Ich kreiste. Der ganze Zauber seiner Person beruhte eben darin, daß er die Verwirklichung seiner selbst ganz den anderen zuwandte und in den Dienst von Ideen stellte, die ihn beseelten und für die er unaufhörlich warb.

Die Ideen eines Menschen und die sogenannte Wirklichkeit, mit der es zu tun hat, können unvereinbar sein. Je weiter der Abstand von Idee und Wirklichkeit zu sein scheint, um so eher ist man geneigt, von Romantik oder Utopismus zu sprechen. Auch ihm Nahestehende haben Rolf in seinen jungen Jahren zuweilen für einen Romantiker oder Utopisten angesehen. Aber es ist vielleicht das größte Ereignis in Rolfs Dasein, daß in seinen späteren Jahren die Wirklichkeit bedeutender Lebensbereiche unserer Gegenwart sich seinen ursprünglichen Ideen gleichsam zuordnete. Die Utopia aber, eine Wortschöpfung des großen Thomas Morus, gehört zum englischen Genius, der zu allen Zeiten Visionen einer besseren oder bedrohten Gesellschaft hervorgebracht hat.

Da Rolf ein Poet war — nicht nur auch, sondern vielleicht vor allem ein Poet —, so war seine Sprache reich an Mitteln der Dichtkunst und schon deshalb von der Sprache des kalkulierenden Verstandes weit entfernt. Dieser Kunst selbst ziemlich fernstehend wage ich es nicht, Rolfs dichterische Eigenart zu bestimmen; mir scheint nur, daß sein poetischer Ausdruck auch ein Mittel war, dem Seinsgrund der Verhältnisse zwischen den Menschen sowie der Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Umwelt nachzuspüren; nachzuspüren auf eine andere Weise, als es der analytisch zergliedernde Verstand zu tun vermag. Diese seine Einstellung begegnete mir einmal unmittelbar, als er, mit der rechnenden Praxis des Wirtschaftens wohl vertraut, die von mir betriebene Wissenschaft der Ökonomik mit einem Ausspruch von Thomas Carlyle als eine „dismal science“, d. h. als eine trostlose, freudlose Wissenschaft, bezeichnete.

Wenn Rolf seine Erklärungen und Prognosen der Wirklichkeit in poetische Ausdrücke faßte, so suchte er damit Ganzheiten zu beschreiben. Ein analytisches Erfassen von Ursachen und Wirkungen, wie es die Wissenschaft betreibt, lehnte er als ihm nicht gemäß ab. Das erscheint verwunderlich, da sein Vater als weltberühmter Ägyptologe und Linguist geadelt wurde und sein Nachruf als Mitglied auch in den Annalen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu lesen ist. Vielleicht wird uns Rolfs Selbstbiographie einmal über diesen Kontrast Aufschluß geben.

Gehen wir nun davon aus, daß die Vision von Ganzheiten Rolfs Denkweise eigentümlich war, so gewinnen wir einen Ansatz, die Vielfalt und Weitsichtigkeit seiner Intentionen und Lebensäußerungen zu überschauen und sie wiederum als ein Ganzes, als Bausteine seiner Konfession zu erkennen. Wenn ich das Poetische als Rolfs vornehmliche Ausdrucksweise bezeichnete, so war damit nicht gemeint, daß man ihn einen Dichter nennen könnte, oder

daß er sich als solcher verstanden hätte. Ich kenne Gedichte von ihm, die mich tief berührten und die auch von besseren Kennern der englischen Sprache bewundert werden. Und dennoch meine ich, daß er in Absicht und Wirkung vor allem ein politischer Mensch im Sinne von Polis und Politeia gewesen ist. Denn sein Sinnen und Trachten war auf eine bestmögliche Ordnung der Verhältnisse und Lebensbedingungen der Gesellschaft gerichtet. Aber, das sei ausdrücklich gesagt, er meinte nicht Gesellschaft als ein Ganzes — solche Abstraktionen beschäftigten ihn nicht —, sondern er beschränkte sich auf den Teil des Ganzen, den selbst unmittelbar zu bestimmen er sich berufen fühlte. Als solche Teile nenne ich: sein und Marabels Haus und Hof — die husbandry —, die Grafschaft Dorset; dann die Regionen oder Gruppen in England, die sich dem Gedanken der ökologisch zu ordnenden ländlichen Lebensgemeinschaft aufgeschlossen zeigten; ferner Bünde und andere Gemeinschaften in Deutschland und Holland und schließlich den als Realität nur noch in Umrissen erfassbaren baltischen Raum. Ich werde noch davon zu sprechen haben, daß sich Rolf letztlich nicht an die genannten Gebilde also solche, als Organisationen wandte, sondern an die einzelnen Menschen, die in ihnen etwas galten. Durch sie wollte er die Ordnungsvorstellungen verwirklicht sehen, die sein Tun beseelten.

Man kann sich Rolfs Betätigungsfelder gleichsam in konzentrischen Ringen um den Mittelpunkt seines Hauses bis zur weitesten ihm erreichbaren Gemeinschaft angeordnet vorstellen. Aber das war nicht zugleich der chronologische Ablauf, in dem sich seine Weltvorstellung gebildet hat. Er hat vielmehr, auf sich selbst gestellt, gleich mit dem größten Zirkel angefangen; wie, das hat er mir einmal so erzählt: Bald nach dem ersten Weltkrieg, noch als Jüngling, habe er mit geschlossenen Augen auf die Karte Mitteleuropas getippt und dann gesehen, daß er einen Ort in Kärnten bezeichnet habe; dahin ist er dann wie ein fahrender Ritter oder Minstrel aufgebrochen und hat sich für Monate bei Bauern als Knecht verdingt.

Wie in einem träumerischen Entschluß hat er so den größten Radius seines Wirkens abgesteckt. Alles was dann folgte, war das Ausfüllen des Kreissektors gleichzeitig im kleinsten wie in dessen größtem Bereich mit Begegnungen, Beziehungen und Aktivitäten. Was aber erscheint als das Ziel und der Inhalt dieser rastlosen und gleichzeitig besinnlichen, stets auf die Gewinnung von geist- und seelenverwandten Menschen gerichtete Tätigkeit, welches waren die Ordnungsbilder, von denen sich Rolf leiten ließ?

Die Leitbilder seiner Weltsicht waren ohne Zweifel bewahrend, im politischen Sinne konservativ, tief verwurzelt in seinem Erleben der gegenwärtigen und geschichtlichen Erfahrung Nordwesteuropas. Sie rührten nicht her aus der Reflexion angelesenen Wissens, sondern von der Anschauung vor allem der Landschaft und sozialen Umwelt, in der Rolf aufwuchs und in der er die Erfüllung seines täglichen Lebens gefunden hat.

Doch gab es für ihn auch das Kontrasterlebnis Südost-Afrika, wo er nach diesem Kriege in den Lauf der kleinen und großen Dinge eingriff mit höchstem Verantwortungsgefühl für die eingeborenen Menschen und für den Boden, von dem sie zu leben haben. Aber in den letzten Jahren hatte er auch seinen nüchternen kommerziellen Job in der City. In dieser Hinsicht entsprach er dem Ideal eines landed gentleman, der in der Welt und in London seine Geschäfte betreibt, aber auf dem Lande ein Gut bewirtschaftet, ohne dabei immer Rentabilität als leitenden Grundsatz zu respektieren. Rolf prägte auch dieser doppelten Eigenschaft seinen besonderen Stil auf, der ihn unter seinen Standesgenossen über das Maß an Eigenwilligkeit hinaushob, das die englische Gesellschaft dem einzelnen zuzugestehen bereit ist. Doch hat die Landschaft, in der er wirtschaftete und wirkte, auch ihre Besonderheit.

Dorset ist nur eine von vielen Grafschaften Englands; sie ist weit abgesetzt von den großen ausufernden Ballungen der Großstädte und von den häßlichen Industrievierteln, von deren Produktivität das private und das öffentliche Wohlbefinden des britischen Volkes freilich abhängt. Aber für jeden Engländer diesseits des roman wall mag Dorset vor allen noch ähnlichen Grafschaften in ihrer weithin unberührten bukolischen Schönheit, harmonischen Ausgewogenheit zwischen Siedlung, Architektur, Grünland und Baumgruppen das Herzstück der großen Insel bilden: England herself — wie Rolf seine Landschaft einmal genannt und gepriesen hat. Bei ihrem Anblick stellt sich die Sehnsucht ein nach einem Gegenbild der zersiedelten, verkehrs- und smoggefüllten, vom Geschäftsleben angetriebenen Stadtregionen, die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies in Arkadien. Daß das kein nur englisches Sentiment ist, kann jeder von uns bezeugen, der dort einmal geweilt hat. Vor einigen Wochen erst blickte ich vom Turm der normannischen Dorfkirche von Murnhull über dieses Land mit seinen Kulissen von großentwickelten Baumwipfeln, Hecken, weidenden Kühen bis hin zur Hügellinie am Horizont, an deren Plateaurand die Wälder von Gore Farm auszumachen waren, die Rolf in Nachfolge seines Onkels gepflanzt und gehegt hatte. Auch mich überkam das Gefühl, ein Herzland der europäischen Landeskultur wahrzunehmen, wie wir sie heute überall unter Aufgebot wachsender Anstrengungen zu erhalten oder wieder herzustellen trachten.

Mit dieser Imagination nähern wir uns dem Verständnis von Rolfs vornehmlichstem Anliegen — dem Bewahren der bodenständigen Kräfte. Was noch vor Jahrzehnten oder Jahren ihm und anderen Gleichstrebenden als zivilisationsfremde Romantik angelastet wurde, das ist heute zum Leitziel der Industriezivilisation schlechthin geworden: Landschaftsgestaltung und Umweltschutz als Bewahrung der ökologischen Ganzheit des Lebenden und des Lebenspendenden. Wir werden über diese besondere Mission von Rolf

durch Gert Kragh noch hören. Ich halte hier nur fest: Rolf war von dieser Idee aus dem Geist der Landschaft, in der er lebte, ganz ergriffen und hat sie, darin mit anderen Einsichtigen seines Landes verbunden, mit dem Pathos einer Sendung propagiert.

Diese Idee ging jedoch über eine gleichsam nur technisch verstandene Landschaftspflege weit hinaus. Die bewahrte Landschaft sollte einen Hort gegen die auflösenden Kräfte der dynamischen, industriellen Zivilisation bilden, die in der technokratisch beherrschten Massengesellschaft ihre allgemeine Form findet. In West und Ost, im Amerikanismus und im Bolschewismus der zwanziger Jahre sah Rolf die Leviathans, die ein aus dem bäuerlichen und adeligen Landleben erwachsenes Alteuropa bedrohten. Solche politischen Kennworte erscheinen uns nur noch wie vergangene Gespenster, heute, wo Amerikas industriewirtschaftlicher Optimismus gebrochen und der Sowjetkommunismus in der Konservierung vererbter und geronnener Strukturen erstarrt ist. Aber im krisengeschüttelten Europa unserer jungen Jahre konnte man die Großmächte des individualistischen wie des kollektivistischen Industrialismus als Gefahr für die Mitte des Abendlandes empfinden. Die Flugschrift des Balten v. Sokolowski, betitelt die „Versandung Europas“ — großartig retrospektiv und reaktionär wie sie war — fand auch bei manchen von uns Glauben.

So konnte in den zwanziger Jahren, in denen wir unsere politische Meinung als junge Generation bildeten, Rolf gewiß als ein Mann der konservativen Revolution gelten, als jemand, der den Mittelweg zwischen radikaler liberaler Entbindung und kollektivistischer Zwangsordnung suchte, und der sich dabei in anschaulicher Denkweise an vorindustriellen, gleichsam gewachsenen Ordnungen orientierte, deren Symbole der besseren Vergangenheit in Bauwerk, Siedlungsgestalt oder in der Musik erblickt wurden. Ohne viel Worte und weitere zeitgeschichtliche Betrachtungen werden es nur die Mitlebenden jener kritischen Zeit heute besser als damals verstehen, an welchen Abgründen der politischen Verkehrung des Konservativen dieser schmale Pfad zwischen den herrschenden Mächten führte und warum er sich schließlich als ungangbar erweisen mußte.

Aber wie so viele seiner Weggefährten dachte Rolf nicht daran, seine Ideen in organisierte Politik umzusetzen; auch wollte er nicht mit Papier gegen den Zeitgeist angehen. Durch die eigene Haltung, mehr noch durch praktische Bewährung sollten Vorbilder gesetzt werden. Und damit hob sich das, was Rolf mit seinen Freunden unternahm, aus dem unendlichen Geschwätz und Geschreibe heraus, das eine bewegte Jugend auch damals produzierte.

Das Deutschland, in das Rolf nach 1920 kam und auf der Suche nach Geistverwandten kreuz und quer durchstreifte, brodelte geradezu von bewegten Gruppen, Bündeln und Konventikeln jeder Art und Färbung. Rolf fand in diesem Chaos bald den Anschluß an den Kristallisationsprozeß der

bündischen Jugend. Das geschah nicht zufällig, denn seine Aufmerksamkeit für einen bestimmten Menschentypus war bereits geschärft durch seine Teilnahme an Kibbo Kift, wie sich der Bund der Waldverwandtschaft, eine Sezession vom britischen Boy Scoutismus, nannte. Als ein englischer fahrender Ritter, ein knight-errant dieser Wald- und Wahlverwandtschaften, sah sich Rolf der verwirrenden Vielfalt der deutschen Jugendbünde gegenüber, aber er stand gleichzeitig über ihr, indem er sich keiner Richtung völlig verschrieb. Da er in seiner Person das abenteuerlich Schweifende des deutschen Wandervogels mit dem Sinn für das feierlich Geformte des Pfadfindertums verband, weil er diese beiden Grundhaltungen der deutschen Jugendbewegung verkörperte, konnte er sich in ihrer schließlichen Vereinigung zur Deutschen Freischar vollends aufgenommen fühlen. Einem Verein gehörte er aber deshalb nicht an und hielt sich auch seine Verbindung zur Führungsgruppe der Jungkonservativen Bünde offen, die auf außenpolitische Aktivität drängten.

Rolfs Engagement bei den verschiedenen Bünden und Gruppen aber war in erster Linie von der Verbindung zu einzelnen bestimmt, mit denen er Freundschaft auf seine Art schließen konnte. Die Zahl derer war groß, denn groß war das Reservoir der Bünde an Menschen, die ihm seiner ungemein verbindlichen Art von Freundschaft wert schienen. Ihre bloße Aufzählung wäre deshalb sinnlos, jeden in seinem besonderen Kontakt mit Rolf zu charakterisieren hier unmöglich. So muß ich mich wieder auf das allgemein Bedeutende an diesen Beziehungen beschränken. Rolf dachte — wie schon gesagt — in Ganzheiten, und so sah er auch jeden gewonnenen Freund in dessen und in seinem eigenen persönlichen Beziehungsgeflecht, er wob ständig an diesen Fäden wie an einem Webstuhl — „ein Schlag tausend Verbindungen schlägt“ — und trachtete so überall danach, das Verbindliche zu fördern.

Doch die Bünde waren keine Harmonieklubs. Ihr lebhafter Wettbewerb untereinander und ihre Sammlung so vieler eigensinniger Naturen ließen tiefe Konflikte und sogar Feindschaften aufkommen: Bündigung und Zerfall erfolgten in kaleidoskopartigem Wechsel. Die latenten Spannungen vergrößerten sich mit dem Beginn der großen Krise der Weimarer Republik, das Persönliche an ihnen schlug vielfach ins weltanschaulich Politische um.

Unter solchen Verhältnissen über bündischer Konkurrenz und persönlicher Querelen stehend, wirkte Rolf als verbindendes Element und nicht selten in letzter Instanz angerufener Friedensrichter. So sage ich wohl nicht zuviel, wenn ich ihn als einen heimlichen König im bündischen Leben jener Zeit bezeichne; unabhängig durch seine nationale Herkunft und sein Vermögen, großzügig in der Verfügung über seine Zeit, freigebig im Bereitstellen seiner reichen Beziehungen im In- und Auslande.

Sein heimliches Königreich lenkte er nicht zuletzt mit Briefen, die in

frühester Morgenstunde in einer Handschrift von großer Schönheit und Stetigkeit abgesetzt waren. Dieser Briefwechsel muß einen ungewöhnlichen Reichtum an sachlichen Mitteilungen, persönlichen Offenbarungen und Programmen enthalten. Man kann nicht wissen, wie weit das geistesgeschichtliche Interesse an Phänomen des Bündischen noch gehen und wer diese Briefe einmal aufzuschließen sich vornehmen wird. Sicherlich hat es aber seit der Romantik in Deutschland nichts Vergleichbares an schriftlichem bekenntniserfülltem Gedankenaustausch unter so vielen gegeben. Rolf Gardiners Briefwechsel wird deshalb eine der wichtigsten Quellen für die Erforschung der geistigen Bewegung und der Ausdrucksformen jener Generation bleiben.

Doch korrespondierte Rolf nicht nur mit seinen Alters- und Gesinnungsgenossen. Er war ebenso begierig danach, sich mit jenen zu verbinden, die als gereifte Männer und Frauen in Amt und Würden der Bewegung der Jugend nahestanden. Insofern sah er sich auch nicht als Sprecher seiner Generation, gar im Sinne eines Gegensatzes zwischen alt und jung; solches hätte seinem englischen Lebensgefühl ganz ferngestanden. Eben deshalb war er befähigt, auch zwischen den Lebensaltern zu vermitteln, die damals bei uns durch Lebensart sehr verschieden geprägt erschienen.

Ich kenne nicht annähernd den ganzen Umkreis von Rolfs Aktivitäten, die sich in seiner Korrespondenz und in Berichten niederschlugen. Deshalb vermeide ich es auch, hier einzelne dieser Aktivitäten ausdrücklich zu benennen. Das hieße, wenigstens willkürlich zu gewichten, und wäre es viel, so wäre die halbe Zeit mit beziehungsloser Aufzählung vertan. Im Zusammenhang von Aktionen, über die ich deshalb möglichst allgemein spreche, werden den hier Versammelten die Namen von noch Lebenden und Dahingegangenen einfallen, die einst dazugehörten.

Rolf Gardiner war es kraft seiner Persönlichkeit und weitgehender Freiheit von Berufspflichten im Sinne bürgerlicher Konvention gegeben, seinen Eingebungen auf scheinbar weit auseinander liegenden Tätigkeitsfeldern gleichzeitig zu folgen. Da er sich dabei selbst verwirklichte, ohne Aufträge anderer ausführen zu müssen, war die Einheit seiner Unternehmungen in seiner Person selbst gewahrt, ohne daß der Gedanke an Zersplitterung hätte aufkommen können.

Die Einladung zu dieser Gedenkfeier zählt einzelne von Rolfs Tätigkeitsbereichen auf, und unsere Ausstellung dokumentiert „Beispiele der Breite von Rolfs Wirksamkeit in unvollständiger Andeutung“. Ich spreche jetzt von dem, was sich in Worten am ehesten wieder verlebendigen läßt.

Ich beginne mit Rolfs Bemühungen um eine Verständigung zwischen den Nationen, denen sein Herz gehörte. Durch Geburtsort und die Familie der Mutter war er mit Berlin und mit Wien verbunden; Nord und Süd des deutschen Siedlungsraumes, Preußen und Österreich hat er mit gleicher Intensität geliebt und verstanden. Dieses Verstehen ging auch hier von den

Landschaften und von ihren werktätigen Menschen aus, es umfaßte letztlich alle Realisierungen des Volksgeistes in Sprache, Lied, Lebensart und seinen steingewordenen Formen in Städten, Dörfern und Domen. Deshalb hat ihn die Zerstörung Lübecks, stellvertretend für so viele andere deutsche Städte, tief im Herzen getroffen, und er hat das gleich nach dem schrecklichen Ereignis, wie Jeremias klagend, in einem ergreifenden Gedicht ausgesprochen. Rolfs Verstehen und Sicheinfühlen in die Landschaften und Menschen, die sie gestaltet haben, hat er sich erwandert, bei Tag und bei Nacht und zu allen Jahreszeiten. Diese Eigenschaft und Passion verbanden ihn mit der ursprünglichen Lebenspraxis der deutschen Jugendbewegung; sie machten ihn sehend für das, was er später in der Landschaftsgestaltung und Politik ihrer Erhaltung zu erreichen gedachte.

Es scheint mir nun, als ob Rolfs aus dem Gemüt herrührendes Verstehen von Landschaften und Menschen nur eben so weit sich erstreckte, als diese wandernd sich selbst und die Natur zu erleben gewohnt sind. Und solches taten — jedenfalls damals — mit Überzeugung eigentlich nur die Menschen Mittel- und Nordwesteuropas. So wage ich es auch, Rolfs Idee von einer natürlichen Wahlverwandtschaft dieser Völker auf seine Erfahrung als Wanderer im Dienste der Verbrüderung der Völker um Nordsee und Baltikum zurückzuführen. Die kaum wanderfreudigen Romanen und Slawen traten deshalb gar nicht in seinen Gesichtskreis.

Trifft diese Kennzeichnung von Rolfs politischer Intuition zu, so wäre in ihr kein rationales Kalkül europäischer Gemeinschaft wiederzufinden, wie wir sie jetzt entstehen sehen. Von ökonomischen oder militärischen Relationen, von weltpolitischem Kräftespiel überhaupt, habe ich Rolf nicht sprechen hören. Aber mindest in einem Punkte erweist sich sein Denken als Realpolitik, die damals freilich dem normalen britischen Verstande nicht einleuchten mochte, in der Voraussicht nämlich, daß die Zeit des britischen Empire dahingegangen sei. Deshalb sollte sich England auf seine Rolle auf dem Kontinent besinnen und auch seinen alten Drang über See nach dem Baltikum wiederaufnehmen. Bis auf das letztere ist seine Voraussicht eingetroffen. Im Alter von 23 Jahren wagte er es, in einem deutschen jungnationalen Blatt folgendes zu schreiben: „Ich sage das alles mit Sicherheit, denn ich weiß wie jeder Engländer, daß es wahr ist. Noch 50 oder 25 Jahre, vielleicht weniger, dann kommt das Ende. Wenn eine Sache verbraucht oder vermodert ist und sterben muß, bin ich froh. England als Ganzes geht zu Ende. Aber Gott sei Dank gibt es noch Engländer mit dem alten Feuer im Herzen. Und diese Engländer wissen, daß das alte Feuer zu neuer Flamme entzündet werden muß. Sie müssen eine neue Fackel nehmen und sie am alten Feuer entzünden, so daß die Flamme sich erneuern kann.“ Solches schrieb der Student in Cambridge Anfang 1925. Keine 50 Jahre später war das Empire nur noch ein Schatten seiner selbst, und Rolf konnte als Mann

praktischer Geschäfte in unserem Lande reisen, handeln und reden in dem selbstverständlichen Gefühl, daß seine Vision von Englands Aufgabe auf dem Kontinent sich erfüllt habe, sein Land damit zu sich selbst zurückgefunden hätte.

Von jungen Menschen sind zu allen Zeiten große Worte auch der Völkerverbrüderung gesprochen worden, denen nur wenige oder gar keine Taten gefolgt sind. Rolf aber war durch und durch ein Mann der Tat, und nichts an ihm war Phrase. Was er dachte, sollte sogleich Gestalt gewinnen, freilich immer in den Formen, die ihm und seinen Freunden gemäß und zugänglich waren. Über die Urform der gemeinschaftlichen Wanderfahrt war er bald hinausgewachsen. Es folgte die Form der Spielfahrt, der sichtbaren und tönenden Selbstdarstellung in Tanz und Chor, die in den zwanziger Jahren das sinnlich wahrnehmbare Mittel der Verständigung und der Manifestation jugendlichen Geistes über soziale und nationale Grenzen hinweg gewesen ist. Doch das, was Rolfs Tanzgruppe Travelling Morris im eigenen Lande und draußen darzubieten hatte, stand hoch über dem Tandaradei des wiederbelebten Volkstanzes bei uns.

Es trat uns entgegen eine in England ungebrochene Tradition des alten Schwertertanzes der Männer und des gemischten Gesellschaftstanzes, die schon Friedrich v. Schiller zu höchster Eloge bewogen hatte. Sie wurde durchgeführt von einer Elite schöner Mädchen und Jünglinge, die sich als gebildete Menschen in einer ästhetischen Mission zu bewegen schienen. So etwas hatte es seit der Zeit, als englische Spielleute, Gambisten und Lautenisten, wie der große Dowland, den Kontinent bereist hatten, nicht mehr gegeben. Rolf hat diese Auftritte als eine solche Rückkehr des merry old England in Europas Mitte verstanden.

Es sollte aber nicht bei einseitigen Besuchen bleiben. Im Rahmen der Auslandsfahrten der bündischen Jugend Deutschlands wurden auf der Grundlage der von Travelling Morris geschaffenen Freundschaftsbeziehungen die Fahrten nach England unternommen, in denen sich junge Männer aus allen artverwandten Bündnissen zusammenfanden, die von Rolf ungemein beziehungsreich in die Verhältnisse Englands eingeordnet wurden.

Das Bild dieser Begegnungen verfeinerte sich zu einem gesellschaftlichen Stil, als auch von unserer Seite in der Gemeinschaft des deutschen Singkreises junge Frauen dabei waren. Bis hin zu einigen ehelichen Verbindungen schien die Freundschaft beider Völker durch ihre Jugend besiegelt zu sein.

Die politische Idee wuchs aus diesen Beziehungen und über die Kreise hinaus, die sie trugen. Das Sonderheft einer Führerzeitung (Herbst 1927) der repräsentativen Bünde der deutschen Jugendbewegung war der deutsch-englischen Aussprache gewidmet und so betitelt. Die jungen Herausgeber — auf englischer Seite war es Rolf Gardiner — gewannen Wort-

führer von beiden Seiten zu den Gegenständen der Aussprache aus der Welt der Wissenschaft und Kulturpolitik, die man zu den bekanntesten Sachkennern zählen konnte. Es wurde gleichsam in Wechselrede über die Gründe des historischen politischen Gegensatzes zwischen England und Deutschland gesprochen, über die Wesensart der beiden Nationen, über die Frage einer Gemeinschaft der nordischen Völker, darüber, was beide Nationen von einander lernen könnten, und man schloß mit einem Bekenntnis zum „Lebensglauben der Jugend“.

Es waren also die etwa 25jährigen, die die Älteren, schon öffentliche Autorität Genießenden, dazu bewogen, in einer damals in Deutschland noch nicht geübten Offenheit das Verhältnis der beiden Nationen als Schlüssel für die Zukunft des Abendlandes zu deuten. Man wünschte sich, daß diese Schrift in zeitgeschichtlichen Seminaren heute analysiert würde, um den Mut, den Realismus der Herausgeber, damit aber auch die Haltung der deutschen Jugendbünde zu charakterisieren, die die eigene öffentliche Meinung herausforderten und, obgleich national fühlend, den damals rufmordenden Vorwurf des Pazifismus auf sich zogen. Ich zitiere nur einen Satz aus dem Beitrag von Harold Begbie, einem scharfen Kritiker der Nachkriegspolitik des eigenen Volkes, der folgendes „von den kommenden Dingen“ schrieb: „Die vernünftige Überlegung gibt ebensowohl den Gedanken ein, daß eine Nation von der Disziplin und inneren Macht wie Deutschland nicht lange mehr der gedemütigte und gebeugte Lastträger des Weltkrieges sein wird, wie den anderen, daß die Deutschland nach dem Kriege zugefügten Erniedrigungen zu größter Erbitterung und eines Tages zum Ausbruch eines Zorns führen werden, der wie ein Präriefeuer über die Fluren Europas hinwegstürmen wird. Allein da die Geschichte die Existenz einer alle menschlichen Ziele vorausbestimmenden Gottheit überzeugend dartut und beweist, daß aller Militarismus sich selbst verschlingt und alles Streben nach Vergrößerung sich selbst das Grab schaufelt, so vermag ich nicht anzunehmen, daß sogar ein neues Militärabenteuer Deutschlands die Vernichtung der christlichen Zivilisation herbeiführen würden.“ Dies war zehn Jahre nach dem ersten und zehn Jahre vor dem zweiten Weltkrieg geschrieben, und wir können daraus die Mischung zwischen Skepsis und Glauben herauslesen, die damals die jungen Führer unserer Bünde beherrschte.

Als Weltwirtschaftskrise und Millionenarbeitslosigkeit dem vom Westen gedemütigten deutschen Volk den politischen Verstand raubten und eine Gruppe von demagogischen Abenteurern an die Führung brachten, versuchte Rolf mit seinen deutschen und englischen Freunden das Banner des Glaubens an das stärkere Gute hochzuhalten; das Gute freilich auch verstanden als Bewahrung des Gewachsenen vor der industriellen Massen-zivilisation. Hierin aber lag das ungelöste Dilemma des Konservativismus,

auf den zwar auch heute im Grunde keine, nicht einmal eine sich revolutionär gebärdende Gesellschaft verzichten kann, der aber in einer Welt ohne Monarchien keine politische Form mehr zu finden vermag.

Aber Rolf lebte noch in einer Monarchie; in einem seiner letzten Lebensjahre trotz seiner politischen Irrtümer auch als Sheriff der Königin in der Grafschaft Dorset. So konnten wir, während der Feuer- und Rauchvorhang des Krieges zwischen ihm und uns stand, gewiß sein, daß er in seinem Dorf und seiner Landschaft stetig weiter wirken und nach dem Kriege das Begonnene mit uns fortsetzen würde. Auf ihn richteten sich die Hoffnungen der in englischer Vernehmungshaft, in tschechischen und sowjetischen Gefängnissen und in den POW Camps am Suezkanal eingeschlossenen Freunde. Hilferufe erreichten ihn bereits in jener Zeit, und er hat in Freundestreue seine persönlichen Beziehungen in der Diplomatie sofort in Bewegung gesetzt. Wer das miterlebte, weiß was für eine Zuversicht und Kraft des seelischen Durchhaltens von der Verbindung mit Rolf in Gedanken allein schon ausging.

Da Worte die Menschen auch trennen können, das gemeinsame Tun sie aber stets verbindet, sah Rolf in den Arbeitslagern, ähnlich wie in der Chormusik, eine wesentliche Form der Bündigung junger Menschen verschiedener sozialer, nationaler und ideologischer Herkunft. Die Einheit von Arbeit, Geist und Musik, die hier zu verwirklichen war, entsprach durchaus seinem eigenen Lebensstil. Wo er dabei war, herrschte eine Heiterkeit, die auch humorlose Parteimenschen bezwang. Letztlich mag die Kraft und Geschicklichkeit überzeugt haben, mit der er auch Schaufel und Hacke handhabte. Er übertrug die Arbeitslagerform in seine Heimat und war an ihrer Propagierung auch in die Nachbarländer lebhaft interessiert, immer darauf bedacht, sie möge nicht in die Hand von Machern fallen, von Leuten, die vom Schreibtisch her sich über solche Bewegungen zu setzen pflegten. So konnte er auch an dieser Stelle keinen Anteil mehr nehmen, als sie unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse in Sozialpolitik und Arbeitslosentherapie umschlug.

Wir nähern uns damit in Gedanken bereits dem verhängnisvollen Wendejahr von 1933. Nach knappen zehn Jahren autonomer Bewegungen und Reformen auf allen Gebieten der Selbsterziehung einer jungen Generation wurde alles unter dem Deckgebirge der autoritären Staatsreglementierung begraben.

Rolf war nicht der einzige, der es in England versucht hat, das Positive in den ersten Jahren des Führerstaates zu entdecken und damit den Weg zum Besseren offenzuhalten. War er doch auch darauf bedacht, durch diese positive Anteilnahme von außen die wenigen festgegründeten Werke seiner bündischen Freunde erhalten zu helfen.

Vom Ausgang der Dinge her gesehen erscheint das alles vergeblich ge-

wesen zu sein. Nur diejenigen, die das damals miterlebt haben, können sich selbst Rechenschaft darüber ablegen, warum man sich auch an Strohhalme klammerte. Man kann die Versuche dieses Freundeskreises, sich mit der Macht zu arrangieren und zu überleben, auch nicht am ehernen Gang der Weltgeschichte messen. Was bis ans Ende blieb, war die Freundschaft, entstanden in Zeiten der Entbehrungen in jungen Jahren, orientiert an hohen Zielen der gemeinsamen Selbstverwirklichung, unerschüttert durch Zerwürfnisse und Mißverständnisse, die bei so weitgespannten Aktivitäten und Zielvorstellungen unausbleiblich waren.

Von Rolfs immensem Anteil an der Bildung und Erhaltung dieser Freundschaften habe ich gesprochen, und ich meine das ist das, was uns in Erinnerung an ihn verbindet und auch heute hier zusammengeführt hat, wo doch die Werke und Tage unserer jungmannschaftlichen Jahre nur noch eine Sage sind. Aber wie hat Rolf sein eigenes Leben und seine Aufgabe gesehen? Ich wiederhole und übersetze eine Stelle aus seinen Schriften, zitiert auch bei dem Londoner Memorial zu seinem Gedenken: „Die Struktur der Dinge zu ändern, neue Zusammenhänge zu schaffen, alte Struktur wiederherzustellen, die verfallen war oder niedergebrochen worden ist, im neuen Kontext wiederherzustellen: An dieses Bemühen haben wir Hand angelegt, als wir solche Mittelpunkte errichteten wie das Musikheim in Frankfurt a.O., das Boberhaus in Schlesien, den Meihof im Gelderland von Holland. Alle diese Zentren von Hoffungsfreude und Versprechen, von strahlender Aktivität sind zerstört. Nur Springhead bleibt mit ein und einhalb Millionen gepflanzter Bäume, die auf den umgebenden Hügeln wachsen.“

So sind wir mit Rolfs eigenen Gedanken wieder bei Springhead angelangt, dem alten Mühlenhaus in Dorset, hinter dem sich in einer Talenge der große Mühlenweiher, umgeben von Marabels Zaubergarten, erstreckt. Wir denken daran, daß Rolf und seine Frau von hier zu ihren Missionen auszogen und wieder zurückgekehrt sind, um aus der Mitte der ultima thule der abendländischen Kultur neue Impulse zu schöpfen. Wie vertraut ist dieser Ort allen, die dort gewohnt haben, vor allem denjenigen, deren Töchter nach dem Krieg durch jahrelange Zugehörigkeit zu diesem Hause eine neue tiefere Verbindung mit Rolfs Familie hergestellt haben. Wie gerne würde ich über Rolf als Pater familias und Wirt von Haus, Hof und Forst sprechen, vom Alltag und von den Festen in Springhead. Dann erst würde deutlich, welche Gnade Rolf darin erfahren hat, festverwurzelt in einem Hause und in seiner Familie, auf eigenem Grund und Boden zu leben und letztlich von all den Geschäften, die ihn in die City, nach Europa oder Malawi führten, im Inneren unberührt zu bleiben. Denn nur in Springhead sah er sein ganzes Leben bis zu seinem Ende erfüllt.

Wir sind deshalb darüber glücklich, daß Marabel, die Seele von Springhead, hier unter uns ist.

Aber ich muß schließen, der deutsch-englischen Verwandtschaft zuliebe mit dem gleichen Schluß, den ein Freund Rolfs bei dem Londoner Memorial gefunden hat: „Even if Springhead should one day cease to be a centre, the two and a half million trees will remain and — who knows — there may be a *genius loci* to maintain the memory of Rolf Gardiner, a noble soul, when all of us are gone.“

ROLF GARDINER, DER LANDSCHAFTSPFLEGER
Gert Kragh

Stellvertretend für Alwin Seifert habe ich die Ehre, seitens des von Rolf Gardiner im Jahre 1963 gegründeten und seither geführten Europäischen Arbeitskreises für Landschaftspflege zu sprechen. Dieser Arbeitskreis hatte weder Satzungen noch feste Mitglieder. Insofern ist es nicht außergewöhnlich, wenn ich Sie alle bitte, in dieser Stunde Mitglieder des Arbeitskreises zu sein.

Wir wollen ein Gespräch mit unserem Vorsitzenden Rolf führen über das, was war, und über das, was werden soll. Ein solches Gespräch begann gewöhnlich mit dem rein persönlichen Bereich: *Lieber Rolf*, unsere Kontakte sind spärlich geworden innerhalb der letzten drei Jahre, dem Zeitraum, in dem ich auf Deinen drängenden Rat den Hof in Bussau kaufte. Du meinstest, es sei wichtig, in der Apokalypse der siebziger Jahre, des Kampfes aller gegen alle, festen Grund unter den Füßen zu haben. Und wie sehr können wir Dir zustimmen. Die Apokalypse ist in vollem Gange.

Inzwischen haben meine Frau und ich den Hof in Bussau aufgebaut; es läßt sich darin wohnen und wirtschaften! Daher möchte ich den Antrag stellen, ihn mitaufzunehmen als Stützpunkt der landschaftsbiologischen Aktivlinien, die nach Vorschlag von Sylvia Crowe die Wirtschaftslandschaft durchziehen sollen. Der Hof würde sich eingliedern in die große Anzahl von bereits vorhandenen Stützpunkten: voran Springhead mit Gore Farm, dann Seiferts Haus und Garten in Diessen am Ammersee, der Hartschimmelhof, von Mengershausens Tannerhof, die Insel Ängholm, die Burgen Fürsteneck und Stettenfels, Springmanns Hof in Geschendorf — und welche Häuser und Höfe soll ich nennen? Es ist eine ansehnliche Zahl.

Nun zur Frage, *was war?*: In den sechs Jahrzehnten dieses Jahrhunderts der Zeitenwende erlebten wir mit Dir, lieber Rolf, die tiefgreifendsten Wandlungen der überschaubaren Menschheitsgeschichte. Diese Behauptung bedarf einer Begründung.

Wir erlebten den Übergang von der Hand- und Pferdearbeit zum totalen Maschineneinsatz, von der individuellen Betreuung von Boden, Pflanze und Tier zur rücksichtslosen Gewaltanwendung von Mitteln aus dem physikalisch-chemischen Bereich, Mitteln mit unbegrenzter und daher kaum kontrollierbarer Wirkungskraft mit dem Ziel der Produktion von Nahrungsmitteln in steigender Quantität ohne ausreichende Rücksicht auf Qualität. Wir erlebten den Verlust der Bindungen an den Standort und an das Volkstum mit einem Aufgeben der in Jahrhunderten gewachsenen Lebensform und Lebensart; wir mußten uns (auf Vorschlag von Heinz Haushofer) entschließen, den Begriff „Bauerntum“ nicht mehr zu verwenden, da sich das Leben und Wirtschaften in der Landwirtschaft grundlegend änderten.

Mit aller Kraft hast Du, Rolf, Dich gegen die entwertende Erscheinung dieser Entwicklung gewendet, und Du hast oft drastische Wege eingeschlagen — und wenn es durch eine Pulververschwörung gegen Mansholt geschah. Hübotter hat das in der herrlichen Zeichnung lebhaft zum Ausdruck gebracht, wo Mansholt ein Begräbnis im Komposthaufen zu Fürsteneck fand. Und dieser unter Seiferts Anleitung gebaute Kompost hat seine heilenden und lebensfördernden Kräfte gezeigt, indem er Herrn Mansholt zur Auferstehung brachte und ihn beflügelte, im neuen, vergrößerten Arbeitsbereich als Programmdirektor der EWG ganz neue Gedanken und Wirkungsgrade zu entwickeln.

Immer wieder hast Du mutig eingegriffen, Rolf, und wenn es durch den Frühjahrsfeldzug 1966 geschah, den Du mit Tassilo Tröscher und Heinz Haushofer in England unternahmst, um durch Vorträge den Gedanken der „Landwirtschaft als öffentlicher Dienst“ zu fördern. Du konntest es auf Grund Deiner beruflichen Ausbildung, insbesondere aber durch die Erfahrungen, die Du auf Deinen Wanderungen und bei Deiner Zusammenarbeit mit Bauern und Waldarbeitern in England, in Tirol und in manchen europäischen Ländern mit offenen Sinnen gewonnen hast.

Das Besondere Deines Wirkens entwickeltest Du mit Deiner Frau Marabel und etlichen, vermutlich hier anwesenden Freunden, beim Aufbau von Springhead. Singend, tanzend und spielend habt Ihr aus einer devastierten Kalkwüste ein fruchtbares Bauernland mit artenreichen Wäldern geschaffen mit seinem paradiesischen Springhead im Herzen.

Durch Deine Tätigkeit, etwa im Grafschaftsparlament Dorset (1937 bis 1946), in der Organisation „Countryside 1970“ (1965—1970), in der Soil Association, in der Du die „Commission for Environmental Conservation“ führtest, hast Du in lebhaftem Austausch mit vielen Menschen Deine Erfahrungen erweitert, um sie im Europäischen Arbeitskreis für Landschaftspflege so recht zur Wirkung zu bringen. Dieses alles wurde Dir in Straßburg bestätigt, als Du 1970 den Peter-Joseph-Lenné-Preis entgegennahmst. Aber laßt uns eben noch an die Fürstenecker Tagungen (1963, 1965 und 1969) zurückdenken. Wir haben Deine Geduld oft auf die Probe gestellt, wenn wir gut durchdachte Programme und sorgfältig vorgezeichnete Tagungsabläufe mit Dir festlegen wollten. Dies alles war Dir nicht so wichtig. Wesentlich war, daß Du einen großen Freundeskreis zusammenbrachtest, in dem man frei und offen die schwierigsten Tagesprobleme besprechen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß einem das Wort im Munde umgedreht, daß einem ein Dienst- oder Parteiverfahren angehängt würde. Und immer, wenn unlösbar erscheinende Fragen den Tagungsausgang hemmten, dann hast Du, oft improvisierend durch Meditation (in der Kapelle), durch Einlagen aus dem musischen Bereich für eine Auflockerung gesorgt; und wir kamen gerade dadurch der Lösung näher. In Deinen weitgreifenden Anlagen und

in der Polarität vom Musischen bis zum Sachlich-Fachlichen lag wohl das Geheimnis Deiner Wirkungskraft.

Dazu noch dieses Erlebnis: Du warst beeindruckt von der rekultivierten Braunkohlenlandschaft, einem riesigen Tagebaugebiet bei Köln, das wir bereisten, als ich Dich 1963 bei Rüdiger Robert Beer abholte. Aber Dich störte einiges: „Es fehlen die guten Geister“ sagtest Du — und Du warst zufrieden, wenn ich für mich übersetzte: Es fehlt die ökologische Ausgleichenheit. Dein Rat war: „Ihr müßt singen, tanzen und spielen, dann kommen die guten Geister.“ (Ich übersetzte für mich: Durch musische Betätigung würden den dort planenden, bauenden und wirtschaftenden Menschen die Einsichten und Kräfte zur Realisierung der ökologischen Ausreifung verliehen.)

Nun die Frage: *Was soll werden?*

Rolf, Du wolltest ein Buch schreiben über „die ökologischen Aufgaben Englands in der EWG“. Dieses Buch ist geschrieben. Es steht in den Herzen der vielen Menschen, mit denen Du zusammenwirktest. Du hast Deine Gedanken oft genug vorgetragen, sie sind mit eingegangen in das Verhandlungsmaterial der großen Konferenzen, so der UNESCO-Konferenz in Paris (1969) und der UNO-Umweltkonferenz in Stockholm (1971). Schon 1965 formuliertest Du Deinen Beitrag für die Konferenz „Countryside 1970“ in folgender Zusammenfassung: „Die britische Landschaft wandelt sich schneller als je zuvor seit der „Schwarzen Pest“ im 15. Jahrhundert. Dies ist eine Folge der Industrialisierung der Landwirtschaft und der Versetzung der einstigen Landarbeiter in die Dienstleistungsbetriebe. Die Folgen dieser Revolution auf lange Sicht werden bisher nicht genügend erkannt. Zu wenig konstruktives Denken ist bisher auf die Steuerung dieses Vorgangs verwendet worden, und seit dem Tode von Sir George Stapledon fehlt uns eine agrarische Philosophie und eine sich daraus ergebende strategische Planung. Hauptanliegen meines Referates ist es, daß die Landwirtschaft aus ihrem gegenwärtigen eng gefaßten Rahmen lediglich als ‚Nahrungsmittel-erzeuger‘ herausgenommen und zu einem ‚öffentlichen Dienst‘ gemacht werden sollte, mit angemessener Unterstützung für die vielseitigen Dienste, die sie im Interesse der Landschaft als Ganzes zu erfüllen hat. In Europa werden derartige Konzeptionen in hohen Gremien bereits sorgfältig diskutiert. Eine Landwirtschaft, die sowohl für die Erhaltung und Pflege der Landschaft als auch für die Nahrungsmittelherzeugung finanziell unterstützt wird, braucht dadurch keineswegs zu einem seelenlosen Fabrikprozeß zu werden (dagegen werden Ökologen und Nahrungsmittelverbraucher immer vernehmlicher protestieren). Von dieser Grundlage ausgehend habe ich den Beitrag erörtert, den die neuen Dorfbewohner, die älteren Menschen im Ruhestand und die Pendler, zur Erhaltung und Pflege von Landschaft und Landleben leisten können. Dorfplanung muß nicht nur szenisch-ästhetisch,

sondern in die Tiefe gehend und biologisch vor sich gehen. Die Anlage von Kleinindustrien in Mittelpunktdörfern könnte eine gesunde Mannigfaltigkeit mit sich bringen. In Nationalparkgebieten sollten die Bauern nebenamtlich Wild- und Landschaftswarte sein. Der Gedanke Stapledons, dem Städter die Möglichkeit zu geben, während seiner Ferien auf dem Lande aktiv zu werden, könnte verschiedenartigsten Ausdruck finden und einen wertvollen Beitrag leisten zur Erhaltung und Verbesserung der Landschaft. Zur Zeit wird die natürliche Ordnung durch technologische Entwicklung verzerrt. Aber ich bin überzeugt: Schließlich werden Weisheit und geistige Werte den Ausgleich wiederherstellen und für die Zukunft eine neue, harmonische Weltordnung schaffen.“

Seitdem ist vieles in Deinem Sinne in Bewegung geraten: Forschungsprojekte und Umweltschutzprogramme der Regierungen, Umweltministerien, Bürgerinitiativen, ökologische Arbeitskreise.

Auch politisch schlugen diese Ideen zu Buche. Bei den Kommunalwahlen in Niedersachsen siegte in der Gemeinde Gorleben nicht eine politische Partei, sondern eine Wählergemeinschaft, und zwar deswegen, weil deren Kandidaten sich energisch dem weiteren Ausverkauf der Landschaft widersetzen.

So sind wir Mitglieder des Europäischen Arbeitskreises nun alle aufgerufen, Dein Werk zu vollenden, Deine Ideen in die Tat umzusetzen. Dieser Aufruf wendet sich insbesondere an die hier versammelten jüngeren Mitglieder. Es handelt sich ja um Eure Zukunft, um Euren Lebensraum, die Umwelt, in der Ihr in Gesundheit und Schaffensfreude wirken sollt. Sage keiner, es gäbe für ihn keine Ansatzpunkte. Aus Deinem Wirken, lieber Rolf, erfuhren wir, daß nicht aus einer Monokultur des fachbezogenen Denkens allein, sondern aus dem Zusammenklang wissenschaftlich begründeter Sachlichkeit mit musischer Auflockerung die besseren Wege für eine „ganzheitliche“ Problemlösung liegen. Da findet also jeder seinen Einsatz, zumal der Erfolg im guten Funktionieren von vielseitig zusammengesetzten Arbeitsgemeinschaften liegt. Was wir dabei brauchen, ist das schützende und schirmende Dach, unter dem wir uns im Freundeskreise immer dann zusammenfinden können, wenn neue Wege zu suchen und unlösbar erscheinende Fragen zu klären sind.

Wie auf den Tagungen in Fürsteneck, Wales und Ängholm sollten wir auch zukünftig in der Polarität zwischen fachlichem und musikischem Wirken uns selbst und unsere vielfältigen Aufgaben in dieser entscheidungsvollen Zeit der großen Wandlungen finden können. Ein kleiner Vorbereitungskreis wird daher versuchen, ein nächstes Treffen des Europäischen Arbeitskreises für Landschaftspflege vorzubereiten. Auf Grundlage der bisherigen Tagungen und mit Dir, Rolf, zusammen wollen wir versuchen, unseren Beitrag für die Zukunft Europas zu leisten.

Das Gespräch mit unserem Vorsitzenden ist beendet. Die große Wertschätzung, die ihm in weiten Teilen Europas entgegengebracht wird, möge aus einem Telegramm hervorgehen, das im Namen von dreitausend Delegierten einer Tagung „Nature and Progress“ aus Versailles soeben hier eintraf. Es lautet: „The Congress ‚Nature and Progress‘ from France and the Delegation from the Soil Association would like you to know that they join with you in remembering their dear friend Rolf Gardiner today.“ Übersetzt: „Der Kongreß ‚Natur und Fortschritt‘ aus Frankreich und die Delegation der Soil Association möchten Euch mitteilen, wie sehr sie heute mit Euch verbunden sind in der Erinnerung an ihren lieben Freund Rolf Gardiner. Susanne Trellet, Lady Eve Balfour und alle anderen Freunde.“

DER ALT-WANDERVOGEL ALS TRADITIONSBUND DER JUGENDBEWEGUNG Hans Wolf

Der Urwandervogel

Der Alt-Wandervogel wurde im Jahre 1904 von Karl Fischer ins Leben gerufen. Wie der Name schon zum Ausdruck bringt, geht dem Alt-Wandervogel eine Tradition voraus. Der Alt-Wandervogel hatte in dem ebenfalls von Karl Fischer begründeten „Ausschuß für Schülerfahrten-Wandervogel“ seinen Vorläufer. Den Namen *Wandervogel* für eine Schülervereinigung schlug bei seiner Gründungsversammlung 1901 im Steglitzer Rathaus der junge Wolfgang Meyen vor. Es war eine glückliche Prägung. Er brachte den Vergleich mit den weitdahinziehenden Zugvögeln. Der Name „Wandervogel“ war bis dahin im wesentlichen ein dichterischer Ausdruck für Zugvögel. Nunmehr bezeichnete der Name Wandervogel nicht nur den gegründeten Bund, sondern auch die einzelnen mitwandernden Schüler, die Scholaren, zunächst die Knaben und Jünglinge, später schloß er auch die Mädchen mit ein. Die Symbolkraft dieses Namens war bedeutend.

Die Praxis dieses Schülerbundes wandernder Scholaren hatte Karl Fischer nicht selbst geschaffen. Der eigentliche Initiator des Scholarenwanderns und somit der Wandervogelbewegung war Hermann Hoffmann-Fölkersamb. Seine Lebensdaten sind die folgenden: am 10. 1. 1875 in Straßburg im Elsaß geboren, gestorben am 20. 9. 1955 in Kiel. Sein Vater Adolf (1835–1901) war preußischer Fortifikationssekretär in Magdeburg, 1894 kam Hermann als stud. phil. nach Berlin, später dort stud. jur., 1900 an der deutschen Botschaft in Konstantinopel im diplomatischen Dienst. Zuletzt Generalkonsul.¹⁾

Ein Unterrichtserlebnis in Magdeburg ließ Hoffmann 1890 mit seinem Bruder und einem Klassenkameraden eine 18tägige Fußreise in den Harz unternehmen. In den nächsten Ferien erwanderte er sich weitere Heimatgebiete. Eine von ihm durchgeführte „große Fahrt“ machte er als Primaner alleine. Sie führte ihn vom Fichtelgebirge durch den Böhmerwald über die Alpen im Fußmarsch bis nach Venedig.

Die von Hoffmann erprobte neue Art des Wanderns bei spartanischer Lebensweise bildete die Grundlage seiner späteren Wanderungen mit Schülern des Steglitzer Gymnasiums. Vom Sommer 1896 bis zum Herbst 1899 unternahm er zahlreiche Wanderungen mit den von ihm begeisterten Steglitzer Schülern. In der vierwöchigen „klassischen“ Fahrt in den Böhmerwald im Jahre 1899 nahmen 28 Schüler teil, darunter Karl Fischer, Hans Breuer,

¹⁾ Vgl. Ziemer-Wolf, Wandervogel und Freideutsche Jugend, Beilage biographische Notizen. S. 12.

Richard Weber und Wolfgang Meyen. Sie alle vier haben später in der Wandervogelbewegung eine Rolle gespielt.

Auf diesen Fahrten bildete Hoffmann die neue Form des Gemeinschaftslebens des Wandervogels heraus: jungenhaftes, ungebundenes, einfaches Leben im Geiste der Kameradschaft. Hermann Hoffmann faßte seine Thesen des neuen Scholarenwanderns in einem Aufsatz „Hoch das Wandern“ zusammen. Sie enthalten schon fast das ganze Programm des späteren Wandervogels, wie es Hans Breuer, Siegfried Copalle, Frank Fischer und Hans Lissner vertraten. Kein Zweifel, Hermann Hoffmann ist der Begründer des neuen Scholarenwanderns. Karl Fischer seinerseits schuf aus der losen Schar der Schüler um Hoffmann den ersten Wandervogel-Bund, die Urzelle für Wandervogel und Jugendbewegung, den „Ausschuß für Schülerfahrten-Wandervogel“.²⁾

Zu der einst umstrittenen Frage nach der Gründerpersönlichkeit äußert sich Herbert Charlet wie folgt: „Der große Wert des Wandervogelbuches von Ziemer/Wolf scheint mir, neben vielem anderen, darin zu liegen, daß Ihr an die Spitze einer so tief einwirkenden Bewegung eine so noble, feste Gestalt wie die Hoffmann-Fölkersamb, eine überragende, prägnante Persönlichkeit, gesetzt habt und damit eine echte historische Leistung zu liefern wußtet. Das wertet für meinen Begriff im Nachhinein faktisch die ganze Bewegung auf. Karl Fischer, menschlich unendlich anständig, ist daran gemessen, keine freie Persönlichkeit, bei ihm Lebensunsicherheit und markierte Herrlichkeit.“³⁾

Nun sind aber sicher bei Fischer auch charismatische Züge vorhanden. Er hat unzweifelhaft persönlich auf junge Schüler einen großen Eindruck gemacht. Karl Fischer war es als seine Tat zu danken, daß er den „Ausschuß für Schüler-Wandervogel“ gründete und dessen Tradition dann mit besonderem Erfolg ab 1904 mit dem Alt-Wandervogel fortsetzte.

Eine Episode läßt auch erkennen, daß Fischer Meister einer jeden Situation war. Auf einer der von Fischer geschätzten großen Klotzfahrten in den Fläming mit etwa achtzig Teilnehmern erstieg man die dortige höchste Erhebung, den Hohen Golm. Oben auf dem Golm breitete sich die Weite der märkischen Heimatlandschaft vor den Augen der Scholaren aus, einer von ihnen stimmt ein Lied an: „O Vaterland, wie bis du schön mit deinen Saatenfeldern, mit deinen Bergen, deinen Höhn und deinen grünen Wäldern ...“ Während des Gesanges nimmt Fischer schweigend den Hut ab.

Während der Abfassung dieses Aufsatzes gingen dem Archiv von einem der Wandervögel der ersten Stunde, Hans Hermesen, Ausführungen zu, die Aussagen über Karl Fischer bringen und die gänzlich unbekannt sein dürfen. Sie sollen, hierher gehörend, zitiert werden. So schreibt Hans Hermesen:

²⁾ A. a. O., S. 48.

³⁾ Vgl. Gedenkhft für Herbert Charlet („Der Wildpfad“ 37).

„Es scheint mir, daß der Gegensatz zwischen Schule und Leben um die Jahrhundertwende besonders stark war und sogar von vielen Schülern als drückend empfunden wurde. Zweifellos gehörte Karl Fischer auch zu diesen, und so müssen wir ihm noch heute dafür danken, daß er mit großer Ausdauer und Energie und gegen so viele Widerstände damals diesen Druck von uns nahm. „Leben statt Lektion“, das sind seine eigenen Worte, und das war immer sein Anliegen. Die zweite Aussage ist in eine Episode eingebettet. Sie soll hier gekürzt nacherzählt sein. „Von einem Kriegsspiel aus dieser ersten Zeit ist mir noch einiges im Gedächtnis geblieben, es dauerte drei Tage, und alle Wandervögel, etwa achtzig Mann, waren dran beteiligt. Es war eine sehr schöne Gegend, durch die uns Karl Fischer führte, die Landschaft südlich Potsdam mit Bergen und Wäldern. Ein ideales Kriegsspielgelände. Wir waren noch im schönsten Spiel, voller Kampfeifer, als es auf einmal hieß: „Aufhören, Übung einstellen — das Ganze halt!“ Wir fragten uns, warum gerade jetzt aufhören? Aber da wurde schon durchgesagt: „Sonnenuntergang ansehen!“ Das war also die neue Parole. Doch welche Umstellung wurde da plötzlich von uns verlangt! Ich erinnere mich noch meiner fast zwiespältigen Gefühle. So standen wir dann auf der einsamen Höhe, klopfenden Herzens, sahen unter uns den Wald mit seinen Schluchten und Erhebungen, eine leicht bewegte Fläche, unermesslich weit, dunkelschimmernd in dem Abenddämmern. So oft ich später einen Sonnenuntergang betrachtete, erinnerte ich mich an dieses erste Erlebnis und aller dabei mir gekommenen Gedanken.“

Unter der Pachantenregierung von Karl Fischer waren für das Wandern, das Vagantentum, eine Hinwendung zum Kundentum und noch mehr zum Romantischen charakteristische Züge. Die Fischer folgende Jugend genießt das Glück der Freiheit von Großstadt, Schule und allen Bevormundern in der neuen Form des Jungseins. Es ist falsch anzunehmen, daß Fischer nicht bemüht war, den inneren Gehalt seines Bundes zu vertiefen. Für ihn galt es, den Fahrtenbetrieb auszubauen und den *Bund* mit Kameradschaftsgeist zu erfüllen. Richtig ist auch, wenn Ahrens betont, daß die schon im Urwandervogel angelegte Idee der Selbsterziehung „selbständiges Zugreifen bei den Aufgaben“ forderte.⁴⁾

Wenn Hans Blüher meint, daß Berliner AWW-Führer, vornehmlich Hermann Friese, den Fischer zu seinem Vertreter bestimmte, als er zur Vollendung seines Studiums nach Halle ging, ihm die Herrschaft streitig machen wollte, ist dies ein Irrtum. Friese war Fischer treu ergeben. Als aber von Halle aus Fischer auf keine Post, Briefe und Telegramme reagierte, sah sich Friese gezwungen, im Interesse des Bundes zu handeln.

Auch nach Fischers Fortgang nach China, wofür er sich in einem langen

⁴⁾ Vgl. H. Ahrens, Die deutsche Wandervogelbewegung von den Anfängen bis zum Weltkrieg. (1939), S. 37.

Studium vorbereitet hatte, hielt der Alt-Wandervogel bei Abschaffung der Fischerschen Pachantenregierung an dem zünftigen Scholarentum mit seiner Wanderseligkeit fest. Nach wie vor war in diesem Schülerbund das „Wandern“ und die „Fahrt“ das eigentliche Element seiner Existenz.⁵⁾

Ein Mitglied der Bundesleitung, Semmelroth, versucht in einer programmatischen Erklärung, was Fischer nicht vermocht hatte, Wesen und Ziele des Bundes zu umreißen. Hierin ist die Rede von dem Verpflichtetsein der Erhaltung der besten Kräfte unseres Volkes. Zu dem anfangs stark betonten Protesthaften werden Äußerungen laut, daß auch das Wandern nicht mehr allein Selbstzweck ist, sondern Mittel.

Die erste Spaltung

Die erste Abtrennung vom Fischerschen Prinzip geschah durch die Gründung des „Wandervogel — Eingetragener Verein“ zu Steglitz im Juni 1904. Es war eine von den Gründern bewußte Wesensänderung. Die Veranstalter Copalle, Weber, Thiede wollten das Wandern und die Fahrt zu einem ästhetischen Erlebnis werden lassen. Die Fahrt sollte literarisch vorbereitet werden und somit auch ein kulturelles und geschichtliches, ja auch ein soziales Erlebnis werden.

Was aber hatte der Alt-Wandervogel in den Jahren nach seiner Gründung vornehmlich getan? Es waren Maßnahmen zur Pflege des Wanderns und des Fahrtenbetriebes. Eine Kartensammlung wurde geschaffen, eine Quartierliste angelegt. Aus Fahrtenenerfahrungen wurden „praktische Winke“ zusammengestellt. Eine Führerordnung wurde von einem beauftragten Führer geschaffen und eingeführt. Für die Ferienfahrten gab der Bund jeweils ein Verzeichnis aller von den Fahrtenführern angesetzten Fahrten heraus. Jeder Bundesbruder konnte sich an jeder Fahrt des Bundes beteiligen.⁶⁾

Nicht der musterhaft organisierte Steglitzer Wandervogel, sondern der immer noch urwüchsige Alt-Wandervogel breitete sich wie ein Lauffeuer über Deutschland aus. Die Jahresstatistik des Alt-Wandervogels für 1905 meldete schon 62 mehrtägige Fahrten.

Im Jahr 1905 geschah es auch, daß Blüher auf seiner Sommerfahrt mit seiner Horde den damaligen Rittergutsbesitzer *Willi Jansen* auf Friemen

⁵⁾ Vgl. J. Müller, Die Jugendbewegung als deutsche Hauptrichtung neukonservativer Reform (1971), S. 37 und S. 157.

⁶⁾ Vgl. Erich Bitterhof, Georg Götsch — Lebenszeichen (1969), S. 26. „Ich war aber auch wie verzaubert in diese Lebensart, blieb keinen Sonntag und sommers auch keinen Samstagabend zu Hause, war alle Ferien vom ersten bis zum letzten Tage unterwegs und also mehr als ein Drittel des Jahres in der freien Gottesluft . . . Hier geschah alles freiwillig und doch unter höherem Zwange. Hier wurden die kühnsten Eigenhandlungen bestätigt und vervielfacht, durch das Mitgehen der anderen, waren unverletzlich eingebettet in ein tragendes Gemeingefühl. Dadurch gewann ich mich selbst und nahm den Acker meines rätselhaften „Ich“ unter den Pflug, erprobte alle meine Möglichkeiten und konnte doch nicht maßlos und herrisch werden, weil die Freunde mich ebenso ehrlich bekämpften und hemmten wie herzlich bejahten und stützten.“

am Hohen Meißner aufsuchte und mit ihm eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Wandervogels gewann. Jansen, ein vielseitiger Geist und eine imponierende Persönlichkeit, hatte in Frankfurt einen Milchausschank geschaffen, und auf seinem Gute befanden sich moderne Anlagen der Wassertherapie. Er verstand es, in Mitteldeutschland die Werbung für den Alt-Wandervogel zu intensivieren, und zahlreiche neue Gruppen blühten auf. Mit Fischer in Berlin hielt er guten Kontakt.

In der Literatur sind manche Klischee-Vorstellungen vorhanden, die durch häufige Wiederholungen schon fast zu allgemein geglaubten Tatsachen wurden. Man meint, daß der einzelne Wandervogel des frühen Alt-Wandervogel-Bundes ein rauher, wüster Geselle war; man denkt sich ihn als eine Art von Kunden oder Landstreicher in wildem Aufzuge. Hier sei die Beschreibung eines angeblich typischen Alt-Wandervogels nach einer Darstellung aus späteren Wandervogelkreisen wiedergegeben:

„Ein verwegener, möglichst zerschlissener Wanderhut zierte das Haupt, ein knallrotes Taschentuch war malerisch um den Hals geschlungen (wie später die Halstücher der Pfadfinder), und ein abenteuerlicher Stecken vervollständigte die Erscheinung.“

Es fehlt nur noch die Erwähnung, daß die Hose zerrissen war und mit verschiedenen farbigen Flecken besetzt war. Dieses Bild eines Wandervogels soll nun zeigen, wie die Hordenmitglieder sich ausstaffiert hatten. Aber es ist falsch! Die Horden, die zu längerer Fahrt aufbrachen, waren bedacht auf eine praktische Bekleidung, „Kluft“. Sie bestand aus einem festen Lodenanzug, dann kamen später Rippelstoffanzüge auf. In der ersten Zeit wurden dazu Schülmützen oder die grün-rot-goldene Wandervogelmütze getragen. Lodenhüte kamen erst langsam auf. Die Wanderhorde machte in diesem Aufzuge — gegen den Regen nahm man die Lodenpellerine mit — einen schlichten, guten Eindruck. Mit Zigeunern und Landstreichern konnte man nicht verwechselt werden. Von Bundes wegen wurde Wert darauf gelegt, daß der wandernde Wandervogel als höherer Schüler zu erkennen war. Wohl gab es einzelne Burschen im Kundenhabit; auch die Heidelberger Pachanten gaben sich nicht bürgerlich. Auf Wahrheit beruht jene Szene, die Blüher berichtet. Er und Breuer wanderten allein durch das Hessenland, meist wurde „Platte gerissen“, bei Mutter Grün übernachtet. Eines Sonntagmorgens, beide unrasiert und ungepflegt, kommen ihnen auf dem Wege schmucke, saubere Hessenmädchen in ihrer Tracht entgegen. Da schämten sich beide, und diese Begegnung soll sie zu einer Abkehrung von allem Kundentum veranlaßt haben.

Die Mädchen kommen zum Wandervogel

Drei Jahre nach der Sondergründung des Steglitzer Wandervogels traf den Alt-Wandervogel eine neue Sezession schwer. Die Ortsgruppe Jena stellte

bei der Jahreshauptversammlung am Jahresende 1906/07 den Antrag, die Mädchen an den Wanderungen des Bundes teilnehmen zu lassen. Er wurde mit der Satzung selbst begründet, die besagt, daß das Jugendwandern Aufgabe des Bundes sei, und bekanntlich gehören doch die Mädchen auch zur Jugend. Der Bundestag hielt die Pflege des Wanderns der Schüler ausschließlich für die Aufgabe des Bundes und lehnte daher den Antrag ab. Die Ortsgruppe Jena mit der Ortsgruppe Delmenhorst verließen darauf den Bund. Diese Absplitterung leitet für die Wandervogelbewegung eine neue Phase ein, die hier nicht zu behandeln ist. Der Alt-Wandervogel verlor neben einigen tüchtigen Gruppen hervorragende Führerpersönlichkeiten, Ferdinand Vetter, Hans Breuer und Hans Lissner. Mit den Mädchen im Wandervogel gewannen das Musische und das ästhetische Element neuen Boden. Bald waren die Mädchen ohne Zweifel gute Wandervögel.

Der Verlust von alten Getreuen traf den Alt-Wandervogel sehr. In seiner Betonung der Fischer-Tradition, nämlich der Pflege des Wanderns der männlichen Jugendlichen, blieb er dieser Tradition zunächst weiter verhaftet. Erst 1911 kam es dann auch im Alt-Wandervogel zur Zulassung von gesonderten Mädchen-Ortsgruppen. Ein Zusammenwandern auf den Fahrten blieb aber ausgeschlossen.

Der Alt-Wandervogel war weiterhin bemüht, innerhalb seiner großen bundesbrüderlichen Gemeinschaft Kameradschaft und Freundschaft zu pflegen; auch die selbsterzieherischen Aufgaben der Jugendlichen sah er deutlich als Aufgabe.

Alle Neuerungen jedoch, wie sie beim Steglitzer EV aufkamen oder nun besonders vom Wandervogel Deutscher Bund immer stärker gepflegt wurden — es sei nur an die Einführung des Mädchenwanderns, des Zusammenwanderns von Knaben und Mädchen, an die Alkohol- und Nikotinenthaltung und die sonstigen mannigfaltigen Reformbestrebungen gedacht —, stand der Bund ablehnend gegenüber oder man folgte nur sehr zögernd.

Den ausgeprägten Schülerbund deshalb rückständig zu nennen, kommt einem Fehlurteil gleich. Im Jahre 1908 gab der Bund ein eigenes Liederbuch heraus für seine Schüler, das im wesentlichen Wanderlieder, daneben auch Studenten- und Vaterlandslieder sowie Volkslieder enthielt. Es führte den Titel „Das Liederbuch fahrender Schüler“, herausgegeben von der Bundesleitung. Couplets und seichte Schlager hatten darin keinen Platz.

Hjalmar Kutzleb im Alt-Wandervogel

Das gleiche Jahr 1908 war auch das Erscheinungsjahr von Breuers „Zupfgeigenhansl“, der für Jahrzehnte eine Wiederbesinnung auf das Volkslied einleitete, eine Fülle alter schöner Lieder wieder lebendig werden ließ. Der „Zupfgeigenhansl“ trat in den Folgejahren auch im Alt-Wandervogel seinen

Siegeszug an. Wenn auch der Alt-Wandervogel bei den anderen Bünden nicht gerade als fortschrittlich angesehen und ihm „geistiges Leben“ abgesprochen wurde, so wird seinem charakteristischen Sinn und Wesen aber Unrecht getan. Kein anderer als *Hjalmar Kutzleb*, der 1905/1906 schon zum Alt-Wandervogel fand, hat diesem Kernbund des Wandervogels Sinnworte verliehen, die er vor seinem Tode als sein Bekenntnis zum Alt-Wandervogel niederschrieb:

„Bei der fruchtbringenden Arbeit im Jugendbund (AWV) erschien mir mein früherer literarischer Betrieb in der Finkenschaft klein und lächerlich. In den Weihnachtsferien fuhr ich zum (Alt-)Wandervogeltag nach Berlin und wurde dort nach kurzer Beschnüfflung mit gewinnender Herzlichkeit aufgenommen. Erst dort wurde mir ganz bewußt, was es heißt, zu einer großen Bruderschaft zu gehören, der es zu allerletzt an Selbstbewußtsein, aber ebensowenig an Schwung und Mut fehlte. Ähnlich mochte der Geist der Logen sein, welche königliche Prinzen, Kaufleute, Handwerker und Komödianten an einen Tisch und unter einem Ziel zusammenführte, nur mit dem Unterschied, daß wir keinen Prinzen unter uns und andere Ziele vor uns hatten.“⁷⁾

Die Horden des Alt-Wandervogels durchstreiften, wie die Bundesfahrtenblätter bekanntgaben, das ganze deutsche Vaterland. Auch die Landschaft des Werralandes mit dem Meißner, die öde Hohe Rhön mit dem Kreuzberg wurden entdeckt und ein beliebtes Fahrtenziel. Und auf dem von der Jugendbewegung später als „Hoher Meißner“ bezeichneten König der Berge im nördlichen Hessenland, fand 1908 schon ein großer Kunden-Konvent des Alt-Wandervogels statt. Fünf Jahre vor dem ersten Freideutschen Jugendtag trafen sich auf seinem einsamen Plateau Horden aus den Ortsgruppen aller Gegenden und erlebten die Bundesbruderschaft eines großen Aufbruches.

Zwei Jahre später vereinte eine eindrucksvolle Tagung Angehörige aller Bünde des Wandervogels zu einer ersten Einigungstagung auf der *Sachsenburg* an der oberen Unstrut. Hauptinitiatoren waren Hans Lissner vom DB und Walter Fischer vom AWV. Allen Teilnehmern war das große Treffen ein unauslöschliches Erlebnis. Der spätere Leiter der Berliner Ortsgruppe OV, Pepo Jentsch der Ältere, berichtete begeistert, wie beim abendlichen Feuer die grün-rot-goldenen Fahnen und die heidnischen blauen Wimpel mit dem silbernen Greif zusammengebunden in die Flammen geworfen wurden.

Die Absplitterung des Jung-Wandervogels vom Alt-Wandervogel im November 1910

Zwei Jahre nach der Absplitterung des Wandervogels DB und sechs Jahre

⁷⁾ Vgl. Ziemer-Wolf, S. 144: „War Gelegenheit zu einer gewandelten Art des Seins.“

nach der Spaltung des Urwandervogels mit der Gründung des Steglitzer Wandervogels kam es im November 1910 zu einer neuen Absplitterung vom Alt-Wandervogel. In diesen Jahren waren weite Kreise in der Öffentlichkeit durch Angriffe und Verdächtigungen, die sich gegen hochgestellte Persönlichkeiten in der Umgebung des Kaisers richteten, in schwerer Weise beunruhigt. Ähnliche Anlässe ließen innerhalb der Führerschaft des Alt-Wandervogels Erörterungen und Zwistigkeiten aufkommen. Die gegenseitigen Beschuldigungen erreichten — heute fast unverständlich — einen unleidlichen Höhepunkt. Im Mittelpunkt gewisser Angriffe stand die imponierende Persönlichkeit eines *Willi Jansen*, der sich um die Ausbreitung des Alt-Wandervogels in Mitteldeutschland verdient gemacht hatte.

Mit ihm zusammen verließen Willie Jahn, Matthias Oswald, Gottfried Schantz, Hjalmar Kutzleb und ihr Anhang den Alt-Wandervogel und bildeten einen neuen Bund, den Jung-Wandervogel. Der neue Bund beschränkte nach dem Willen seiner Gründer von Anfang an die Zahl seiner Mitglieder, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit des Bundes zu steigern. Man erstrebte den Bund als Freundeskreis. Aller Oberlehrer-Einfluß wurde als „engherzig und kurzichtig“ abgelehnt.

Als einziger Wandervogelbund — auch offiziell — nahm der Jung-Wandervogel am ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 mit besonderer Aktivität teil. Seine Berichte über dieses hohe Fest der Jugendbewegung atmen Frische und Geist, die auch die Veröffentlichung des Bundes weiter auszeichneten.

Der Alt-Wandervogel bis zur großen Einigung 1913

Die Abtrennung eines wertvollen Führerkreises und ihres Anhanges hatte den Alt-Wandervogel wieder kostbarer Kräfte beraubt. Zum Glück besaß der Alt-Wandervogel seit dem Jahre 1908 in der Persönlichkeit des Gymnasialprofessors *Franz Henkel*, Göttingen, eine überlegene Führungspersönlichkeit. In die Ära von Prof. Henkel fällt 1909 der Besuch der von Baden-Powell ins Leben gerufenen englischen Boy-Scouts in Deutschland und der Gegenbesuch des Alt-Wandervogels in England.

Zehn Jahre, nachdem sich die beiden Männer in Transvaal gegenüberstanden, wirkten sie nun an der Spitze großer idealistischer Jugendbewegungen, die sich in freundschaftlicher Begegnung fanden.

Mit „Vater Henkel“ hatte der Alt-Wandervogel einen Bundesleiter nach dem Herzen der Jugend. Henkel war kein bloßer Gönner und Wohltäter für Bund und Jugend, sondern ein Mann von Haltung und Charakter, eine ausgeprägte Persönlichkeit, für die zu „frisch und frei“ ebenfalls auch „tüchtig und zuverlässig“ gehörte.

In Göttingen entstand damals eine Hochburg des Alt-Wandervogels.

Wyneken mit seinen Schwestern übte bald einen großen Einfluß aus, Frank Fischer hatte seinen eigenen Kreis und die tüchtige Alt-Wandervogelgruppe Göttingen, bei welcher der spätere Dichter *Manfred Hausmann* eingetragener Scholar war, übte eine beispielhafte Zugkraft aus. Es sei nur an die von Manfred Hausmann festgehaltene Episode einer Wanderung im Winter von Göttingen nach Burg Hanstein erinnert, die unter dem Titel „Zum ersten Male“ gedruckt wurde.⁸⁾

Die Veröffentlichung der zweibändigen „Wandervogelgeschichte“ von Hans Blüher mit dem zusätzlichen Band „Die Rolle der Erotik im Wandervogel“ begeisterte einerseits, gab aber andererseits zu Kritik und Ablehnung Anlaß. Insbesondere „Die Rolle der Erotik“ ließ Kritiker und Feinde des Wandervogels gegen die Bünde aktiv werden und beunruhigte die Schulverwaltungen. Henkel hat es verstanden, den Bund durch alle stürmischen Wogen einer bewegten Zeit glücklich hindurch zu steuern, und es läßt sich wohl sagen, die Verdächtigung der Freundschaftsverhältnisse im Wandervogel hat Henkel in wirksamer Weise zurückgewiesen. Der Blüherischen Theorie von der Erotik im Wandervogel und in der männlichen Gesellschaft und von den invertierten Jugendführern stellte Franz Henkel die einfache Tatsache echter Freundschaft gegenüber. Er meinte „die jugendfrische Sittlichkeit erweise sich als überlegene Kraft, ethische Ideale, Kameradschaft und Freundschaft — ein zartes Band der Geister durch die Harmonie im Großen und Edlen — benötige keine antike Freundeskultur“.

Die Zeit der großen Wandervogelvereinigung

Nach der Einigungstagung auf der Sachsenburg war in allen damals bestehenden Wandervogelbünden der Drang zu einem Zusammenschluß groß, man erstrebte den einen großen Bund aller Wandervögel. Es sollte aber noch heftige Auseinandersetzungen geben, bis wenigstens eine Teilvereinigung erreicht war. Wesentliche Streitpunkte waren die Frage, ob auf den Fahrten ein striktes Alkoholverbot gelten sollte oder nur die selbstverständliche gute Sitte des Meidens, und die weitere strittige Frage war die des gemeinsamen Wanderns von Jungen und Mädchen. Im ganzen Reichsgebiet kam es in vielen Städten zur Bildung geeinter Ortsgruppen aus den bisherigen Ortsgruppen der einzelnen Bünde. Auch in den Gauen gab es bald Zeitschriften — Gaublätter —, die von dem Alt-Wandervogel und dem Wandervogel DB herausgegeben wurden. So war eines der ersten gemeinsamen Gaublätter, die von Berlinern und Brandenburgern gegründete Zeitschrift „Wandervogel Brandenburgisches Fahrtenblatt“ für die Ortsgruppen des „Alt-Wandervogel“ und des „Wandervogel DB“, herausgegeben von der Schriftleitung stud. jur. Hans v. Zelewski, dem damaligen Leiter des Kreises I (Groß-Berlin) des AWW. Die erste Nummer kam im Oktober 1910 in einer Auflagenhöhe von 2500 Exemplaren heraus.

Dem sich bildenden Einigungsbund schloß sich der überwiegende Teil des Alt-Wandervogel-Bundes an. Hierunter waren unzweifelhaft viele tüchtige Führer und viele gute Ortsgruppen, in denen allerdings der Einfluß der Älteren ausschlaggebend gewesen war. Im Alt-Wandervogel-Restbund blieben Gruppen zurück, bei denen die „Älteren“ keinen übermäßigen Einfluß hatten und die unter ihren Fahrtenführern und den Schülermitgliedern stärker geneigt waren zu fahrten und zu singen, als über Probleme der Lebensreform oder über andere Fragen zu diskutieren. Ihnen bedeutete immer noch der Scholarenbund Erfüllung ihres Jugendwunsches. Fast zwei Drittel seiner Wandervögel waren ausgeschieden, und der Alt-Wandervogel war neben dem großen Einigungsbund zu einem Bunde mittlerer Größe herabgesunken.

Wohl bedeutete das Ausscheiden einer so großen Zahl von Mitgliedern und Gruppen einen neuen schweren Blutverlust, doch war damit, wie sich zeigte, keineswegs das Weiterleben bedroht. Es sollte sich aber bald erweisen, daß für den fast neu zu begründenden Alt-Wandervogel der Verlust so vieler „Älteren“ zu einer Regeneration führte. Der in der damaligen Literatur der Jugendbewegung als „schlechtester Wandervogelbund“ bezeichnete Bund⁸⁾ gründete von neuem Ortsgruppe um Ortsgruppe mit frischem Schwung, und die Zahl der Scholaren stieg schnell wieder an. Leider ist für diese Jahre keine eingehende Statistik vorhanden, aber es ist kein Zweifel, daß in den Jahren von 1913 und 1914 der Altersdurchschnitt im Alt-Wandervogel sank, während der des Einigungsbundes immer mehr anstieg.

Als ausgesprochener Schülerbund nahm der Alt-Wandervogel nicht an dem ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 teil. Er zog vielmehr ins Mecklenburgische zum Grabe Theodor Körners. Seinen „Älteren“ gab er aber bewußt den Weg frei. Der Gedanke der Einheit der Wandervogelbewegung blieb trotz Trennung bestehen. Wie bei der Meißnertagung 1913 waren auch Alt-Wandervögel 1914 Teilnehmer bei dem großen Osterbundestag des Einigungsbundes in Frankfurt/Oder.

Vom Kriegausbruch 1914 bis zum Ende des Weltkrieges

Ostern 1914 hielt der Alt-Wandervogel in Neuwied ein Bundestreffen ab. Hier gab „Vater Henkel“ bekannt, daß der Alt-Wandervogel sich seit Jahren um die in Mitteldeutschland an der Werra liegende Burgruine Ludwigstein bemühe, um dort dem jungen Wandervogel eine Freistadt zu geben. Nunmehr sei vom preußischen Kultusminister von Trott zu Solz in Berlin dem Alt-Wandervogel der Bescheid geworden, daß die Burg Ludwigstein aus dem Ressort des Landwirtschaftsministeriums in das des Kultusministe-

⁸⁾ Vgl. Ziemer-Wolf, S. 166. Manfred Hausmann: „Zum ersten Male.“

riums überführt werden solle. Die Burg würde sodann vom Staat wiederhergestellt und dann dem Alt-Wandervogel für alle Bünde der Jugendbewegung zur Verfügung gestellt werden.

Der plötzliche Kriegausbruch traf den Alt-Wandervogel sehr schwer, da fast alle Führer und die älteren Schüler zu den Fahnen eilten. Zur Besetzung der Bundesleitung und der Gauleitungen blieb nichts anderes übrig, als Väter und Mitglieder des Eltern- und Freundesrates mit Ämtern zu beauftragen. Die Leitung der Gruppen und die Führung der Fahrten blieb aber überall in den Händen von jüngeren Schülern, die noch nicht zum Kriegsdienst einberufen waren. Einige Gau- und Bundesämter übernahmen Mädchenführerinnen, so die Schriftleitung der „Streusandbüchse“, die Elli Stullgys über Jahre hindurch in vorzüglicher Weise innehatte. Daß Mädchenführerinnen Knabenhorden führten, dürfte beim AWW nicht vorgekommen sein.

Wie die Veröffentlichungen über den Wandervogel in Sachsen schildern, aktivierte sich das Leben der Ortsgruppen sehr bald wieder und erreichte in den späteren Kriegsjahren beachtliche Entwicklung⁹⁾, zumal bald manche zu Anfang des Krieges Einberufene als Verwundete oder krank vom Militär entlassen und wieder tätig im Bundesleben wurden. In Berlin, aber auch anderenorts gab es beim Alt-Wandervogel geradezu Höhepunkte des Wandervogellebens während der späteren Kriegsjahre. So kam es, daß der Alt-Wandervogel im Kriege zu einem großen Bundestag Ostern 1918 in Potsdam aufrief. Es war sogar möglich, daß die in der Bundesführung und Verwaltung tätigen „älteren Herren“ abgelöst wurden und beurlaubte wie entlassene, schwerverwundete Feldsoldaten ihre Ämter übernahmen. Auch „Vater Henkel“ trat von seinem Amte als Bundesleiter zurück; bei den ersten Kämpfen um Verdun, als das von ihm geführte Bataillon zur Erstürmung von Douaumont angesetzt war, erlitt Bundesleiter Henkel schwere Verletzungen, von denen er nicht wiedergenesen sollte.

Ernst Licht, Bremen, Willie Opladen und Hannes Egerland, Nürnberg, verjüngten die Bundesleitung. Auch die Schriftleitung der „Alt-Wandervogel-Zeitung“ kam mit Rudolf Dörgeloh in junge Hände.

Der Bundestag lehnte einen Antrag, der den Beitritt des Alt-Wandervogels zur Freideutschen Jugend forderte und von Paul und Elisabeth Vogler, Neuwied, vertreten wurde, mit der Begründung als unvereinbar mit seinen Aufgaben als Bund für Jungwandern, ab. Kurz danach wurde aber von der neuen Bundesleitung die Entsendung von zwei Führern zum Führerrat der Freideutschen Jugend beschlossen und dafür Hans Wolf und Ernst Buske bestimmt. Sehr bezeichnend ist die Annahme eines von Ernst Buske bei dem Potsdamer Bundestag gestellten Antrages: „Der AWW lehnt

⁹⁾ Vgl. Rudolf Kneip, Vom Wandervogel zum Jungenbund“ (Mittweida 1922), S. 13 Nr. 3.

die Bildung von Älteren-Ortsgruppen ab und empfiehlt seinen älteren Mitgliedern, sich der Landsgemeinde anzuschließen.“

Die Art des Seins des Alt-Wandervogels, man könnte sie als „preußisch“ im guten Sinne bezeichnen, kommt vielleicht in einem Sonderfall zum Ausdruck. Der Beginn der Hauptversammlung des Potsdamer Bundestages 1918 war früh um 8 Uhr angesetzt; pünktlich eröffnete Henkel die Versammlung und stellte deren Beschlußfähigkeit fest. Die Tagung nahm einen zügigen Verlauf. Nach und nach trafen noch Verschlafene und notorisch Unpünktliche ein. Sie waren empört, daß man nicht auf sie gewartet und man sogar abgestimmt hatte. Aber deshalb gab es keine Revolution. Man sah ein, daß es eigenes Verschulden war. Ein ähnlicher Vorfall dürfte in jenen Jahren im Wandervogel e. V. unmöglich gewesen sein.

Innerhalb der Jugendbewegung hatte der Alt-Wandervogel eine schlechte Presse.

So lasen damals die Bezieher der „Freideutschen Jugend“ im 3. Jahrgang 1917 auf Seite 434 über den AWW folgendes:

„Der Alt-Wandervogel zeigt in seinen Heften eine Schwenkung zur Jugendpflege, zum väterlichen Belehren seiner Jugend von oben herab, Beispiel das Hamburger Heft 1917 Nr. 2. Das macht bedenklich. Es kann nicht anders kommen, wenn Ältere, die nicht aus der Bewegung erwachsen sind, die Leitung in der Hand haben und streng darauf achten, daß möglichst nur das Wandern in seiner schönsten Form die Eigenart des WV bleibe, während es doch nur Auswirkungen eines seelischen Dranges der Jugend ist und die Gemeinschaft, das Bewußtsein, Träger der Gemeinschaft zu sein, alles WV-Leben durchdringen sollten.“

Es sind das Gedanken, die sich wohl nicht nur mir beim Lesen der Zeitschrift aufdrängen. Sie sind mir langsam gewachsen. Jugendbewegung fließt träger im Alt-Wandervogel als anderswo.“

Es muß zugegeben werden, daß die Anregungen zum verfeinerten, ästhetischen Wandern vom Steglitzer EV ausgegangen waren und daß vom Wandervogel Deutscher Bund über den bloßen Chorgesang hinaus mit der Entdeckung des alten Volksliedes eine musische kulturelle Belebung einsetzte, die beispielhaft war, und daß dann im großen Einigungsbund die Gestaltung des Wandervogellebens einen Höhepunkt mit der Herausbildung eines „neuen Stils“ erreichte. Kein Zweifel konnte sein, daß die „Gelbe Zeitung“, die Zeitschrift des Wandervogels, damals in Inhalt, Druck und Aufmachung über den Bereich der Jugendbewegung hinaus einen bemerkenswert hohen geistigen Stand erreicht hatte, der heute noch diese Hefte schätzenswert erscheinen läßt. Aber ist es nicht auffällig, daß alle Gründungen neuer Wandervogelbünde vom Alt-Wandervogel ausgingen, Ableger aus seinem Stamme waren und ihre besten Kräfte ihm entnahmen? Letztlich waren die Gründe für diese Abzweigungen nicht auf persönliche

Zerwürfnisse zurückzuführen, sondern Ausdruck neuer Zielsetzungen und neuer Ausprägungen des Wandervogelcharakters.

Der Bund Alt-Wandervogel, immer wieder geschwächt, blieb seiner selbst gesetzten Aufgabe treu. Er begnügte sich, ein Schülerbund wandernder Scholaren zu sein, der sich immer wieder verjüngte und zumeist seine älter werdenden Scholaren, soweit sie nicht Führer wurden, zu den Akademien oder in die Berufsausbildungsstätten entließ zu anderen, neuen Bindungen.

Der Weg zur „Bündischen Jugend“

Nach Beendigung des Ersten Weltkrieges gab es im Alt-Wandervogel keinen Zusammenbruch, keinen Wirrwarr, keinen Umsturz. Der Alt-Wandervogel erlebte weder eine Revolution noch eine Erschütterung seiner Grundlagen, wie es beim EV der Fall war und in Coburg offenbar wurde. Er setzte in bewußter Reform seinen Strukturaufbau nur noch gradliniger fort. Lauenstein 1919 und Bad Sachsa 1920 waren die Marksteine dafür. Der Freundeskreis, der schon 1918 in Potsdam die Bundesleitung des Bundes übernommen hatte, konnte nun *Ernst Buske* zum Bundesführer vorschlagen.

Der junge Historiker Hermann Siefert schreibt über diese Episode des Alt-Wandervogels:

„Nach dem Bundestag 1918 in Potsdam hatte der Alt-Wandervogel schon am 2. und 3. August 1919 seinen ersten Nachkriegsbundestag auf Burg Lauenstein. Die Devise lautete:

Radikale Verjüngung, also Trennung von den Alten, radikale Auslese. Als Motto galt ‚Der Jugend gehört das Feld allein.‘ Anders als beim EV in Coburg war man in der Lage, den Weg von der Bundestagung 1918 in Potsdam weiterzuverfolgen und sich auf einen Bundesleiter zu einigen, dem allgemeines Vertrauen entgegengebracht wurde. Mit dem durchaus freiwilligen Ausscheiden der Älteren — zumeist Feldsoldaten aus den jüngeren Jahrgängen — war der Bund *wieder ein reiner Scholarenbund geworden*. Ein Jahr später beim Bundestag in Bad Sachsa trennte man sich dann auch von den Mädchen, die im AWW nur in besonderen Mädchen-Ortsgruppen zum Bunde gehörten. Man war wieder zu dem alten Zustand des reinen Schülerbundes vor 1911 zurückgekehrt. Dem am 30. März in Bad Sachsa beginnenden Bundestag ging eine ‚Bundeswoche‘ voraus, die die Gauführer mit der Bundesleitung zusammenführte.“¹⁰⁾

Sieben Jahre, mit Unterbrechungen, war Buske der kluge und wegweisende, anerkannte Führer des Bundes. Von August 1919 bis Pfingsten 1922, vom März 1924 bis April 1926, und dann Ende April 1928 bis zu seinem Tode am 27. Februar 1930. Buske gehörte zu den hervorragendsten

¹⁰⁾ H. Siefert, *Der bündische Aufbruch 1919—1923* (1963), S. 130.

Führern im Wandervogel und in der Bündischen Jugend. Ernst Buske hatte 1914 als Einarmiger nicht Kriegsfreiwilliger werden können. Er hat darunter gelitten, und der Zusammenbruch erschütterte ihn tief. In seiner Gesinnung verband er das Nationale unbedingt mit dem Sozialen, beides waren für ihn verpflichtende Aufgaben. Er war nicht gewohnt, sein Inneres auf der Zunge zu tragen, aber es klang sehr häufig durch. Ich entsinne mich, daß wir im Nest der OV zusammenkamen und eine Erinnerungsfeier für den noch am 18. Oktober 1918 gefallenen Carl Manitz abhielten. Ernst Buske las das letzte Tagebuch von Carl Manitz vor, das bis zum Augenblick seines Todes geführt worden war, und er, der so beherrschte, herbe, verschlossene Mann, brach in einen Weinkampf aus.

Buske sann und sann, was aus dem Wandervogel nun nach der Revolution werden sollte.

Zu unserem großen Bedauern zerbrach und zerfiel der Wandervogel e.V. Buske meinte, daß nur durch Regeln und Ordnung und erneute Formen der Individualismus des Wandervogels in seinen übertriebenen Ausmaßen eingedämmt werden könnte.

Ernst Buske war zunächst neben dem Alt-Wandervogel in der abstinenten Akademischen Verbindung Skuld und auch noch in den Kreisen der Freideutschen und Jungdeutschen tätig. Als man daran ging, für die Nationalversammlung politische Thesen aufzustellen, war es Buske, der hierfür entscheidende Formulierungen fand. Freunde der Linken meinten, daß seine Thesen zu unrecht bei der Werbung für die Deutschnationale Volkspartei benutzt wurden.

Buske vertrat ganz entschieden die Forderung, daß der AWW wieder ein reiner Scholarenbund sein müsse und an Jahren Ältere nur Mitglied sein dürften, wenn sie als Führer dienen oder sonstwie gebraucht würden. Der damals überall herrschenden chaotischen Unordnung mit dem unproduktiven Durcheinander setzte Buske im einzelnen neue Formen jugendlicher Gemeinschaft entgegen. Die aus dem Felde zurückkehrenden Wandervögel des Alt-Wandervogels fanden sich mit dem neuen Wollen nicht nur ab, sondern unterstützten dieses. Die Welle der „Männerbündler“ setzte beim AWW 1920 die völlige Trennung von den gesonderten Ortsgruppen der Mädchen durch. Aber nach Ablauf weniger Jahre rief Buske den Mädchenbund wieder zur neugeschaffenen Freischar zurück.

Für seine neuen Bundesprinzipien fand Buske im AWW volle Zustimmung. Die bündische Idee fand so in Buske einen ihrer Erwecker.¹¹⁾ Alt-

¹¹⁾ Vgl. Z. Laqueur, Die Deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie (1962), S. 146. „Nach dem Kriege fand er (der AWW) in Ernst Buske einen fähigen Führer. Buske beschloß, drastische Reformen vorzunehmen. Jedes Mitglied über 20 Jahre mußte ausscheiden, es sei denn, eine junge Gruppe wollte es als ihren Führer oder in einer anderen Eigenschaft behalten . . . Die Periode von 1919 bis Mitte der zwanziger Jahre war also in erster Linie eine Übergangszeit . . . In Wahrheit war es diese Zeit des scheinbaren Sterbens, die erste Anfänge eines neuen Stils und eines neuen Inhalts hervorbrachte. Die Wandervogelphase, die erste Periode der Jugendbewegung, war zu Ende. Jetzt begann die zweite Phase — die Phase des Bundes.“

Wandervogel und Neu-Pfadfinder wurden gleichwertige Partner. Immer neue jugendgemäße Formen des Wander- und Lagerlebens wie auch in der Gemeinschaft des Bundes und der Gruppe bildeten sich heraus. Lange Zeit galt ausschließlich der Jungenbund, d. h. der alte Scholarenbund als Ideal. Bis in diese Jahre war die von Hoffmann-Völkersamb gefundene Form des Schülerwanderns lebendig. Erst mit Einbeziehung der „Mannschaft“ hatte die Idee des Scholarentums ein Ende.

Nur durch das unentwegte und unbeirrbar Festhalten an der Idee eines Knaben- und Jünglingsbundes, der das freie Wanderleben auf sein Panier geschrieben hatte, besaß der Alt-Wandervogel als Traditionsbund das Vermögen, immer neue Ausprägungen wandervogelmäßigen Seins aus der Bundesbrüderschaft freizugeben. Nach dem Steglitzer e. V. folgte der Wandervogel-Deutscher Bund, dann der Jung-Wandervogel, weiter der Einigungsbund Wandervogel e. V., auch der Nerother Wandervogel verließ den Alt-Wandervogel zu eigenen Wegen. Schließlich wäre als letzte Trennung um 1920 der Deutsch-Wandervogel zu nennen. Unbedeutende Absplittierungen sind nicht erwähnenswert.

Es gibt keinen Bund im Wandervogel und in der Jugendbewegung, der auch nur annähernd so vielen anderen Bündnissen eigener Struktur das Leben gab. Die Idee Hermann Hoffmann-Völkersams und die von Karl Fischer gestaltete Bundespraxis waren das große Geschenk des Alt-Wandervogels an die Wandervogelbewegung und eine wesentliche Kraft für die Entstehung der Bündischen Jugend in der Nachfolgezeit des Ersten Weltkrieges.

DIE DEUTSCHE JUGENDBEWEGUNG UND DER STAAT

Gerhard Ziemer

Das Thema „Die deutsche Jugendbewegung und der Staat“ bezieht sich auf die Jugendbewegung in der Zeit bis 1933, es betrifft aber auch die heutigen sogenannten jungen Bünde.

Was unter Jugendbewegung zu verstehen ist, brauche ich nicht erneut zu erklären. Ich übernehme den Begriff so, wie die Literatur über die Jugendbewegung ihn gebildet hat. Für die dreißig Jahre vom Anfang des Jahrhunderts bis zum Jahre 1933, das auch hierfür ein vorläufiges Ende war, ist es also jener Zusammenhang der zwar wechselnden, aber ineinander übergehenden und sich dadurch fortsetzenden Bünde, den wir in die Phase des Wandervogels bis zum Ende des Ersten Weltkrieges und anschließend der Bündischen Jugend aufteilen. In der zweiten Phase, der Phase der Bündischen Jugend, ergab sich für die deutsche Jugendbewegung die Erweiterung durch die Einbeziehung von Teilen der Pfadfinderschaft und der konfessionellen Jugendorganisationen und auch von ursprünglich parteipolitischen Jugendverbänden, die für sich den Grundsatz der Führung der Jugend durch die Jugend und die Loslösung von vorbestimmten Autoritäten übernommen hatten und dadurch zur Jugendbewegung geworden waren.

Ich muß allerdings auf eine Einschränkung hinweisen, die bei den heutigen Erörterungen über die deutsche Jugendbewegung oft nicht beachtet wird, aber gerade für mein Thema unerläßlich ist. Unter der Jugendbewegung verstehe ich die wirklichen jugendlichen Bünde, deren Mitglieder und bewegendes Element fünfundzwanzig Jahre hindurch die nachwachsenden und sich ablösenden Jahrgänge der Schüler und jungen Studenten waren — Studenten hier verstanden als Sammelbegriff für die schon Schulentlassenen — mit nur einzelnen Älteren, die auch weiterhin als aktive Führer in den Bünden blieben. Nur diese Bünde, die zuerst Wandervogel, später auch anders hießen, rechtfertigten ja die Bezeichnung Jugendbewegung. Sie und nicht Gruppierungen und Zusammenschlüsse von Älteren und Ehemaligen waren es, die während einer so langen Zeit die Anziehungskraft auf die nachwachsenden Schülerjahrgänge ausübten, so daß sich in den Bünden die Gruppen immer wieder mit Jugend füllten. In diesen Gruppen voll jugendlichen Lebens fand der junge Mensch, der vierzehnjährige Schüler als Wandervogel vor 1918 und als Bündischer in den späteren Jahren, das Glück, das ihm Elternhaus und Schule so nicht geben konnten. Wäre nicht immer wieder die Jugend selbst in die Bünde gekommen, so hätte die deutsche Jugendbewegung schon mit der ersten älter gewordenen Wandervogelgeneration ihr Ende gefunden, also etwa 1912, und die deutsche Jugendbewegung wäre dann auch gar nicht als Begriff entstanden. Wir kennen dieses schnelle Auslaufen und Ende aus vielen einst blühenden Ortsgruppen

der Bünde, wenn es nicht gelang, mit dem Alterwerden der Jungen und Mädchen eine Führung zu behalten, die wieder die Jugend anzog.

Diese Abgrenzung zwischen dem Jugendreich der Bünde und dem späteren Leben ihrer ehemaligen Mitglieder muß man meines Erachtens in der Rückbetrachtung klar sehen, auch gegenüber den Erinnerungen an die eigenen späteren Erlebnisse, als man nicht mehr einen aktiven Platz in den Bünden der Jugend hatte, aber sich noch selbst zusammen mit den ebenfalls älter gewordenen Freunden zur Jugendbewegung rechnete. Für den einzelnen waren der Weiterlauf der Jahre und der Wechsel der Verhältnisse eine natürliche Entwicklung. Es gab dafür auch keine festen Normen, weil nicht alle Jugendbewegten im gleichen Alter in die Bünde gekommen waren. Manche wurden erst als Student oder schon im Berufsleben stehend Wandervögel oder Bündische, so daß sie für sich selbst dann auch in der späteren Bewertung der jugendbewegten Jahre mit Recht andere Daten und Schwerpunkte setzten als die Mehrzahl der ehemaligen Wandervögel und Bündischen, für die die Jugendbewegung ein Erlebnis ihrer Schülerzeit gewesen war. Das mag man im Einzelfall durchaus als fließend ansehen, und man mag auch die Altersspanne in den Bünden bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr ausdehnen, wie ja überhaupt die Loslösung der älter Gewordenen aus den Bünden ohnehin eine schwierige, weil zumeist schmerzliche Angelegenheit war und bekanntlich schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg und dann verstärkt bei Rückkehr der Feldwandervögel und später auch in der bündischen Phase zum großen Problem aller Jugendbünde wurde. Das alles ändert aber nichts daran, daß die älter Gewordenen nunmehr zwangsläufig in der Umwelt der Erwachsenen lebten, die ganz andere Fragen an sie stellten, als sie die Jugendbünde zu beantworten hatten. Vom Jugendreich der Bünde aus gesehen, also bezogen auf das, was auf den Fahrten, den Nestabenden und an den Feuern der Kreis- und Bundestage gefühlt, gedacht, gesprochen und geplant wurde, waren es Fragen extra muros, jenseits des Jugendreiches Pforten. Zu diesen Fragen gehörten für die älter Gewordenen neben den speziellen ihrer beruflichen Ziele und Bewährung und den höchst persönlichen der Familiengründung auch die Fragen, die Staat und Politik an ihre Bürger stellten.

Ich will hier diesen Gedankengang zunächst unterbrechen. Ich komme noch auf die Beantwortung der staatlichen und politischen Fragen durch die älter gewordenen Jugendbewegten zurück, weil auch sie meines Erachtens auf ihre Weise den im Kern unpolitischen Charakter der deutschen Jugendbewegung bestätigte. Doch bleiben wir bei der Jugendbewegung selbst, das heißt bei den Bünden, die fünfundzwanzig Jahre hindurch einen Teil der deutschen Jugend zu sich riefen.

Die deutsche Jugendbewegung hatte es in dieser langen Zeit mit unterschiedlichen Staatsformen zu tun. Bis 1918 war es das Deutsche Kaiserreich,

danach die Weimarer Republik, bis 1925 unter dem Sozialdemokraten Ebert als Reichspräsidenten, und ab 1925 mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg als Reichspräsident. Von 1933 an war es ein Deutsches Reich als nationalsozialistischer Parteistaat, in dem sich auch die deutsche Jugendbewegung nicht mehr halten konnte. Rechnet man zur deutschen Jugendbewegung auch den österreichischen und schweizerischen Wandervogel — nach meiner Meinung muß man das —, so vermehren sich die Staatsformen, denen die Jugendbewegung begegnete, um die Habsburger österreich-ungarische Doppelmonarchie, ab 1919 für die deutschen Jugendbünde in der Tschechoslowakei und den an Polen abgetretenen Ostprovinzen um die dortigen nationalen Republiken, für den Schweizer Wandervogel, der von 1908 bis in die fünfziger Jahre Bestand hatte, um den Staat der Schweizer Eidgenossenschaft. Die deutsche Jugend in der österreich-ungarischen Monarchie und nach dem Ersten Weltkrieg in den ehemals österreich-ungarischen Ländern befand sich aber wegen der weitgehenden Verzahnung der Volksgruppen und des damit zusammenhängenden Nationalitätenkampfes, der sich auch in dem Gegeneinander der deutschen und slawischen Jugendverbände auswirkte, in einer anderen Lage als die reichsdeutschen Bünde und auch als der Wandervogel in der Schweiz. Ich lasse deshalb diese zusätzliche deutsch-völkische Komponente des österreichischen Wandervogels, da sie nur einen Teil der deutschen Jugendbewegung betraf, außer Betracht.

So verschieden nun die deutschen Staatsformen waren, in denen die Bünde der Jugendbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg entstanden und lebten, so blieb doch die Distanz der Bünde zu ihnen eigentlich immer die gleiche. Sie empfanden sich weder als Wandervogelbünde im Kaiserreich, noch als Bündische Jugend in den vierzehn Jahren der Weimarer Republik als etwas, was man als staatsnahe Jugend bezeichnen könnte. Aber sie waren auch keine Anti-Staatsjugend, etwa in dem Sinne, daß man im Kaiserreich republikanisch und in der Weimarer Republik monarchistisch gesonnen war. Auch der Wandervogel in der Schweiz sah sich nicht staatlich und politisch. Der Begriff Staatsjugend, den ich hier gebrauche, hat sich zwar erst in den diktatorischen Zeitläufen des Faschismus und des Kommunismus gebildet und ist dort in Massen sichtbar geworden — im Jung-Pionieren und der FDJ des kommunistischen Ostens —, seine Grundlagen waren aber natürlich immer vorhanden. Im Deutschen Kaiserreich waren die jungen Kadetten von der Septima bis Oberprima und die Unteroffizierschüler eine solche ganz staatsnahe Jugend. Ab 1912 sollte es der uniformierte Jung-Deutschland-Bund sein, der Versuch des monarchischen Deutschlands, eine Staatsjugend auf breiter Grundlage besonders für die Volksschüler, Lehrlinge und Jungarbeiter zu schaffen. In der Weimarer Republik volk und in der Hitler-Jugend des Nationalsozialismus und in den Roten bemühten sich ab 1919 die politischen Parteien in besonders gegründeten

Jugendorganisationen die deutsche Jugend zu einer Staatsjugend ihrer politischen Auffassung zu machen. Es gab damals mit wechselndem Erfolg und großen, aber fluktuierenden Mitgliederzahlen die Jugendorganisationen der Deutschnationalen Volkspartei, der Deutschen Volkspartei, des Demokratischen Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, des Katholischen Zentrums, der Sozialdemokratischen Partei, der Kommunisten und dann der Nationalsozialisten, die mit dem politischen Sieg ihrer Partei die ganze deutsche Jugend zur Staatsjugend machten und den Bünden der Jugendbewegung ein Ende setzten.

Gegenüber diesen Jugendorganisationen, die mithelfen sollten, entweder den bestehenden Staat zu stützen oder ihn nach einer anderen politischen Auffassung zu verändern, blieben die Bünde der deutschen Jugendbewegung von Anfang an auf einer anderen Spur. Es hätte nicht so zu sein brauchen. Karl Fischer war, wie man weiß, ein Deutschtümler, der viel vom Vaterland aller Deutschen sprach. Hätte er, der sich als den Oberwandervogel sah und abgestufte Ränge im Wandervogel einhalten wollte, 1904 seine Steglitzer und Groß-Berliner Anhänger in Reihen antreten lassen und in einer Schutztruppenuniform zu einer national-deutschen Pfadfinderei gemacht — die Pfadfinderschaft nach englischem Vorbild gab es damals in Deutschland noch nicht —, so hätte sich auch das von Steglitz aus ausbreiten können. Dann hätte es allerdings drei Jahre später nicht die Heidelberger Pachantey mit Hans Breuer und Hans Lissner gegeben, nicht das Lautenspiel und den Zupf und die Bünde vor und nach dem Ersten Weltkrieg, so wie wir sie kennen. Aber Karl Fischer und die neben und nach ihm wirkenden Führer der deutschen Jugendbewegung hatten nicht Staat und Politik im Auge, sondern das Leben ihrer Bünde, auch noch in den zwanziger Jahren, als der Krieg und die Revolution die Gesamtverhältnisse in Deutschland stark politisiert hatten und die großen Erschütterungen der Nachkriegszeit, die fünfjährige uferlose Inflation von 1919 bis November 1923 und dann die Deflationskrise mit den Millionen Arbeitslosen, auch das Leben der Jugend wirtschaftlich und geistig bedrohten.

Im Vergleich zwischen der Wandervogelphase der deutschen Jugendbewegung und ihrer bündischen Phase, zumal der späteren, zeigt sich zweifellos mit den sich politisierenden Gesamtverhältnissen auch eine gewisse Politisierung und Parteinahme der jungen Mitglieder der Bünde. Vergleicht man aber wiederum die Bünde insgesamt mit den damaligen Organisationen einer politischen Parteijugend, wie sie auf der Linken, der Rechten und im Mittelfeld entstanden, so ergibt sich, daß die deutsche Jugendbewegung auch nach 1920 unpolitisch geblieben war. Die Bünde waren keine Parteigänger politischer Parteien geworden. Die Entwicklung verlief in der bündischen Phase vielmehr umgekehrt, indem Teile der damaligen Parteijugend sich entpolitisierten und Jugendbewegte wurden.

Es kamen zwar in der umfangreich gewordenen jugendbewegten Literatur zahlreiche Programme und Aufrufe nicht nur weltanschaulichen und lebensreformerischen, sondern auch politischen Inhalts ans Tageslicht, die für die nachträgliche Beurteilung ein verwirrendes und widerspruchsvolles Bild vom Zustand der damaligen Bünde geben. Sie waren aber, zumeist von schon Älteren und Ehemaligen geschrieben, keine echten Zeugnisse des wirklichen Bundeslebens. Auch das hatte sich in manchen Formen gegenüber dem Vorkriegs-Wandervogel gewandelt, war aber im Kern unverändert geblieben mit den Wegemarken Fahrt, Freundschaft, Lied und Feuer. Es gab in Wahrheit keine romantische und keine politische Phase der jugendlichen Bünde. Sie lebten bis zu ihrem Ende aus dem gleichen Fundus und waren nur dadurch, nicht durch politische Einstellungen, eine Anziehungskraft für die nachwachsende Jugend.

Daß die deutsche Jugendbewegung unpolitisch und gegenüber dem jeweiligen konkreten Staat und den konkreten politischen Programmen auf Distanz geblieben war, wird meines Erachtens durch die Kritik bestätigt, die sie gerade wegen dieser Distanz erfährt, eine Kritik schon zu ihrer Zeit und jetzt in der nachträglichen Beurteilung. Der heutige Vorwurf gegen den Wandervogel der Jahre 1904 bis 1918 lautet, er sei eine bürgerliche — der marxistische Sprachgebrauch sagt kleinbürgerliche — Angelegenheit des deutschen Kaiserreichs gewesen. Statt sich zum Sozialismus zu bekennen und sich der bedrückten Arbeiterjugend anzunehmen, sei diese bürgerliche Jugend romantisch in die Wälder gelaufen und habe die Blaue Blume, nach Harry Pross das Gift der Blauen Blume, gesucht. Von der Bündischen Jugend aber heißt es in der heutigen demokratischen und marxistischen Kritik, sie habe mit ihren Fahnen und Wimpeln und ihrem nationalen Pathos dem Nationalsozialismus den Weg bereitet. So lautet es heute.

Im Kaiserreich selbst war man mit der heute gerügten unpolitischen und romantischen Haltung des Wandervogels ebenfalls unzufrieden. Man war offiziell keineswegs geneigt, den Wandervogel als eine, wie man heute glaubt, bürgerliche Bestätigung der damaligen staatlichen Verhältnisse anzusehen. Die Schulbehörden hatten den Wandervogel auf Grund der Eingabe des Steglitzer Pädagogen Gurlitt an den Schulen zugelassen. Man konnte auch nichts dagegen ausrichten, daß der Wandervogel sich durch seine Lieder und seine Beispiele der Naturfreude und der Lebensreform in der Öffentlichkeit einer Beliebtheit erfreute, aber man betrachtete doch vom Staat und seinen Schulen her die religiösen und moralischen Freiheiten des Wandervogels und seine unmilitärische Gesamthaltung mit Argwohn. Im Bayerischen Landtag wurde angeregt, den Zupfgeigenhansl wegen seiner Liebeslieder aus moralischen Gründen zu verbieten, und der von der Jugendbewegung getragene Hohe-Meißner-Tag des Jahres 1913 war, wie man weiß, ganz und gar nicht ein Fest im Sinne des kaiserlichen Reiches. Als

politische und staatliche Gegen gründung gegen die Wandervogelbünde wurde deshalb mit Hilfe abkommandierter aktiver Offiziere kurz vor dem Ersten Weltkrieg der Jung-Deutschland-Bund organisiert und mit Uniformen, Gerät und Geld unterstützt. Wo es, wie in den pommerschen Städten, an den damaligen Gymnasien ein Nebeneinander von uniformiertem Jung-Sturm (Union Blau-Weiß-Blau) und Wandervogel gab, hatte der Jung-Sturm als eine staatsnahe Vereinigung und nicht der Wandervogel die Protektion der Schulleitungen.

Der heutige Vorwurf demokratischer und marxistischer Publizisten, der Wandervogel hätte im kaiserlichen Deutschland seine politischen Pflichten versäumt, weil er sich nicht sozialistisch oder demokratisch engagierte, ist zwar das Gegenteil der Vorbehalte, die das kaiserliche Deutschland gegenüber dem Wandervogel bewahrte. Beide Kritiken, die damalige und die heutige, treffen sich aber darin, daß sie den unpolitischen und staatsfernen Charakter dieser Phase der deutschen Jugendbewegung bestätigen.

Das gleiche gilt für die heutige und die damalige Kritik an der Bündischen Jugend. Baldur v. Schirach hielt der Bündischen Jugend, die in heutiger Sicht angeblich ein Wegbereiter des Nationalsozialismus gewesen war, gerade ihre unpolitische Haltung vor. Sie sei, so urteilte Baldur v. Schirach, reaktionär gewesen, habe nur an sich gedacht und hätte deshalb im Dritten Reich kein Lebensrecht.

Bestätigt so schon die Kritik, die früher und heute unter entgegengesetzten politischen Auffassungen den Bünden der Jugendbewegung wegen ihres mangelnden politischen Engagements gemacht wird, ihr unpolitisches Leben, so ergibt sich dies meines Erachtens mit voller Deutlichkeit aus den späteren politischen Lebensläufen der ehemaligen Jugendbewegten. Dies wird allerdings von manchen „Ehemaligen“ anders gesehen, die gerade aus ihren späteren politischen Interessen schon auf ein politisches oder staatliches Bewußtsein der Bünde schließen wollen, denen sie angehört hatten. Nun ist es aber ganz unbestreitbar so, daß die aus der Jugendbewegung Hervorgegangenen sich später politisch ganz unterschiedlich und konträr entschieden haben, auch im eigenen Wechsel der Ansichten, der sich bei ihnen den veränderten politischen und staatlichen Zeitläufen ebenso anpaßte wie bei den anderen Deutschen. Die älter gewordenen ehemaligen Wandervögel hatten 1912 oder gar 1914 andere staatliche und politische Auffassungen als 1920, und dann 1936 wieder andere als 1920, und heute, wenn sie noch leben, ganz andere als 1936. Ebenso die ehemaligen Bündischen. Das ging im Wandel der Zeit den einzelnen so. Jeder Ehemalige möge es an sich selbst nachprüfen.

Ein politischer Fragebogen — gäbe es ihn — würde aber auch bestätigen, daß es für die aus der Jugendbewegung Kommenden niemals eine gleiche politische Anfangs- und Ausgangsstellung gegeben hat. Es gab vielmehr

von Anfang an unter ihnen gleichzeitig Sozialisten und Nationalisten, Pazifisten und soldatisch Gesonnene, Kommunisten und Völkische, später Faschisten wie Antifaschisten. Jede Untersuchung der heute noch vorhandenen Traditionsgruppen der Älteren und Alten würde dies sofort bestätigen. Es hat deshalb meines Erachtens keinen Sinn, in Anpassung an die staatlichen und politischen Auffassungen auf die entsprechenden Zeugen aus der früheren Jugendbewegung zu verweisen. Dies in der Gegenwart um so weniger, als unsere staatlich in West und Ost gespaltene Nation ganz unterschiedliche Vorkämpfer als Beispiel anerkennen würde. Man kann die vergangene deutsche Jugendbewegung nicht nach der Gegenwart formen. Man kann meines Erachtens im Sinne einer geschichtlichen Wahrheit aus dem nicht einheitlichen politischen Verhalten der früher Jugendbewegten nur den Schluß ziehen, daß das Gemeinsame der Jugendbewegung eben jenseits der Politik und ihrer Konkretisierung im Staatlichen lag. In der Diskussion wurde dafür (von Friedrich Hoffmann) ein Beispiel aus den Tagen der Münchener Räterepublik genannt, als ältere Wandervögel als Freikorpskämpfer und Spartakisten dennoch zwischen den Kämpfen den Nestabend ihrer Wandervogelgruppe gemeinsam und in Freundschaft besuchten. Die aus der Jugendbewegung Kommenden brachten für ihre Einstellung zu den Fragen des Staates und der Politik kein „Was“ der Entscheidung mit, sondern, so darf man wohl sagen, ein „Wie“ des Verhaltens, das sie an einem blindwütigen politischen, aber auch religiösen und weltanschaulichen Fanatismus hinderte. Man darf wohl auch feststellen, daß das Erlebnis der Jugendbewegung überhaupt den späteren Zugang zum politischen Parteibetrieb mit seinen Rivalitätskämpfen und Rücksichtslosigkeiten erschwerte. Der frühere Wandervogel und Bündische hatte offensichtlich in diesem Bereich erhebliche Verkehrsschwierigkeiten. Es gab, soweit ich weiß, nur wenig große Parteikarrieren ehemaliger Jugendbewegter. Im Dritten Reich waren, Namen sollen sonst nicht genannt werden, die Gauleiter Karpenstein und Brückner ehemalige Wandervögel, wurden aber schon 1934 von ihren Posten entfernt, verhaftet und aus der Partei gestoßen. Unter den Kommunisten hat es wohl der Bonner Wandervogel und Lautenschläger Alfred Kurella in Rußland und dann in der DDR am weitesten gebracht und bisher durchgehalten.

Für den unpolitischen Charakter der deutschen Jugendbewegung, die weder eine Staatsjugend noch eine Antistaatsjugend sein wollte, sei noch ein Indiz genannt, das vielleicht nur klein erscheint, es aber meines Erachtens nicht ist. Der Wandervogel in der Schweiz, der aus einer frühen Begegnung mit den Heidelberger Wandervögeln seinen Anstoß erhielt, wäre nicht entstanden, wenn der reichsdeutsche Wandervogel ein näheres staatliches Verhältnis gehabt hätte. Das hätten die Schweizer, die auch schon dem kaiserlichen Deutschland kritisch gegenüberstanden, nicht mitgemacht.

Sie hätten dann den Namen Wandervogel und sein Bundesleben, wenn es politische und reichsdeutsche Bindungen enthalten hätte, für sich nicht übernommen. Die Schweizer Schüler und Studenten, die sich von den Heidelberger Wandervögeln begeistern ließen, sahen in ihnen aber mit Recht einen jugendlichen Aufbruch außerhalb des staatlichen und politischen Feldes. Die speziell deutschen Züge, die dieser jugendliche Aufbruch trug, und auch das allgemein Vaterländische konnten auch die Schweizer Wandervögel für sich gelten lassen. Wie man weiß, ist der Wandervogel in der Schweiz bis auf Ausnahmen auf die deutschsprachige Schweizer Jugend beschränkt geblieben, ohne daß für den Schweizer Wandervogel dies aber ein Prinzip war, geschweige ein politisches. Es ergab sich aus dem deutschen Charakter des Bundeslebens, seinen Liedern, der deutschen Lust am Wandern, die den Romanen fremd ist, und auch aus der deutschen Art der Kameradschaft.

Nun muß wohl, wenn ich behaupte, daß sich die deutsche Jugendbewegung auf eigenen Bahnen neben dem Staatlichen und Politischen ihrer Zeit bewegt hat, mit einigen Worten gesagt werden, was sie denn gewesen ist, was sie entzündet und fünfundzwanzig Jahre hindurch zu einem Magnet für einen Teil der deutschen Jugend gemacht hat. Es waren für den einzelnen Wandervogel und Bündischen oft nur vier oder fünf Jahre seiner Schüler- und Jünglingszeit, aber sie genügten offensichtlich, um ihn so zu beeinflussen, daß unabhängig von späteren beruflichen Laufbahnen, politischen Ansichten und auch unabhängig von den Fragen der sogenannten Lebensreform — Abstinenz, Vegetarismus usw., die die Ehemaligen ganz unterschiedlich handhabten — dennoch bis ins Alter Gemeinsames verblieb. Gemeinsam auch für die, die sich persönlich in den Jahren des Bundeslebens nicht kennengelernt hatten, so daß es nicht nur persönliche Erinnerungen sind. Werner Helwig hat einmal dem Sinne nach geschrieben, die früheren Jugendbewegten hätten trotz der nicht endenden Spaltungen der Bünde ihr Inneres auf besondere Weise eingerichtet, woran sie sich auch noch im Alter erkennen.

Die deutsche Jugendbewegung war ein pädagogisches und musikalisches Ereignis einer sich selbst entdeckenden und sich selbst führenden Jugend. Jede gute Ortsgruppe der Bünde war für ihre Mitglieder eine Art freie Schulgemeinde mit dem ganzen Elan, dessen eine für sich selbst verantwortliche Jugend fähig ist. Die überaus glückliche Verbindung von Naturerlebnis auf den Fahrten, Freundschaft in der Gruppe mit den musischen Kräften des gemeinsamen Singens und Musizierens, das gleichzeitig mit der Wiederentdeckung der alten Volkslieder tief ins Vaterländische unseres Volkes hinführte, ist für die meisten unvergessen geblieben. Die Erlebnisse der Jugendbewegung betrafen, dieser Ausdruck sei einmal erlaubt, den moralischen Menschen und sein Gemüt zugleich und blieben darin haften. Nur so ist es zu erklären, daß die Ehemaligen, ohne mit ihren späteren Ansichten

in Politik, Religion, Philosophie, Kunst usw. übereinstimmen zu müssen, doch etwas Gemeinsames behalten haben, daß sie auf viele Fragen des Lebens, wie wir glauben, eine gute Antwort geben läßt.

In der Gegenwart wird es für unerwünscht, ja geradezu für unerlaubt gehalten, dem jungen Menschen eine solche Zeit der Absonderung in einem individuellen jugendlichen Leben einzuräumen, in dem er sich selbst zusammen mit seinen Freunden, die er ausgewählt hat und die ihn ausgewählt haben, als Mittelpunkt sieht. Er soll vielmehr schon als junger Schüler in die Gesellschaft so, wie sie der Staat versteht, integriert werden, oder er soll, das sagt die politische Opposition, sich gesellschaftskritisch mit dem Staat und der Umwelt befassen. Er soll, anders ausgedrückt, Staatsjugend oder Antistaatsjugend sein, aber nicht mehr Jugend für sich.

Es ist kein Zweifel, daß diese auch in der Bundesrepublik herrschend gewordene Auffassung von den frühen staatlichen und politischen Pflichten des heranwachsenden Menschen ihre geistige Heimat in den Diktaturstaaten hat, die mit den Menschen überhaupt auch die Jugend politisch mitverplanen wollen. Leider haben sich auch die Demokratien — zu verstehen aus ihrer Abwehrstellung gegen Faschismus und Kommunismus — von den Vorstellungen einer politischen Machbarkeit des jungen Menschen anstecken lassen. Als Karl Oelbermann im Jahre 1928 mit einer Nerother Wandervogelgruppe in der Sowjetunion war, wo er damals in Moskau auch den früheren Bonner Wandervogel Alfred Kurella besuchte, wollten die jungen russischen Kommunisten es Karl Oelbermann nicht abnehmen, daß der Nerother Wandervogel ein unpolitischer Jugendbund sei. Das war für sie eine Welt, die sie nicht kannten und deren Individualismus sie für unerlaubt hielten. Spricht man heute bei uns mit jüngeren Ministerialen des Bundesjugendplans, die nicht nur Geld, sondern durchaus ein Herz für die Jugend haben, und versucht man, ihnen zu erklären, daß es einst das Merkmal der wertvollen freien Bünde der deutschen Jugendbewegung gewesen war, vom Staat kein Geld und keine Belehrung anzunehmen, und daß es gerade von der Demokratie her immer noch ratsam sei, ein elitäres Jugendreich dieser Art zuzulassen und heimlich zu begünstigen, so wird das nicht verstanden. Der Mensch soll schon in der Jugend möglichst gleichgemacht werden und soziale und politische Verantwortung tragen, die man ihm doch gar nicht in jungen Jahren aufbürden kann. Diese Auffassung vom Gewicht des Politischen ist heute so übermächtig, daß sie auch für Wohlwollende das Bild der deutschen Jugendbewegung, das sie aus eigenem Erleben nicht mehr kennen, wohl fast zwangsweise verfälscht. So war es für den Veranstalter der Fernsehreihe „Romantische Rebellion“ (Willi Weiskirch, heute Sprecher der CDU) gewissermaßen selbstverständlich, daß sich die Wandervögel, bevor sie sich 1914 als Kriegsfreiwillige meldeten und bei Langemarck fielen, schon vorher — 1912 und 1913 — uniformiert und deutsch-kaiser-

lich militarisiert hatten und daß die Freikorps des Kapp-Putsches von 1920 Sammelstätten von Jugendbewegten waren (vergl. hierzu Aufsatz des Verf. „Romantische Rebellion“ im 3. Jahrbuch des Archivs).

Ich meine deshalb, daß gerade um der heutigen Jugend, vor allem um der sogenannten jungen Bünde willen die ehemals Jugendbewegten das Pädagogisch-Humane und im Wechsel von Staat und Politik auch Bleibende ihres Jugenderlebnisses stärker betonen sollten. Es gibt von der Zeit der Griechen her in der europäischen Geschichte den Menschen als Individuum, als einmalige Person, zu dem sich viele Jahrhunderte hindurch antike Philosophie, christliche Religion und auch die große Kunst und Dichtung des Abendlandes bekannt haben, jenseits der Strömungen und Ereignisse im staatlichen und politischen Bereich ihrer Zeit. Die Bünde der deutschen Jugendbewegung haben dem jugendlichen Menschen für einige Jahre des Lebens ein solch humanes und musisches Quartier gegeben, das nur ihn selbst und seine Freunde betraf, bevor er in die allgemeine Gesellschaft der Erwachsenen eintrat. Ein Vorhof des Staates war das Jugendreich der deutschen Jugendbewegung nicht. Im Herbst 1973 sind seit dem Meißner-Fest 1913 sechzig Jahre vergangen. Wir wissen nicht, welches politische und gesellschaftliche Gesicht nach so vielen Veränderungen Deutschland und Europa in weiteren sechzig Jahren tragen wird. Wir wissen aber, daß es auch dann noch das Antlitz des jungen Menschen geben wird, das in der deutschen Jugendbewegung einst hell geleuchtet hat.

DAS BÜNDISCHE IN UNSERER EXISTENZ — VOM JUGENDBUND ZUM LEBENSBUND

Karl Seidelmann

Beginnen möchte ich mit ein paar allgemeinen Bemerkungen zur Erscheinung „Bund“ und zum Wort selbst. Es wandert in vielen Gewändern durch die deutsche Sprachlandschaft, bewegt sich mit wechselnder Bedeutung durch Höhen und Tiefen menschlicher Gesellungen und Organisationen und erreicht dort bisweilen einzigartige Verdichtungen zwischenmenschlicher Verbundenheit auf religiösen und romantischen Ebenen. Vom Fußballbund bis zum Bund der Vertriebenen, von kirchlichen Vereinigungen bis zu Ordensgründungen, vom „Stern des Bundes“ Stefan Georges bis zu der „Davidsbündler“-Musik Robert Schumanns, von philiströsen Gesellschaften bis zu den dichterischen Fantasien eines Novalis — alles in allem eine wunderliche Großfahrt des gleichen Wortes durch unsere Sprache. Das überwiegend männliche Element fällt dabei auf, ebenso zunächst einmal die Bezogenheit auf eine höhere Altersstufe der Männer, frühestens der Jünglinge. „Bund“ zu stiften ist kein Vorrecht der Jüngeren.

Aber wo sich Bündigung zu einem Ereignis mit menschlichem Tiefgang verdichtet, da ist doch fast überall Jugend und Jugendlichkeit im Spiel. So entdeckt man es bei den Göttinger Hainbündlern, so im Dichterkreis Georges, so sogar in den nicht alltäglichen Fällen, wo „Bünde“ von Wissenschaftlern entstehen, nicht bloß „Akademien“ und dergleichen, wie es z. B. in den zwanziger und dreißiger Jahren im weltweiten Klub der Atomphysiker vor sich ging. Es verwundert also nicht, daß im eigentlichen Lebensbereich der Jugend die Kategorie Bund ein besonderes Gewicht erhält. Auch dies ist variabel, es wechselt vom Leichten, Flüchtigen bis zum Schweren, gehaltvoll Beharrenden. Da gibt es schon in den frühen Zeiten der jugendpflegerischen Vereinsgeschichte „Bünde“, in ihrem „Mittelalter“ den Pfadfinder-„Bund“, in ihrer Neuzeit dann die Bünde des Wandervogels und der Jugendbewegung überhaupt. Die Bezeichnung „Bund“ ist deutsch, ihre Geschichte ebenfalls, beide haben kaum Entsprechungen in anderen Sprachräumen. Wortbildungen wie Union, Assoziation, Kommunität u. a. treffen den Sinnkern der deutschen Vokabel „Bund“ nur unvollkommen. Bei dem Namen Bund ist stets, wie leicht zu erkennen, an eine größere Zahl von Menschen gedacht. Zwar spricht man in pastoralen Wendungen auch vom „Bund fürs Leben“, den zwei Menschen schließen. Aber das trifft die Kategorie Bund nur in einer sehr eingezwängten Aussage, die viele Merkmale des eigentlichen Phänomens außer acht läßt. „Bund“ in unserem Verständnis bezieht sich auf einen Menschenkreis, der kleine Mindestzahlen überschreitet, wie sie sich noch etwa in den Gruppen finden können. Zum Unterschied von deren örtlichen Fixierungen kennzeichnet den Bund in aller Regel außerdem seine Überregionalität, dies ganz un-

abhängig von den Graden etwaiger Verinnerlichung menschlicher Substanzen.

Offenbar setzt Bund, wieder ungeachtet sonstiger Einzelbedingungen, außerdem ein gewisses Maß von Altersreife seiner Angehörigen voraus. Unterhalb der Adoleszenzschwelle, bei den Kindern und Früh-Jugendlichen, deren spezifische Gesellungsform bei stärkerer Verbundenheit die Gruppe ist, im sogenannten „gang-age“ finden wir keine selbständigen Bünde. Sie bilden sich erst, soweit sie überhaupt jüngere Altersstufen einbeziehen, unter der Initiative und Mitbeteiligung der älteren Jugend, der über Sechzehn-, Siebzehnjährigen, auch wenn sie Elemente des frühen Gruppenlebens aufnehmen und dort widerspiegeln. So ist es sogar die Regel: Bund und Gruppe entsprechen sich oft in einem gewissen Grad. Die größere Aktivität reifer Menschen gründet in inneren und äußeren Voraussetzungen des bündischen Wesens. Selbst die formalsten Zweckverbände bedürfen vorheriger Überlegungen über Inhalte und Ziele, über Programme und dergleichen. Das bedingt ein Mindestmaß von intellektueller Reife, von begrifflicher Disponibilität, von geistigem Scheide- und Entschlußvermögen, das über die emotionalen und die Willenskräfte Jüngerer hinausgeht. Das gilt erst recht für alle Anforderungen auf organisatorischem Gebiet. Die Satzungen, die sich Jugendhorden zu geben pflegen, mögen mitunter als Vormodelle für größere Ordnungen dienen, sie reichen aber für festere Gesellungen schon deshalb nicht aus, weil sie das Moment der Stetigkeit dorthin nicht einbringen können: Bund ist eben auf Dauer eingestellt, Gruppe auf Zeitwilligkeit.

Mit dem Willen zur Dauerhaftigkeit verknüpft sich in den Bünden jeder Art notwendig das Bedürfnis nach Kontinuität des Mitgliederbestandes, während dieser bekanntlich in den Gruppen um so stärker fluktuiert, je jünger ihre Angehörigen sind. Bünde, besonders solche im Jugendreich, sind zwar gewiß nicht auf Ewigkeit eingestellt, aber ebensowenig auf rasche Vergänglichkeit. Wenn sie sich auflösen, so eher, indem sie korporativ in andere größere Gebilde ähnlicher Art übergehen, als daß sie ihren Zusammenhalt ganz preisgeben würden. Dieses Bedürfnis nach institutioneller Beständigkeit bemerkt man auch bei Bünden der Erwachsenenengesellschaft. Das erstaunlichste Beispiel liefern die religiösen Ordengemeinschaften: Sie überdauern Jahrhunderte. Den Kirchen selbst eignet ja ebenfalls eine deutlich wahrzunehmende Kernsubstanz „Bund“. Nicht zufällig sind gerade in der Hohepoche des Jugend-Bündischen nach dem Ersten Weltkrieg die bündischen Elemente im Urchristentum beschworen, die „Aristie des Jesus von Nazareth“ (Blüher) berufen worden. Ähnliche literarische Belege wären in den frühen Jahresbänden des „Weißen Ritter“ und anderer Zeitschriften zu finden.

Man darf darüber hinaus allerdings nicht übersehen, daß in der Geistesgeschichte jener besonderen Erscheinungen, die sich in „Bünden“ nieder-

schlagen und dort verdichten, auch ausgesprochen zeitbedingte und -flüchtige Beispiele zu verzeichnen sind. Bünde einer stark zeitbedingten Genese entfernen sich dann oft im gleichen Maße von jeder organisatorischen Zweckhaftigkeit, wie sie organischen Charakter annehmen: Sie keimen, blühen, welken und sterben ab wie Naturwesen, ohne daß dies ihre Bedeutung für die beteiligten Menschen verringern würde. Sie entstehen sich insofern als zeitlose Gebilde, als Zusammenschlüsse ohne eigentliche Geschichtlichkeit, obwohl sie manchmal der Realgeschichte ihrer Tage bemerkenswerte Züge einfügen.

Zeitabhängige, ebenfalls — aber in anderem Sinn — vergängliche bündische Formen lassen sich auch im politischen Raum beobachten. Deutschland war in den zwanziger Jahren durchgerüttelt davon, vor allem infolge der Dynamik para-militärischer Wehrbünde; sie gründeten im soldatischen Fronterlebnis, das seinerseits so manches bündische Moment enthielt bzw. zu erwecken vermochte. Sie gerieten nicht selten in die Nähe der jugendbündischen Zonen, ohne sich mit ihnen jemals völlig verschmelzen zu können. Allein schon der ständige Rückgriff der Jugendbünde auf die den Wehrbünden fremde, ungemäße Meißner Formel mit ihren sowohl sozialen wie auch personalen Elementen hinderte daran. Immerhin verstärkten sie durch Kontakte dieser Art ihre eigenen bündischen Charakteristiken und wirkten ihrerseits auf Führerschichten der damaligen jungen Generation zurück. Schließlich mußten sie sich aber in die massengesellschaftlichen Prozesse der völkischen Bewegung einschmelzen lassen.

Nicht zu verkennen ist endlich, daß auch in den Entstehungszellen des Nationalsozialismus merklich bündische Spurenelemente am Werk waren, was manchmal zu Mißverständnissen in der jungen Generation geführt hat. Unser Volk war in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg offensichtlich in hohem Maße empfänglich für das bündische Wesen und Getriebe. Die Hoffnungen, daß bündisch verdichtete Vereinigungen als national orientierte Gesinnungsgemeinschaften die von vielen als unerträglich empfundenen politischen Verhältnisse ändern helfen könnten, gediehen weit und breit und hatten gewisse Gründe für sich, gemeinsam allerdings auch manche anti-westlerischen, anti-parlamentarischen, sogar anti-zivilisatorischen Grundhaltungen.

Übrigens hatte das bündische Prinzip keineswegs nur auf der „rechten“ Seite des damaligen politischen Fächers in Deutschland Eingang gefunden, sondern — vielleicht etwas verdeckter, aber mit nicht geringerer Mächtigkeit — auch bei den Sozialisten, was man beispielsweise in den „Blättern für den Sozialismus“ entdecken kann. Es gab unverkennbar sozialistische Richtungen, die aus den orthodoxen Gefügen des Marxismus herausstrebten, bis hin zu Versuchen, die beiden Kategorien des Sozialistischen und des Nationalen miteinander zu verbinden, wie es z. B. Oswald Spengler und

andere unternahmen. Daß dabei auch sehr deutliche bündische Strukturelemente sichtbar wurden, erklärt — von anderen Zusammenhängen abgesehen — das geplante Interesse breiter Schichten der Jugendbünde an solchen Entwicklungen eines „deutschen“ Sozialismus.

Das Bündisch-Strukturelle erlosch 1933, und seine Vertreter sahen sich hinterher meist bitter enttäuscht. Immerhin, die Älteren unter uns haben damals eine Epoche stärkster Brisanz dieser bündischen Aufgeladenheit und seiner Ausstrahlungen in der deutschen Gesamtgesellschaft erlebt und sind davon mitgeprägt worden. Das Bündisch-Existentielle in unserem Schicksal stammt nicht allein aus der jugendbündischen Sphäre, sondern auch aus dem an vielen Stellen bündisch profilierten Strukturgefüge großer Teile unserer Nation in den zwanziger Jahren. Der Wunsch nach einer generellen Realisierung derartiger sozialer Konturen hat sich damals in zahlreichen Zeugnissen niedergeschlagen, besonders deutlich z. B. in der Aufsatzsammlung „Männerbund und Wissenschaft“ (Berlin 1934) des nationalsozialistischen Erziehungswissenschaftlers Alfred Bäumler, die den beiden aus der Jugendbewegung stammenden, ab 1934 für die reichsdeutsche Lehrerbildung zuständigen Professoren Holfelder und Voigtländer gewidmet war. Ernst Krieck, der Antipode Bäumlers, gehört übrigens ebenfalls in die Reihe jener einflußreichen Protagonisten des bündischen Sozialprinzips.

Daß der Weg großer Teile der damaligen jungen Generation in Deutschland durch die Jungengruppe über den Jugendbund zum Lebensbund geführt hat, das hat also sowohl jugendeigene wie auch gesamtgesellschaftliche Gründe. Die unruhige, vorrevolutionäre Allgemeinsituation, die jahrelang anhielt und, wie eben gezeigt, eine Reihe bündischer Gegenmodelle gegenüber den offiziellen demokratischen Mechanismen entstehen ließ, floß ein in die „abweichenden“ Tendenzen, die bereits im Wandervogel der Vorkriegsjahre als anti-autoritäre, anti-traditionalistische, anti-bürgerliche Jugendopposition, als Neu-Rousseauismus und Kulturrevolutionismus angedeutet gewesen waren. Ganz mit Recht sagt S. N. Eisenstadt in seiner Studie „Von Generation zu Generation“ (New York 1956, dt. München 1966): „Dieser Typ (einer ‚aufrührerischen‘ Jugendbewegung in Deutschland) bildet ohne Zweifel das deutlichste Beispiel einer revolutionären, sektiererischen Bewegung, in deren Mittelpunkt ein Jugendbewußtsein und eine Jugendideologie stehen. Beide dienten als Zentren für eine totale Auflehnung gegen eine bestehende Sozialordnung in ihrer Gesamtheit, besonders gegen ihre gemeinsamen Werte und Identifikationssymbole.“

Auflehnung gegen die Werte, das meint den Anteil der Jugendbewegung am Zusammenbruch des bürgerlichen Idealismus und seiner Kultur, die sich im wesentlichen auf den einzelnen bezogen hatte, von Gemeinschaft nicht viel wußte oder hielt, ebenso wenig von „innerer Wahrhaftigkeit“ und jugendlicher Selbstbestimmung, und die deshalb als verlogen und innerlich

unfrei, als Widerlager gegen jede „Emanzipation“, wie man heute sagen würde, abgelehnt wurde. Wo sich ringsum neue Normen und neue Kulturgesinnung, neue Gemeinschaftsbedürfnisse eines sich erneuernden Menschentums zu verwirklichen trachteten, da tauchten im Abseits von Siedlungen und Ordensgründungen, von esoterisch-romantischen Kommunitäten im „Zurück zur Natur“ an zahlreichen Orten eben jene bündischen Sozialformen auf, die im Wesen verbindlicher Jugendgesellschaften a priori angelegt waren und sich nun in der Begegnung mit gleichen oder ähnlichen Umwelterscheinungen bestätigt fanden. Die Kategorie des Bündischen, in einem Aufsatz damals von Schmalenbach — neben den Tönnies'schen Begriffen Gemeinschaft und Gesellschaft — beschworen, empfiel im Rahmen von Kulturkritik und Lebensreform einen ähnlichen Symbolcharakter wie im Bereich sozialer und politischer Bewegungen. Die Erwachsenengesellschaft der Nation, befangen in ihren ökonomischen und anderen Schwierigkeiten, nahm derlei subkutane Entwicklungen lange Zeit kaum wahr. Um so wirksamer wurden sie in den Räumen der jungen Generation besonders dort registriert, wo diese um den Aufbau neuer Sozialformen bemüht sein mußte, nachdem die bisherigen Kleinformen der Horde und die äußerlichen Vereinsgründungen nicht mehr allein genügten.

Denn der Zwang zu größeren Zusammenschlüssen kam schon bald nach dem Ersten Weltkrieg auf die deutsche Jugend zu. Zwar befand sie sich vorerst noch ebenso wie die älteren Altersgruppen in den Vorfeldern massengesellschaftlicher Entwicklungen, industrieller und technischer Umstrukturierungen; aber diese warfen ihre Schatten bereits voraus, und der Spürsinn der Jungen nahm sie oft sensibler wahr als die gröberen Empfängerorgane der Älteren. Die Jugend begriff, daß den Anforderungen der beginnenden Epoche nicht mehr mit den Mitteln eines liberalen Individualismus, auch nicht mehr in den Fluchtgehegen kleingruppenhafter Sozietäten nachzukommen war. Sie verstand, daß es im Zwischenfeld zwischen persönlicher Vereinzelung und Verunsicherung einerseits, kollektiver Vermassung andererseits stabilerer Geselligkeitsformen bedurfte. Insofern sich generationelle Statusängste und Zukunftsbesorgnisse mit den optimistisch-utopischen Erwartungen einer erstrebten *vita nova* verflochten — und das gehörte zu den Merkmalen jener Jugendepoche des Bündischen — wurden stärkere Sicherungen von ideeller Gemeinschaft und Gesinnungsverwandtschaft nötig, als sie im engen Kleingruppenbereich vorhanden waren. Der Geist der Zeit drängte zu größeren, gleichzeitig verbindlich bleibenden Einheiten im Staatlichen, im Sozialen, in Wirtschaft und Wissenschaft und in Kultur und Geistesleben. Er nahm auch die Jugend in seinen Griff. Sie wehrte sich zwar gegen vergrößernde Vermassungstendenzen, indem sie auch innerhalb der jugendeigenen Modelle jene personalen Elemente wahrte, die sie in der Jugendgruppe kennengelernt und zu entfalten begonnen hatte. Aber sie

unterwarf sich doch in allerlei Varianten und in wachsendem Ausmaß dem Hang zu größeren organisatorischen Ordnungen — nicht zuletzt auch dadurch, daß sie die intimen Hordengebilde auszuweiten begann zu Großgruppen und Stämmen. Es schlug damals u. a. die Geburtsstunde der Stammeserziehung, die Ludwig Habbel nach englischen Mustern in deutsche Formen zu kleiden wußte und die als wichtiges Bindeglied zwischen Bund und Gruppe wirkte.

Ein weiteres Moment begünstigte diese Dehnung des Jugendgruppenraums zu größeren Systemen, nämlich die auffallend „starke Disposition zu einer charismatischen Führung durch Jugendliche“. (Eisenstadt a. a. O. 329.) Bekanntlich hat dieses eigenartige Prinzip die deutsche Jugendgeschichte — und nicht nur diese — schon spätestens seit der Jahrhundertwende bestimmt. Es charakterisiert den Wandervogel ebenso wie — in zunehmendem Ausmaß — andere Jugendgesellschaften, auch solche der sogenannten Jugendpflege, und trägt in erster Linie dazu bei, daß sich die Jugend autonomisiert, daß sie ihre selbst errichteten sozialen Grundformen in Bund und Gruppe als jugendgemäß ausprobt, versteht und verteidigt. Nach 1918/19 griff dieses Führungsprinzip noch deutlicher als vorher in den großgruppenhaften Raum über und half, diesen zur bündischen Phase der deutschen Jugendgeschichte zu profilieren.

Zwei Aspekte dieses jugend-eigentümlichen Führungsstils, über den ich mich in dem Gedenkbuch für Hans Dehmel („Gespräch und Aktion“) vor einigen Jahren zu verbreiten versucht habe, sind und bleiben besonders merkwürdig. Zunächst die weite Verbreitung jener Disposition der Jugendlichen, sich den Autoritäten einer solchen frei-gewählten Leitung zu unterwerfen, eine Prädisposition, die freilich wohl schon immer in den Vorfeldern des Hordenwildwuchses, der freien Knabenmeuten und -banden zu beobachten gewesen war, die aber nun sich straffer auszuformen begann und die durch ihre Radikalität überrascht. Fast noch mehr jedoch verwundert den heutigen Betrachter die erstaunlich große Zahl von fähigen jugendlichen und jung-erwachsenen Führerpersönlichkeiten in jener Zeit, die ihrem Auftrag voll gewachsen waren und sich den selbstgewählten Verantwortlichkeiten bereitwillig hingaben.

Das gilt für Klein- und Großgruppe, ebenso für die weitaus schwierigeren Führungsbereiche der überregionalen Bünde mit ihren vielfachen, weit über das kleinräumig Intern-Pädagogische der Hordenleitung hinausreichenden Aufgaben und Kompetenzen jugendpolitischer und organisatorischer Art. Wenngleich hierbei naturgemäß die älteren Jahrgänge der jungen Generation in erster Linie beteiligt waren, so sind es, alles in allem, doch nur ganz wenige vor der Jahrhundertwende Geborene gewesen und nur ausnahmsweise ausgereifte Männer von über 30 Jahren in gefestigtem Erwachsenenstatus, die in Bundesführungen tätig wurden. Der charismatische Grund-

Charakter dieses Führertums blieb in den allermeisten Fällen gewahrt.

Einige Schilderungen mögen die außerordentliche Wirkung solcher Führerpersönlichkeiten, zugleich einige ihrer typischen Wesenszüge in Erinnerung rufen. Ich erlaube mir zunächst an den Bildern zweier Männer zu exemplifizieren, die ich in Werner Helwigs Buch „Die blaue Blume des Wandervogels“ (Gütersloh 1960) zu verdeutlichen versucht habe, und zitiere aus meinem dortigen Beitrag über Martin Voelkel und Ernst Buske:

„Beiden Männern eignete in hohem Maße soldatische Haltung, wenn man hierunter ein gesundes Gleichmaß kräftiger Mannestugenden versteht. Im Wandervogel, in der Jugendbewegung überhaupt, gab es häufig den Typ des raubbautzigen Landsknechts... Aber ‚Landsknechte‘ waren Voelkel und Buske gewiß ebensowenig wie Ankläger eines zeitgenössischen ‚Militarismus‘, sofern dieser überhaupt ihre Bahnen kreuzte... Beide Naturen verkörperten eine ungebrochene, unmittelbar überzeugende Männlichkeit, und darin mag wohl in erster Linie das Geheimnis ihres Führertums begründet gewesen sein. Denn fast alle Angehörigen jener Führerelite, die den Bünden als eine eigentümlich epochale Mitgift geschenkt worden war, waren in den Aufbruchsjahren noch blutjunge Leute, Jünglinge im ersten Flaum, Studenten oder gar noch Gymnasiasten; kaum daß einer schon einmal einen Beruf ausübte. Die frühe Führerschicht des Wandervogels war ja durch den Krieg zersprengt worden. Natürlich hatten sich einige über den Krieg hinweggerettet und Lebensfreude und die ideale Gesinnung der Frühzeit bewahrt. Manche von ihnen tauchten in den neu sich bildenden Gauen und Gruppen auf, doch blieb ihre Wirkung gering. Man kann nicht sagen, daß die bündische Phase der Nachkriegsbewegung durch die Überlebenden des Feld-Wandervogels ins Leben gerufen worden sei, in einer Art ununterbrochenen Wirk-Strömens der gleichen Menschen und der gleichen Gehalte. Vielmehr setzt ein neuer Ring an, indem die nächste junge Generation in ihren Besten dem Geist und der Gesinnung des Wandervogels auf eigenen Wegen begegnete und sich ihm verschwisterte. Auch Martin Voelkel und Ernst Buske sind nicht aus dem Feld-Wandervogel hervorgewachsen. Aber sie ragten als Männer empor aus der Schar der zur Führung berufenen Jünglinge. Jungmännliche, jünglinghafte Erfüllung irdischen Seins und knabenhafte Lebenslust — das wußten die Bündischen ohnehin beispielhaft darzulegen, das verwirklichten sie in einzigartiger Fülle und Seelenkraft und setzten es den ihnen folgenden Knaben als leuchtende Spur voran. Aber ihr geheimes Vorbild war der Mann: ritterliche, geistgebundene und tatenreiche Männlichkeit. In Martin Voelkel und Ernst Buske fanden die lose aufbrechenden Haufen die männliche Führung, die sie ersehnten und die ihnen angemessen war, weil sie selbst noch das Stigma unverwelkter Jugendlichkeit trugen.

Für die Person Martin Voelkels mag das vielleicht nicht wundernehmen,

Bannkreis der eigentlichen Jugendbewegung geriet und „seinen“ Bund zu da er ja das dreißigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, als er in den führen begann. Es gilt indes auch für Ernst Buske, obwohl er viel jünger war: sein Wesen war in höherem Maße als das seiner Altersgenossen gezeichnet von männlicher Reife und Ruhe. Beide zogen mit ihren jüngeren Gefährten auf Fahrt... sie zelteten mit den Jungen, sie lagerten mit ihnen auf Waldböden und sangen mit ihnen am Feuer. Sie rauchten und balgten sich wie die Knaben beim Geländespiel, sie warfen den Speer, liefen um die Wette und trieben jeden Scherz und Übermut der tolldreisten Jahre.

Aber selbst im vertrautesten brüderlichen Miteinandersein war ein Hauch des Andersseins um sie, des im Innersten schon Darüber-hinaus-gewachsen-seins, eine Art Abständigkeit, die weniger auf der Distanz der Lebensjahre ruhte als auf einer unaufdringlichen männlichen Würde. Man spürte Reife und kostete sie, begierig nach allem, was den Schein der Vollendung trug. Niemand wird so töricht sein, das Leben Martin Voelkels und Ernst Buskes lediglich nach dem messen zu wollen, was man in der Welt der Stoffe greifbare Resultate nennt. Bewegten sie sich doch im Feld einer geistigen Dynamik, waren sie doch wie wenige andere zentrale Energiepunkte eines jungmenschlichen Kosmos, dessen System nicht errechenbar ist. Die Ausstrahlungen dieses Kosmos wirken fort, solange noch Menschen atmen, die einst in ihm leben durften, vielleicht auch noch über unsere Tage hinaus. Löst man einmal das Phänomen des Staatlichen oder des Staatsbildenden in der männlichen Natur ab von den gewohnten historischen Erscheinungsweisen und verlegt man es als eine besondere Potenz ins Innere des Menschen, so darf man füglich Voelkel und Buske als die in diesem Sinne wirksam gewordenen Führergestalten der deutschen Jugendbewegung betrachten.“ (A. a. O. S. 320 ff.)

Aus einer weiteren Nachbetrachtung, die ich einem Beitrag über das „Graue Korps“ für Werner Kindts Dokumentationsband III entnehme, spricht die Faszination, die der verstorbene Fred Schmid innerhalb seines kleinen, elitären Bundes ausgeübt hat als einer der seltsamsten Außenseiter, jedoch mit so vielen typischen Führereigenschaften der bündischen Phase begabt, daß auch die Beschreibung seiner Art hier als Beispiel angeführt werden darf.

„Fred Schmid kam aus der schweizerischen evangelischen Jugendbewegung (Basler B. K.), von der er sich 1923 löste, ohne je diese Herkunft zu verleugnen. Damals entstand um ihn der „Basler Ring“, in gewisser Weise ein Vorläufer des Grauen Korps und ihm verwandt. Fred Schmid war Schweizer Bürger... Nach Jugendjahren im elsässischen Mühlhausen, wo er auch (1899) geboren wurde, ... kam er kurz vor dem Ersten Weltkrieg... nach Basel... und studierte anschließend Naturwissenschaften. Bereits wenige Jahre nach Abschluß und Promotion lehrte er als Privatdozent über Spezial-

gebiete der physikalischen Chemie an der Universität Basel, die ihn 1928 als außerordentlichen Professor berief. Doch schon 1932 entschloß er sich, die akademische Lehrtätigkeit zu beenden, übersiedelte nach Berlin und widmete sich von dort aus der Fortführung und Auswertung seiner, zum Teil bedeutenden Erfindungen auf dem Gebiet der Elektro- und Kunststoffchemie. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er in die Schweizer Heimat zurück. . . Er starb am Silvestertage 1968 im Alter von nahezu 70 Jahren.

Der Einfluß Fred Schmidts auf die deutsche, vorwiegend südwestdeutsche Jugendbewegung in den Jahren 1928—1932 war beträchtlich. Die von ihm geleiteten Bünde in der Schweiz und später in Deutschland waren zahlenmäßig zwar klein — was ganz im Sinne seiner Einstellung zur Auswahl und Elite lag —, die Wirkung ging jedoch vor allem von seiner Person aus. Wem er begegnete, der war von ihm beeindruckt; man kam an ihm nicht vorbei, ohne zu einer echten Stellungnahme aufgerufen zu sein. Wie meist bei Menschen solcher Art, war die Resonanz nicht einheitlich, sie schwankte zwischen äußerster Begeisterung und offener Ablehnung. Zu den negativen Reaktionen mag etwas in seinem Auftreten und Wesen beigetragen haben, das sich nicht recht mit dem Bilde vertrug, welches man von einem Führer in der Bündischen Jugend seinerzeit hatte. Vielleicht rührte das von den schweizerischen und französischen Elementen seiner Entwicklung her, die ihn mehr „international“ und für manche zu „undeutsch“ erscheinen ließen, . . . vielleicht war es aber auch, weil ihm die Welt der „Blauen Blume“ eher ferner stand, nicht aus grundsätzlicher Ablehnung, sondern aus einer weitgreifenden Vorstellung vom Wesen bündischer Erziehung, die er auch im damaligen Schrifttum der Jugendbewegung vertrat.

So läßt sich Fred Schmid nicht ohne weiteres in die Vielfalt der deutschen Jugendbewegung einordnen, aus der er dennoch nicht fortzudenken ist, indem er sie mit seinem Elan, seinem Ideenreichtum und durch die Konsequenz seiner Haltung und Führungsweise beeinflusste und befruchtete. Das gilt in erster Linie für die Bünde, Zusammenschlüsse und Gruppen, mit denen er in direkte Beziehung trat und von denen ein Teil später das Graue Korps bildete, das gilt aber auch nicht minder für den gesamten Bereich der deutschen Jungenschaften, welche viele seiner Impulse aufnahmen, besonders auch Eberhard Köbel (tusk), der zeitweilig sogar den Zusammenschluß mit ihm anstrebte. Daß es trotz freundschaftlichen Kontakts dazu nicht kam, hatte tiefere Gründe.“

Soweit die drei Beispiele; sie wären leicht zu ergänzen, zu erweitern, vielleicht auch zu korrigieren. Jedenfalls spiegeln sich auch in der damit angedeuteten Führertypologie aus der Jugendgesellschaft der zwanziger Jahre gewisse epochale Erscheinungen des deutschen und des mitteleuropäischen Raums wider. Es war die Periode der politischen Führerideologien mitsamt ihren staatsmännischen und ihren Desperado-Figuren, mit ihrer

Wiederkunft der „Caesaren“, wie sie Oswald Spengler angekündigt hatte, mit- und vorbedingt eben durch eine zeitspezifische Anfälligkeit auch großer Massen für Führerhoffnungen, -sehnsüchte und -glauben. Man braucht gar nicht zu bestreiten, daß politische Führerideologien im Bewußtsein der jungen Generation häufig dadurch genährt wurden, daß man ihre Entsprechungen im jugendeigenen Raum erfuhr, was allerdings zu verhängnisvollen Mißverständnissen verleiten konnte. Jedenfalls sind in den Akzentuierungen charismatischer Führungsideen wichtige zeitspezifische Zusammenhänge zwischen Gesamt- und bündischer Jugendgesellschaft zu entdecken, die auf ihre Weise wieder das eigenartige Zusammenspiel zwischen endogenen und exogenen Voraussetzungen der bündischen Geschehnisse in unserer Generation durchsichtig werden lassen. Die einstigen bündischen Jugendrebellanten standen gar nicht so isoliert im Ablauf der großen gesellschaftlichen Prozesse, wie sie es sich manchmal in betonter Distanzierung vorzuspiegeln suchten, und auch die bündischen Momente im Werdegang unserer persönlichen Existenzen sind, um es nochmals hervorzuheben, nicht nur jugendbündischen Ursprungs gewesen.

Allerdings ist nicht im geringsten daran zu zweifeln, daß unser Eigenliches und Eigenbürtiges vor allem durch unser Leben in Bund und Gruppe geprägt worden ist. Das liegt nicht zuletzt daran, daß sich die meisten Gruppierungen der Jugendbewegungen spätestens in den Nachkriegsjahren, mitunter auch schon vorher, dafür entschieden, die Grenzen des Jugendreichs zum Lebensbund hin zu öffnen, den Einsichten und Erfahrungen der Jugendzeit auch für das spätere Leben Geltung zu sichern, also bleibende „Achtung vor den Träumen unserer Jugend“ (Schiller) zu fordern.

Die Entwicklung der Jugendbünde zu Lebensbünden war natürlich zunächst durch biologische Vorgänge bestimmt, durch das natürliche Alterwerden immer zahlreicherer Jungmannen in den Bünden und Gruppen, durch ihr Einrücken ins Berufsleben und folglich durch die jedem einzelnen gestellte Frage, wie er es nun halten wolle, ob er den bisherigen Bindungen und ihren „Idealen“ endgültig Valet sagen wolle oder einen männlichen Versuch machen könnte, sie durchzuhalten. Dazu wurde hier ja, dort nein gesagt; immerhin blieben die „Mannschaften“ der Bünde stark genug, um den Übergang zum Lebensbund auf Dauer einzuleiten. Hinzu kamen Geschlechterbindungen, Verlobnisse, Eheschließungen, die oft in den Bereich der Mädchengruppen übergriffen und ihrerseits Kontinuitäten zum bisherigen Lebensstil festigten. In bestimmten Bünden, z. B. bei den „Kronacher Wandervögeln“ oder bei den Akademischen Freischaren und Gilden, mehr und mehr auch in den beiden als Jugendbünde angetretenen Freischaren, der „blauen“ und der „grünen“, realisierten sich solche Übergänge ganz von selbst, bei anderen, z. B. bei den Pfadfindern, etwas mühsamer und zöger-

der. Wieder andere, etwa die d. j. 1. 11., suchten diesen Entwicklungen sogar entgegenzuwirken, indem sie — wie z. B. tusk — eine neue jugendschaftliche Ideologie propagierten und die „Altherren“-Klubs der traditionellen Großbünde entsprechend verlästerten. Das waren freilich, wie sich bald zeigte, bloße Scheinmanöver. Im Grund zielten auch sie auf Lebensbünde der Ihrigen und stifteten sie auch. So hielten hier wie dort bündische Verhaftungen überall an und bestätigten die frühen Ursprünge, auch in gewissen Graden ihre Normen und Zielsetzungen. In der nüchternen Wissenschaftssprache der Eisenstadt-Studie heißt das, ebenfalls auf die deutsche Jugendbewegung bezogen: „Während Mitgliedschaft in den Jugendbewegungen gewöhnlich in den ersten Erwachsenenstufen aufhört . . ., ist die dort begründete Kameradschaft von längerer Dauer. Sie setzt sich im Leben der Erwachsenen fort und bildet dann manchmal die Grundlage für Cliques in verschiedenen Lebensbereichen.“ (S. 98.)

Diese allgemeine Entwicklung setzt allerdings zweierlei voraus: einmal eine nachhaltige Gemeinschaftsverdichtung nicht nur auf der Gruppen-, sondern auch auf der Bundesebene, eine Haftartheit der zwischenmenschlichen Beziehungen, die schon im Raum des jugendbündischen Lebens die Kategorie des Bündischen aufs Deutlichste, wenn auch in unterschiedlichen Graden, abhob von allem, was sich sonst irgendwo „Bund“ nennen mochte. Seit es jugendliche Sozialformen dieser Konsistenz gab, seit sie sich an den Gründungsmodellen des Naumburger Bundes der Neupfadfinder (1920–21) und analogen Ereignissen orientierten, erreichten die Bindekräfte auch überregionaler Einheiten eine beispielhafte, sozusagen klassische Hochstufe und legten damit den Grund für allerlei Lebensbünde verschiedenen Stils und Ausmaßes, auch unterschiedlicher ideeller Komponenten.

Die andere, nicht weniger entscheidende Voraussetzung ist in den geistigen Substanzen der Bünde zu erblicken, in ihren programmatisch verbalisierten und in ihren latenten, letztlich aber doch deutlich artikulierten „Ideologien“ samt ihren Wertsetzungen und in deren erzieherischen Auswirkungen. Bekanntlich gibt die Meißnerformel von 1913 schon deren Substrat wieder, und auf sie und ihre Gehalte blieben die Jugendbünde sämtlicher „Richtungen“ bis an die Grenzen ihrer jugendpflegerischen Einflußzonen streng verpflichtet. Die Meißnerformel blieb in unangefochtener Geltung. Insofern hier ein neuartiger und deshalb in eigener Sicht unzeitgemäßer Sozialismus die Grundwerte personaler Existenz nicht preisgab, sondern humane Individualität kategorial bewahrte, wurde hier ein jugendbewegtes Spezifikum aufgegriffen und in das Prinzip des Bündischen eingegossen, das man in anderen bündisch strukturierten Gesellungen vergeblich suchte und das auch in dieser Mächtigkeit vor dem Ersten Weltkrieg noch kaum entfaltet worden war. Damit aber hatten die Jugendbünde in aller Unbefangenheit geradewegs zu der großen welthistorischen Sozialthematik ihrer Epoche —

und nicht nur dieser! — hingefunden, eine Kardinalthematik in experimentellen Lebensformen in Angriff genommen, die uns bis heute bewegt und die immer noch als im wesentlichen ungelöst betrachtet werden muß.

Diese typisch bündische Existenzweise, früh eingeübt und erfahren in den Jungen- und Jünglingsjahren, ebenso mehr und mehr auch bei den Mädchen und Frauen, bezeugte sich mit so elementarer Prägekraft, daß bei aller Freiheit der persönlichen Entfaltung von einem besonderen Typus normierender Erziehungsprozesse gesprochen werden darf. Derartige kardinale Prägungen pflegen sich im weiteren Leben zu erhalten und fortdauernde Wünsche nach menschlicher Wiederbegegnung zu erwecken. Die alten Bündischen erfahren dabei, oft genug auch im Zusammentreffen mit bisher unbekannten Gesinnungsgleichen Selbstbestätigungen, Bekräftigungen eigener Haltungen und Einstellungen. Solche Wiederholungen, -herbeiholungen sind sicher existentiell hilfreich und bedeutungsvoll; sie lassen aber auch die Gefahren eines zeitflüchtigen und -abständigen Traditionalismus und Veteranismus nicht immer vermeiden.

Wir kennen das aus mehreren Nachkriegstreffen und -vereinigungen der ehemaligen Bündischen, übrigens gerade auch aus solchen, wo die einstigen einzelbündischen Normen und Haltungsstile in ein übergreifendes Ganzes eingeschmolzen worden sind. Aber die immanente Willensrichtung zum Lebensbund, schon früher angelegt, bleibt im Grunde unverkennbar und wirkt heute noch konstitutiv in diesen und jenen Altersgesellungen der „Ehemaligen“.

Die Inhalte der bündischen Normensysteme, wie sie bis in unsere Späexistenz nachzuweisen sind, lassen sich nur schwer und kaum in Generalisierungen definieren. Man möchte an gewisse Postulate der Meißner Formel erinnern, die auch in der bündischen Periode ihre allgemeine Orientierungsfunktion behalten hatte, z. B. an den Aufruf zu innerer Wahrhaftigkeit und zur Selbstbestimmung —, Forderungen, die sich bis heute in einem deutlichen Nonkonformismus, in dem Mißtrauen der alten Bündischen gegenüber Fremdbestimmungen, Adaptionen, modischen Manipulationen usw. widerspiegeln, auch in einem starken persönlichen Unabhängigkeitsbedürfnis und in der Skepsis gegenüber allem, was als Verfremdung des Eigenen empfunden wird. Instinktive Abwehrhaltungen im Sinn des Goetheschen: „Was dir nicht zugehört, das sollst du meiden! Was dir das Inn're stört, sollst du nicht leiden!“ sind in Bund und Gruppe von früh an geweckt worden.

Jedoch steht dem eifersüchtig gehüteten Eigenständigkeitsanspruch und dem Sonderungsbedürfnis dieser Menschenart als typisches Produkt bündischer Lebensführung ein tiefes soziales Engagement zur Seite. Es zeigt sich nicht nur in der Berufswahl und in vielen sozialpädagogischen Direktaktivitäten in ihren Reihen, sondern vor allem in einer allgemeinen, eingewurzelten Bereitschaft, Verantwortung vor und mit den Menschen zu übernehmen,

den Nächsten mitzutragen, den „Mut zum Nächsten zu haben“, wie es Willy Brandt kürzlich formuliert hat. So ist es ein uraltes christliches Gebot, widerstanden in der drängenden sozialen Wirklichkeitsproblematik unserer Tage, eingeübt in den Bruderschaften von Bund und Gruppe, wo eben keiner „ihm selber leben“ konnte. Daß übrigens die Lebensweise der Brüderlichkeit in bündisch stilisierten Gesellungen bis heute darstellbar geblieben ist, das zeigt sich z. B. in der „Communität Casteller Ring“, einer Ordensgemeinschaft ehemaliger evangelischer Pfadfinderinnen auf der Burg Schwanberg (bei Kitzingen). Solche und ähnliche Erscheinungen, zu denen natürlich auch die Reihe durchaus echter Jugendbünde der Gegenwart gehört, bezeugt die Lebenskraft des bündischen Prinzips selbst in einer Zeit, die sich ihm sonst auf so vielen Wegen entgegenstellt und deren materialistischem, zweckgerichteten Neorationalismus die bündische Haltung weithin fremd geworden zu sein scheint.

Zu einem häufig zu vernehmenden Einwand heutiger kritischer Jugend bleibt noch ein Wort zu sagen: Dem bündischen Typus wird häufig ein Übermaß an Romantizismen sowie ein damit verbundener Mangel an Rationalität und kritischer Reflexion vorgehalten, wie es z. B. — allerdings in maßvollen Formen der Kritik — der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki vor ein paar Jahren in einem Aufsatz „Engagement und Reflexion“ (Zeitschrift für Pädagogik) getan hat. Man hat diese Mängel, sicher nicht ganz zu Unrecht, in Zusammenhang gebracht mit den geringen Erfolgen der bündischen Kadres auf politischem Gebiet, mit den unterentwickelten Fähigkeiten ihrer Menschen auf den höheren künstlerischen Ebenen, mit angeblichen Schwächen in den Bereichen von Technik und Wirtschaft. Andererseits sind die Erfolge der Bündischen wie der Jugendbewegung überhaupt auf den Feldern der Pädagogik stets anerkannt worden. Gerade sie leiten sich eben ab aus der radikalen Gemeinschaftsgesinnung und -artung dieser Menschengattung, damit zugleich aber aus dem damit gegebenen Überhang zum Irrational-Emotionalen, aus einer Mitgift an intuitiven und instinktiven Lebenskräften, die der heutigen jungen Generation vielfach fremd geworden sind und die sie deshalb befremden.

Umgekehrt ist die heute dominierende Auskühlung der Gemütszonen mit ihrem bis zum Zynismus reichenden Negativismus eines morbiden „taedium vitae“ der bündischen Phase unbekannt gewesen und seinen Menschen darum bis heute fast unverständlich. Das Bündische lebte aus einem oft erstaunlich naiven Optimismus einer romantischen Weltanschauung, die einerseits organologischen Sichtweisen entsprang, wie sie im engen Umgang mit der Natur gewachsen waren, andererseits auch dem verbreiteten Engagement an der nationalen Geschichte, die freilich nicht ohne Voreingenommenheiten interpretiert wurde. Im allgemeinen behielt der bündische Typus allen Enttäuschungen zum Trotz eine lebensbejahende Grundhaltung bei.

Das vermochte er nicht zuletzt aus Gründen, die man zusammenfassend in einem sehr allgemeinen Sinn als musische Hintergründe bezeichnen könnte. In Bund und Gruppe hatte er einst spielen, singen und tanzen gelernt, Gymnastik, Sport und Leichtathletik, die Kunst zu leben und zu träumen, zu gestalten, nicht nur zu denken. In den Jugendbünden gab es noch unbefangene und ohne Brechungen Glaube, Liebe, Hoffnung. Da herrschten noch Götter und Dämonen, da wölbten sich noch Himmel und Hölle. Das bündische Leben blieb dem Jungmenschlichen durch Höhen und Tiefen hindurch auf den Fersen, es suchte seine Urgestalten auf buntesten Spüргängen, mittels Wagnis und Abenteuer aufzufinden und auszuformen, ganz nach der Devise: Knaben müssen gewagt werden! Spiellust am und im Menschlich-Existentiellen, ein leidenschaftlicher Erlebnis- und Erkenntnisdrang, eingebunden in ein humanes Ethos und dem Erbe der Vergangenheit ebenso verpflichtet wie der Zukunft zugewandt, so ließe sich vielleicht das Fundament umschreiben, auf dem sich die mannigfachen Engagements des bündischen Typus und seiner Wertsysteme entfalteten.

Das Bündische hat also, wie Helmuth Kittel es genannt hat, eine humanitäre Erweckungsbewegung besonderer Art gestiftet, von der wir alle ergriffen und geprägt worden sind. Diese hat fast überall die Grenzen des einstigen Jungenreichs geöffnet zu Lebensbünden und eigenartigen Altersbindungen. Ihre Gebote und Wertsetzungen, manches von ihren Stil- und Spielregeln, ihren sittlichen Maßstäben, die Witterung für das Ursprüngliche, Unverstellte, „Echte“, vor allem jedoch ein ständiges Sich-offen-halten für den und die Menschen hat sich in einer Art von Grundgesetzlichkeit in unserer Existenz vereinigt, die sich bei aller Geschmeidigkeit von Abwandlungen im einzelnen als zentrales Steuerungssystem unseres Inneren erhalten hat.

Diese Wahrheit war wieder einmal zu berufen, weil es von Zeit zu Zeit solcher Anrufe bedarf und weil das Ziel, das Bündische zu verdeutlichen und zu vergegenwärtigen, ohnehin nur schrittweise im Gang eines sich vertiefenden, erinnernden Bewußtseins angegangen werden kann. Der tiefe Ernst, die fast bestürzende Radikalität jener Erfahrungen, die uns mit dem Einbruch „bündischen Spiels“ in unser Dasein beschert worden sind, sie gebieten uns, daß wir die Zone verlegenen Schweigens, aber auch die Sphäre naiver Rührseligkeit unbedachten Erinnerns entschlossen verlassen und uns in eigener Sache noch einmal zu Wort melden, solange wir atmen.

JUGENDBEWEGUNG UND ARBEITSDIENST

Helmuth Croon

Der Arbeitsdienst war nicht, wie viele heute annehmen, eine nur in Deutschland vorhandene, vom Nationalsozialismus geschaffene Einrichtung, die während des Krieges zwangsweise nach deutschem Vorbild in einem Teil der besetzten Länder eingeführt wurde. Erstmals wurde der Gedanke einer allgemeinen staatlichen Arbeitsdienstpflicht 1920 in Bulgarien verwirklicht. Freiwillige Arbeitsdienste hat es als Maßnahme zur Bekämpfung oder Linderung der Jugendarbeitslosigkeit in den Jahren der Weltwirtschaftskrise in mehreren Ländern gegeben, u. a. in Polen, in den Niederlanden und der Schweiz, in England und Schweden sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika; sie wurden zum Teil von Offizieren oder Reserveoffizieren (Amerika) geleitet.¹⁾ Von diesen Arbeitsdiensten sind zu unterscheiden die studentischen Arbeitskolonien der Schweiz²⁾, die seit 1925 in armen Gebirgsdörfern zugunsten kleiner Bauern tätig waren, und die Arbeitslager der Jungmannschaft deutscher Bünde 1925/28, die aus ihnen hervorgegangen, zuerst von der Schlesischen Jungmannschaft durchgeführten Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten. Sie waren zeitlich befristet, beruhten auf der gestaltenden Mitarbeit aller Teilnehmer, deren Zahl aber nur in wenigen Fällen die 100 überschritt.³⁾

Die Frage, ob die Bünde und die von ihnen getragenen Arbeitslager einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des Reichsarbeitsdienstes gehabt haben, insbesondere auf die innere Gestaltung, möchte man bejahen, wenn man die eher die Persönlichkeit des Verfassers kennzeichnenden als sachlich aufschlußreichen Erinnerungen des ehemaligen Reichsarbeitsführers Konstantin Hierl liest. Er schreibt:⁴⁾

„Mein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, durch richtige Auswahl des Nachwuchses und durch eine über die ganze Dienstzeit sich erstreckende systematische Ausbildung und Erziehung den neuen Typ des Arbeitsdienstführers heranzuziehen. Die Heranbildung eines solchen einheitlichen Führertyps, dessen Wesen dem Wesen des Arbeitsdienstes entsprach, war nach meiner Ansicht von entscheidender Bedeutung für die junge Einrichtung. Aus der Verschmelzung von Wesensbestandteilen des Bauerntums, Arbeiter­tums, Soldatentums und Elementen der Jugendbewegung sollte dieser neue Typ des Arbeitsdienstführers entstehen.“

¹⁾ Einen knappen Überblick über die Arbeitsdienste in den einzelnen Ländern gibt das von der Schweizerischen Zentralstelle für freiwilligen Arbeitsdienst herausgegebene Buch „Arbeitsdienst in 13 Staaten“ — Probleme, Lösungen, Berichte und Vorträge der 2. Internationalen Arbeitsdienstagung in Selbsberg, Kt. Uri (Schweiz), vom 5. bis 10. September 1937, Zürich/Leipzig 1937. — H. Raupach, Arbeitsdienst in Bulgarien (Schriften des deutschen Studentenwerkes, Bd. 5), 1932.

²⁾ Bericht des Amtes für Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften „Die studentischen Arbeitskolonien“, in: Arbeitsdienst in 13 Staaten, a. a. O., S. 101—105.

³⁾ G. Keil unter Mitwirkung von H. Dehmel, R. Gothe, H. Raupach: Vormarsch der Arbeitslagerbewegung (Schriften des deutschen Studentenwerkes, Bd. 6), 1932. In einem Beitrag „Arbeitslager und Arbeitsdienst“, in: Die Jugendbewegung — Welt und Wirkung — zur 50. Wiederkehr des Freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner (1963), S. 221—234, habe ich die Zusammenhänge zwischen Arbeitslager der Bünde und freiwilligem Arbeitsdienst eingehender dargestellt. Einige Wiederholungen ließen sich aus sachlichen Gründen in der neuen Darstellung nicht vermeiden.

⁴⁾ K. Hierl, Im Dienst für Deutschland 1918—1945 (1954), S. 79.

Es besteht kein Zweifel, daß es unter den Führern des Arbeitsdienstes viele gab, die diesem von Konstantin Hierl gekennzeichneten Typ entsprachen. Es waren Angehörige der Jugendbewegung, die 1933 im Freiwilligen Arbeitsdienst blieben, in den Reichsarbeitsdienst übernommen wurden, insbesondere aber junge Männer, der Führernachwuchs im eigentlichen Sinne, die im Arbeitsdienst einen Lebensberuf sahen, in dem sie Führer und Erzieher einer jungen Generation sein konnten. Man möchte aber sagen, trotz Konstantin Hierl und seiner engeren Mitarbeiter: Wer die amtlichen Veröffentlichungen jener Zeit gelesen, Hierl gehört hat, ist etwas verwundert bei den genannten Sätzen. Arbeiter, Bauer und Soldat — kennzeichnenderweise wird der Bürger nicht genannt — zugleich sollte der Arbeitsdienstführer sein. Die Jugendbewegung wurde nie genannt. Sie war Konstantin Hierl und seinem Denken fremd; Verständnis für ihr Wesen und ihre Bedeutung hat er erst in der ersten Nachkriegszeit in Stuttgart durch menschliche Begegnung mit Männern der Jugendbewegung gewonnen.

Der späten Aussage Hierls steht entgegen die Niederschrift einer Sitzung studentischer Referenten für den Arbeitsdienst am 28. Mai 1933 mit Ausführungen Hans Dehmels über die zahlreichen Bewerbungen um Führerstellen, die im April/Mai 1933 bei der Reichsleitung des Arbeitsdienstes eingingen:⁵⁾

„Die jungen Leute, die gerne im Arbeitsdienst bleiben wollen, kommen gar nicht zu Gehör. Man findet dort Leute mit großem Namen in hohem Rang; die Stimme der Jugend kommt nicht durch ... Was von der bündischen Jugend und der Studentenschaft geschaffen worden ist, besonders in den letzten zwei bis drei Jahren, ist dokumentiert. Wenn man sagt, daß der Arbeitsdienst erst am 30. Januar begonnen hat, so ist das unerhört, gegenüber Leuten so vorzugehen (d. h., sie abzusetzen und zu entlassen), die den Arbeitsdienst allerdings auf nationaler Grundlage vorbereitet haben. Die Jungmannschaft hat zur Zeit fast gar nichts zu sagen.“

Diese Sätze, zeitbedingt vielleicht besonders schroff formuliert, waren mittelbar eine Antwort an Hierl und sein Bestreben, den Freiwilligen Arbeitsdienst in seinem Sinne zu formen. Sie könnten genügen, um die Frage Jugendbewegung und Arbeitsdienst in dem Sinne zu beantworten, daß die Jugendbewegung zwar viel mit dem Freiwilligen Arbeitsdienst, aber nichts mit dem von Hierl geleiteten Arbeitsdienst, dem späteren Reichsarbeitsdienst, zu tun hat. Ob im Reichsarbeitsdienst der Männer auf lange Sicht sich die jüngere Generation dennoch hätte durchsetzen können — gewisse Ansätze hierzu ließen sich noch in den letzten Kriegsjahren feststellen —, ist im Nachhinein schwer zu sagen. Es waren erst einige wenige dieser Generation, die an maßgebender oder einflußreicher Stelle wirkten. Die

⁵⁾ H. Croon/H. Dehmel, Im Reichskommissariat für den Freiwilligen Arbeitsdienst, in: Gespräch und Aktion in Gruppe und Gesellschaft, Freundesgabe für Hans Dehmel, hrsg. von W. Greiff, R. Jentsch, H. Richter (1970), S. 158/159.

Führer, die nach einem Ausscheiden Hierls wahrscheinlich die Führung des Reichsarbeitsdienstes übernommen hätten, waren nach Herkunft, beruflicher Vergangenheit, in ihrer Haltung noch allzu stark im Sinne Hierls geprägt.

Für den Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend läßt sich die Frage leichter und positiver beantworten. Er wurde getragen und gestaltet von Führerinnen, die zum großen Teil aus Lehr- und Sozialberufen kamen. Für ihn gab es kein Vorbild, das im Guten oder Schlechten wie das Heer auf den männlichen Reichsarbeitsdienst einwirken konnte.

Versteht man unter Jugendbewegung nur die Bünde, die in der Dokumentation der Jugendbewegung berücksichtigt werden, insbesondere die Bündische Jugend, so kommt man zu dem Ergebnis, daß ihr zahlenmäßiger Anteil am Aufbau und der Gestaltung des Freiwilligen Arbeitsdienstes gering war, jedoch von einer beachtlichen sachlichen Bedeutung. Er ist größer, wenn man ihr alle zurechnet, die vor oder nach dem Ersten Weltkrieg zum Wandervogel und der Freideutschen Jugend gehört hatten, unmittelbar oder mittelbar von ihr berührt worden waren. Ihnen war gemeinsam, daß eine Verständigung in Sachfragen zwischen ihnen möglich war, auch wenn sie politisch, kirchlich, weltanschaulich verschiedener, ja entgegengesetzter Meinung waren, aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten stammten. Sie waren fähig und bereit, auch anders zu handeln als die Führungen der Verbände und Organisationen, deren Mitglieder sie waren, es forderten, wenn sie es für notwendig und richtig hielten. Die mannigfachen persönlichen Beziehungen aufzuzeigen, die zwischen ihnen bestanden, sich aus gemeinschaftlicher sachlicher Arbeit ergeben hatten, ist schwierig. Sie haben nur selten einen unmittelbaren schriftlichen Niederschlag gefunden. Wer unmittelbar oder mittelbar an dem Geschehen jener Jahre beteiligt war oder auch nur die Zeit der Anfänge des Freiwilligen Arbeitsdienstes bewußt miterlebte, ist leicht befangen, wenn er versucht, die Zusammenhänge aufzuzeigen, zu werten. Dem Forscher, der in der Nachkriegszeit groß geworden ist, bleiben sie verborgen, wie die umfassende, sachlich gute Arbeit von Henning Köhler über den Freiwilligen Arbeitsdienst⁹⁾ zeigt. Da ungedruckte amtliche Akten nur in geringem Maße erhalten geblieben sind, mußte er seine Darstellung vornehmlich auf das gedruckte Schrifttum, amtliche Veröffentlichungen, Zeitschriften und Denkschriften der Verbände, Organisationen und Bünde stützen, mit ihrem für den Menschen der Gegenwart oft un- oder mißverständlichen Wortschatz.

Die Forderungen der politischen Parteien und Wehrverbände nach Einführung einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht als Ersatz für die verbotene Wehrpflicht, die erstmals unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, sodann

in steigendem Maße seit dem Ende der zwanziger Jahre vorgetragen wurden⁷⁾, haben die Bünde der Jugendbewegung kaum oder gar nicht beachtet. Sofern sie sich mit ihnen befaßten, standen sie dem Gedanken eines Arbeitsdienstes kritisch, wenn nicht ablehnend gegenüber. Die eigenen Erfahrungen der Schlesischen Jungmannschaft im bulgarischen Arbeitsdienst 1928 hatten ihr allzu deutlich gezeigt, daß die Voraussetzungen für die Einführung einer Arbeitsdienstpflicht wohl in dem verkehrsmäßig unzulänglich erschlossenen, industriell nur wenig entwickelten Bulgarien, nicht aber in dem hochindustrialisierten, beruflich mannigfach gegliederten Deutschland gegeben waren. Sie lehnte zwar einen allgemeinen Arbeitsdienst nicht grundsätzlich ab; er war für sie ein Gedanke, der, wenn überhaupt, nur allmählich und unter bestimmten Voraussetzungen verwirklicht werden konnte, d. h. wenn ihn die junge Generation selbst forderte. In dem amtlichen Schrifttum der dreißiger Jahre wurden die Artamanen als Vorläufer des Arbeitsdienstes genannt⁸⁾, meines Erachtens mehr aus persönlichen, denn aus sachlichen Gründen. Die Artamanen waren eine zahlenmäßig kleine Gruppe, deren Mitglieder durch ihren Einsatz als Landarbeiter auf großen Gütern hofften, selbst eine Siedlerstelle zu erhalten und damit auf dem Lande selbständig zu werden. Arbeitsdienst und Siedlung zu verbinden, war auch die Forderung von manchen Verfechtern einer Arbeitsdienstpflicht. Ablehnung der Großstadt, der industriellen Arbeitswelt, Erinnerungen an die Versorgungsschwierigkeiten des Ersten Weltkrieges und romantische Vorstellungen verbanden sich in mannigfacher Weise miteinander, ohne daß klare Vorstellungen über die Möglichkeiten, Voraussetzungen und Finanzierung einer umfangreichen Siedlungspolitik bestanden.

Die Bünde der Jugendbewegung waren genötigt, sich eingehender mit dem Gedanken des Arbeitsdienstes, seiner Verwirklichung zu befassen, als, durch die Weltwirtschaftskrise bedingt, die Zahl der jugendlichen Arbeitslosen zunahm, von denen viele, vor allem die jüngeren unter 18 Jahren, auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen keinen Anspruch auf Unterstützung hatten. Man stand vor der Frage, wie man ihnen, den Altersgenossen, für viele Angehörige der Bünde, die gleichfalls von Arbeitslosigkeit bedroht waren, am besten helfen könne. Man konnte und wollte sich dieser Aufgabe nicht entziehen, wenn man sich auch bewußt war, daß die Formen des Arbeitslagers, wie es zuerst von der Schlesischen Jungmannschaft für Arbeiter, Bauern und Studenten durchgeführt worden war, nicht ohne weiteres auf einen Arbeitsdienst für jugendliche Erwerbslose übertragen werden konnten. Die Wehrverbände, die im alten Heer ihr Vorbild sahen, sowie die kirchlichen Organisationen, die an die Formen ihrer Jugendarbeit anknüpfen

⁹⁾ H. Köhler, Arbeitsdienst in Deutschland — Pläne und Verwirklichungen bis zur Einführung der Arbeitsdienstpflicht 1935 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 10), 1967, mit einer umfassenden Schrifttumsübersicht.

⁷⁾ Köhler, a. a. O., S. 11—39.

⁸⁾ M. Kater, Die Artamanen — Völkische Jugend in der Weimarer Republik (Historische Zeitschrift, 213, 1961, S. 577—638). — Köhler, a. a. O., S. 39 ff.

konnten, waren in einer günstigeren Lage. Man muß auch die Frage stellen, ob die Bünde, deren ältere Angehörige eine Mitarbeit im Staat erstrebten, sich die Möglichkeit entgehen lassen sollten und durften, Neues in ihrem Sinne mitzugestalten.

Als eine Notmaßnahme unter vielen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hatte 1931 die Braunkommission die Einführung eines freiwilligen Arbeitsdienstes neben den üblichen Notstands- und Pflichtarbeiten empfohlen, um dadurch ein Absinken der Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit jugendlicher Erwerbsloser zu verhindern. Sie hatte damit dem Arbeitsdienst gegenüber eine positivere Stellung eingenommen als die Teilnehmer einer Besprechung am 12. Januar 1931, zu der das Reichsarbeitsministerium Vertreter der Wirtschaftsverbände, der Gewerkschaften und des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände eingeladen hatte. Diese hatten sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl gegen jede staatliche, insbesondere finanzielle Förderung eines freiwilligen Arbeitsdienstes gewandt. Sie hatten es für zweckmäßiger gehalten, mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln die von den Arbeitsämtern und Wohlfahrtsbehörden eingeleiteten berufsfürsorgischen und jugendpflegerischen Maßnahmen auszubauen. Ein Fürsprecher des freiwilligen Arbeitsdienstes war innerhalb der Reichsregierung der Reichsminister Treviranus. Die von ihm zum 7. Mai 1931 in die Reichskanzlei geladenen Verbände erklärten sich mit Ausnahme des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold zur Mitarbeit am freiwilligen Arbeitsdienst bereit. Geladen worden waren Vertreter der Wehrverbände und Sportbünde, der kirchlichen Jugendorganisationen, der Vereinigungen, die sich, wie der Reichsbund für Arbeitsdienst⁹⁾, für die Einführung der Arbeitsdienstpflicht einsetzten, sowie der Deutschen Freischar.

Der durch die Notverordnung vom 5. Juni 1931 und die ergänzenden Verordnungen des Reichsarbeitsministeriums vom 23. Juli 1931 eingeführte Freiwillige Arbeitsdienst war eine Not- und Unterstützungsmaßnahme unter anderen für die arbeitslosen Jugendlichen, die einen gesetzlichen Anspruch auf Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung hatten. Andere Jugendliche wurden unter Anrechnung auf etwaige künftige Unterstützungszahlungen nur zugelassen, sofern die Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung besondere Gelder hierfür zur Verfügung stellte. Der sozialfürsorgische Gedanke stand im Vordergrund, wenn auch sozialpädagogische Erwägungen bereits eine gewisse Rolle spielten.¹⁰⁾ Nach Über-

⁹⁾ Der Reichsbund für Arbeitsdienst vereinte der politischen Rechten nahestehende ehemalige Offiziere, höhere Beamte, Schriftleiter. Vorsitzender war der General a. D. Faupel. Dem engeren Vorstand gehörte auch Dr. Heinz Dähnhardt (Jungnationaler Bund) an.

¹⁰⁾ Die sozialpädagogische Bedeutung des freiwilligen Arbeitsdienstes wurde von dem Referenten der Reichsanstalt, dem Oberregierungsrat v. Funke, in seinem 1932 herausgegebenen Handbuch für den freiwilligen Arbeitsdienst deutlich herausgestellt: „Im Vordergrund“, schrieb er, „steht die Idee, der Arbeit den ihr gebührenden sittlichen Wert zurückzuerobern, indem man sie wieder zur Voraussetzung finanzieller Gegenleistung erhebt. Dahinter steht das Ziel, den Arbeitslosen das niederdrückende Gefühl zu nehmen, daß sie überflüssig sind,

windung der ersten organisatorischen Schwierigkeiten im Herbst und Winter 1931/32 nahm die Zahl der Arbeitsdienstwilligen schnell zu. Ende Juli 1932 waren es etwa 100 000. Mehr als ein Drittel waren Jugendliche unter 21 Jahren, die gesetzlich keinen Unterstützungsanspruch hatten. Die überwiegende Mehrzahl war bei kleinen Arbeitsvorhaben eingesetzt, beim Bau von Jugendheimen, Sportplätzen, bei der Erschließung von Kleingartengelände. Es waren im Durchschnitt 20 bis 30, oft aber auch nur 10 Mann. Sie wohnten zu Hause. In der arbeitsfreien Zeit gab es in den meisten Fällen, doch keineswegs überall, gemeinsame Veranstaltungen: Sport, Singen, Vortragsabende im Sinne von Vereinsveranstaltungen, Andachten und Gottesdienst, wenn kirchliche Organisationen den Freiwilligen Arbeitsdienst durchführten. Die Leitung der Arbeit, die Betreuung der Jugendlichen lag in den Händen von Jugendpflegern, Lehrern, Jugendwarten von Vereinen, die diese Aufgaben neben ihrer sonstigen Berufsarbeit wahrnahmen. Diesen „offenen“ Lagern standen „geschlossene“ gegenüber. Ihre Zahl war zunächst klein, stieg dann aber allmählich. Zu den ersten geschlossenen Lagern, in denen 50, 100, auch 200 und mehr Jugendliche in oft primitiven Unterkünften fern von der Heimat lebten, gehörten die des Jungdeutschen Ordens in Sachsen sowie die der beiden Kirchen in der Senne, von denen besonders die der Bodelschwinghschen Anstalten Bethel (Pastor Stratenwerth) genannt werden müssen. Ihre Arbeiten — Ödlandkultivierung, Entwässerung — entsprachen am ehesten denen, die von den Befürwortern der Arbeitsdienstpflicht an erster Stelle genannt wurden. Ernst Schellenberg¹¹⁾, der heutige führende sozialdemokratische Sozialpolitiker, selbst ein Angehöriger der Jugendbewegung, hat in seiner ausgezeichneten Arbeit über den freiwilligen Arbeitsdienst hinsichtlich der Führung und Gestaltung der Lager drei Typen unterschieden: den jugendpflegerischen, den jugendbewegten und den wehrhaft militärischen, damit die verschiedenen Dienstträger treffend in ihrer Art gekennzeichnet. Wenn auch nicht verkannt werden darf, daß in manchen Städten die arbeitslosen Jugendlichen „unter einem gewissen Druck“ sich zum Arbeitsdienst meldeten, so kann man doch insgesamt feststellen, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl, wenn auch aus verschiedenen Gründen — die drückende wirtschaftliche Notlage zu Hause, der Wunsch, sich endlich wieder ausarbeiten zu können — freiwillig zum Arbeitsdienst kamen. Ihre Arbeitsleistung war, wie auch von kritischen Beobachtern anerkannt wurde, gut. Der nicht zu bestreitende Erfolg des Freiwilligen Arbeitsdienstes wirkte sich auch auf die kritisch-ablehnende Einstellung des Reichsarbeitsministeriums aus. Es war nunmehr bereit, den Kreis der Förderungsberechtigten

diejenigen, die sich gegen den erzwungenen Müßiggang auflehnen, von der Straße wegzubringen und wieder in den Arbeitsprozeß einzuschalten, insbesondere die jugendlichen Arbeitslosen durch Arbeit zur Ordnung, zum Pflichtbewußtsein und zur Idee der Volksgemeinschaft zu erziehen.“

¹¹⁾ E. Schellenberg, Der Freiwillige Arbeitsdienst (Sonderschriften des Kommunalwissenschaftlichen Instituts an der Universität Berlin), 1932.

auch auf die nicht unterstützungsberechtigten Jugendlichen unter 21 Jahren auszudehnen, sogar einen Teil dieser Kosten auf den Reichshaushalt zu übernehmen. In den Chefbesprechungen des Frühjahr 1932 setzte sich neben dem Reichsminister Treviranus vor allem der Leipziger Oberbürgermeister und Reichspreiskommissar Gördeler für den Ausbau des Freiwilligen Arbeitsdienstes ein. Er empfahl, so viel Mittel zur Verfügung zu stellen, daß zweihundert- bis dreihunderttausend, unter Umständen sogar fünfhunderttausend Jugendliche, „sei es auf dem Wege der Freiwilligkeit, sei es auf dem Wege des staatlichen Verlangens“, beschäftigt werden konnten.

Daß sich Bünde und Verbände angesichts dieser Möglichkeiten — für manche waren es auch Gefahren — des Ausbaues des Freiwilligen Arbeitsdienstes kritisch mit den Plänen der Reichsregierung, vor allem mit der inneren Gestaltung des künftigen Freiwilligen Arbeitsdienstes, befaßten, ist verständlich. Selbst in den Kreisen, die, wie die Gewerkschaften, die Sozialdemokratische Partei, im Jahre 1931 den Arbeitsdienst grundsätzlich abgelehnt hatten, zeigte sich eine größere Aufgeschlossenheit. Daß die der politischen Rechten nahestehenden Wehrverbände, die für eine Arbeitsdienstpflicht sich einsetzenden Organisationen die Pläne der Reichsregierung begrüßten, war selbstverständlich, mochten sie auch über den besten Weg zu einer künftigen Arbeitsdienstpflicht verschiedener Meinung sein. Kritischer verhielten sich die großen Jugendpflegeorganisationen, aber auch die Bünde der Jugendbewegung.

Hermann Maaß, der Geschäftsführer des Reichsausschusses der Deutschen Jugendverbände, den sozialistischen Kreisen nahestehend, von Arbeitsdienstideologien frei, hielt es für notwendig, eine „Generallinie“ zu entwickeln, da die langfristige Arbeitslosigkeit der Jugendlichen organisatorische und pädagogische Maßnahmen auf Jahre hinaus notwendig machte. Er hielt es für richtiger und zweckmäßiger, die Jugendlichen nicht wie bisher in vielen kurzfristigen örtlichen Arbeitsvorhaben zu beschäftigen, sondern sie bei großen überörtlichen Maßnahmen der Landgewinnung, Moorkultivierung, Flußregulierungen und anderen Meliorationen einzusetzen. Voraussetzung hierfür war, daß eine Übersicht nicht nur der möglichen, sondern vor allem der zweckmäßigen und notwendigen, der volkswirtschaftlich sinnvollen und finanziell durchführbaren Arbeitsvorhaben geschaffen wurde. Die Übernahme solcher Arbeitsvorhaben mußte aber, wie er erkannte, weitgehende Folgen für die organisatorische Gestaltung des Freiwilligen Arbeitsdienstes haben, der für ihn aber keine Dauereinrichtung, sondern nur eine zeitbedingte, wenn auch langfristige Notmaßnahme war. Sein „Reichsnotdienstplan“ sah vor, daß der Jugendliche nicht nach Belieben in den Freiwilligen Arbeitsdienst gehen und wieder ausscheiden konnte, sondern sich für 20 bis 40 Wochen zu verpflichten hatte. Die Arbeitszeit von fünf Stunden täglich sollte durch körperliche und geistige Schulung ergänzt werden.

Daß die Formen der Arbeitslager, die Stuttgarter und Tübinger Studenten erstmals nach dem Vorbild der Schweizer studentischen Arbeitskolonien 1931 veranstaltet hatten, ebenso wenig ohne weiteres auf die Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes übertragen werden konnten wie die der erstmals von der Schlesischen Jungmannschaft durchgeführten Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten, dessen waren sich die Vertreter der Bünde und der Arbeitslagerbewegung bewußt. Diese Lager, die drei Wochen dauerten, hatten eine Auslese von Jugendlichen und jungen Männern vereint, die bereit waren, in selbstverantwortlicher Mitarbeit das Leben im Lager zu gestalten. Vorträge und Aussprachen, Musizieren, Singen, Laienspiel standen bei ihnen gleichwertig neben der Arbeit. In den Lagern des Freiwilligen Arbeitsdienstes fanden sich erwerbslose Jugendliche zusammen, denen an einem in starkem Maße gestalteten Gemeinschaftsleben wenig oder gar nichts lag. In diesen Lagern fehlten die Studenten, sofern sie nicht auf eigene Kosten teilnahmen, und, da sie nicht gefördert werden konnten, im monatlichen Wechsel wie die Tübinger Studenten in dem von ihnen geleiteten Arbeitslager sich ablösten. Von den Führern der bündischen und studentischen Arbeitslagerbewegung gingen die Anregungen zu einer Denkschrift aus, die als „Forderungen der jungen Generation für die künftige Gestaltung des Arbeitsdienstes“ im Juni 1932 der Reichsregierung übergeben wurde. Unterschrieben war sie von Führern der bündischen Jugend wie Hans Dehmel und Heinz Dähnhardt, der Arbeitslagerbewegung, Vertretern des Studentenwerkes, Männern der Volkshochschularbeit, Pädagogen wie Adolf Reichwein, des Republikanischen Hochschulbundes wie des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, den maßgebenden Männern kirchlicher Jugendorganisationen.¹²⁾ Für die Verfasser der Denkschrift war der Freiwillige Arbeitsdienst keineswegs nur eine sozialfürsorgliche Maßnahme, sondern eine Aufgabe der ganzen jüngeren Generation mit dem Ziel, „die Enge des deutschen Lebensraumes mit dem Einsatz ihrer brachliegenden Kräfte und dem Willen zu einer neuen Gemeinschaft“ zu überwinden. Notwendig erschien es ihnen, daß die Arbeitsvorhaben volkspolitisch und volkswirtschaftlich sinnvoll waren. Wichtig war für sie, daß der Arbeitsdienst weitgehend dem Gestaltungswillen der jungen Generation überlassen blieb, auf dem Gedanken der Selbstverwaltung aufgebaut wurde. In der Rückschau mögen manche Sätze der Denkschrift allzu idealistisch, ja weltfremd erscheinen. In ihnen spiegeln sich aber die Vorstellungen und Gedanken einer sich als Einheit fühlenden jungen Generation, die sich zur Mitarbeit aufgerufen und verpflichtet fühlte. In der Schaffung einer einheitlichen Führerschicht aus den Kreisen der Dienstträger des Arbeitsdienstes selbst sahen sie eine wichtige Voraussetzung für seine weitere Gestaltung! „Mit der Heran-

¹²⁾ Zu den Unterzeichnern gehörten u. a. Dr. Erich Stange, Reichswart der evangelischen Jungmännervereine, Dr. v. Viebahn, Johannesstift Spandau, Dr. Sikorski vom Studentenwerk, der Reichsjugendführer des Jungdeutschen Ordens, Eggeling.

bildung einer Führerschaft aus der jungen Generation selbst steht und fällt die Zukunft des Freiwilligen Arbeitsdienstes, der niemals von Persönlichkeiten entwickelt und getragen werden kann, die mit dem Denken, Fühlen und Wollen der Jugend nicht vertraut sind und nur zu leicht der Versuchung unterliegen, im Freiwilligen Arbeitsdienst einen Ersatz für andere fehlende Kommandostellen zu sehen.“ Lagerführer konnte für sie nur der sein, der „nach den ungeschriebenen Gesetzen der jungen Generation es gelernt hat, sich dienend in die Bewegung einzureihen, der in der vordersten Arbeitsstelle nach Gesinnung und Leistung sich bewährt hat“. Diese Sätze waren eine eindeutige Stellungnahme gegenüber der von Hierl vertretenen Auffassung, daß in erster Linie ehemalige Offiziere und Unteroffiziere zum Führer im Arbeitsdienst geeignet seien, eine Auffassung, die auch in weiten Kreisen des Stahlhelms und anderen Organisationen, die sich für eine Arbeitsdienstpflicht einsetzten, vertreten wurde.

Der Freiwillige Arbeitsdienst war für die Angehörigen der Jugendbewegung keine Dauereinrichtung wie die Reichswehr mit lebenslänglicher Anstellung und Ruhegehaltsberechtigung, sondern nur eine zeitbedingte, vielleicht langfristige Einrichtung, die aufgelöst werden konnte, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, ihre Voraussetzungen weggefallen waren. Für sie war Führersein im Arbeitsdienst kein Beruf, sondern eine Aufgabe, für die man sich zur Verfügung stellte, die man gewissenhaft erfüllte, bis eine andere wichtigere Aufgabe rief. Es war aber für sie auch denkbar, daß sich aus dem Freiwilligen Arbeitsdienst eine neue Form der Jugendberufshilfe entwickelte, in der zu wirken sinnvoll sein konnte. Voraussetzung aber blieb, daß die jüngere Generation sich zu einem solchen Dienst bekannte, seine Erfüllung als selbstverständlich ansah.

Den unmittelbaren Einfluß der Denkschrift auf die Verordnung vom 16. Juli 1932, durch die der Freiwillige Arbeitsdienst eine neue gesetzliche Grundlage erhielt, kann man mit einer gewissen Berechtigung gering bewerten.¹³⁾ Sie entsprach weitgehend den Wünschen der Bünde und der Arbeitslagerbewegung. Den jungen Deutschen war fortan die Gelegenheit gegeben, „zum Nutzen der Gesamtheit im gemeinsamen Dienst freiwillig ernste Arbeit zu leisten und zugleich sich körperlich und geistig sittlich zu ertüchtigen“. Jeder junge Deutsche bis zum Alter von 25 Jahren konnte sich fortan zum Freiwilligen Arbeitsdienst melden und „gefördert“ werden, wenn auch Unterstützungsberechtigte verständlicherweise bevorzugt eingestellt werden sollten. Daß trotz der Verkündung einer studentischen Pflicht durch die Deutsche Studentenschaft die Studenten in geringerem Maße als möglich sich am Arbeitsdienst beteiligten, darf nicht verschwiegen werden.

Die Zuweisung von insgesamt 65 Millionen Mark aus dem Reichshaushalt an die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung

¹³⁾ Köhler, a. a. O., S. 190.

zur Förderung des Freiwilligen Arbeitsdienstes wirkte sich günstig aus. Im November 1932 arbeiteten im Freiwilligen Arbeitsdienst 285 000 Dienstwillige. Diese Zahl sank zwar, bedingt durch den Winter, auf 175 000 im Januar 1933, stieg aber bis zum April 1933 wieder auf 235 000 an.

Zum Reichskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst war Dr. Syrup¹⁴⁾ ernannt worden, nicht nur kraft seines Amtes als Präsident der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung, der die verwaltungsmäßige Durchführung des Freiwilligen Arbeitsdienstes, die Anerkennung der Arbeitsvorhaben, die Zuweisung der Mittel an die Verbände und Gruppen, die den Arbeitsdienst durchführten, zufielen. Er war nach übereinstimmender Meinung weiter Kreise der für diese Aufgabe „zur Zeit beste und geeignetste Mann“. Er war ein Verwaltungsfachmann von hohem Rang, der sich bereits als Demobilisierungskommissar 1918/1919 sowie beim Aufbau der Arbeitsverwaltung bewährt hatte. Er gehörte zu den hohen Beamten der Weimarer Zeit, die in den Überlieferungen des preußisch-deutschen Beamtentums groß geworden waren, zugleich aber auch ein Gespür für das Kommende hatten. Allem Neuen gegenüber aufgeschlossen, war er von Anfang an bemüht, selbst oder durch seine beiden Referenten ein genaues Bild von den tatsächlichen Verhältnissen im Freiwilligen Arbeitsdienst zu gewinnen, um aus der Kenntnis aller Umstände, nicht vom grünen Tisch aus, seine Entscheidungen zu treffen. Er wollte nicht organisieren und reglementieren, sondern den im Arbeitsdienst tätigen Gruppen, Verbänden, den Führern in den Arbeitslagern freien Raum zur Entwicklung lassen. Zugleich aber verfolgte er zielstrebig das, was er für die Entwicklung des Arbeitsdienstes in seiner Gesamtheit für notwendig hielt. Er konnte zuhören, ließ sich beraten, seine Entscheidungen traf er aus eigener Überlegung. Kennzeichnend für ihn sind die Sätze, mit denen er selbst in seinem Erlaß über die Führerschulung im Freiwilligen Arbeitsdienst vom 5. September 1932 den in den einzelnen Landesarbeitsamtsbereichen einzurichtenden Führerschulen die Aufgabe zuwies, den als Führern von Arbeitslagern vorgesehenen Männern „das Rüstzeug zu geben, das sie nötig haben, um den freiwilligen Arbeitsdienst mit dem vollen Inhalt zu erfüllen, der Sinn des Arbeitsdienstes ist“. Er war sich sicher, daß die in Arbeitslagern bereits erprobten Männer den richtigen Weg finden würden, wenn man sie wirken ließ. Die führenden Vertreter der bündischen und studentischen Arbeitslagerbewegung fanden bei ihm Gehör. Es ist in der Rückschau schwer zu beurteilen, ob und inwieweit ihre Vorstellungen Syrup in seinem Handeln beeinflußt haben. Die erhalten gebliebenen Akten geben darüber keine Auskunft. Selbst wenn die einschlägigen Akten im vollen Umfang erhalten geblieben wären, würde sich kaum etwas aus ihnen entnehmen lassen. Gespräche wirken in mannig-

¹⁴⁾ O. Neuloh, Friedrich Syrup — ein Lebensbild, in: F. Syrup, 100 Jahre staatliche Sozialpolitik — 1838—1939; aus dem Nachlaß hrsg. von J. Scheuble, bearbeitet von Otto Neuloh, 1957. — Köhler, a. a. O., S. 118—120.

facher Weise nach. Daß die Vorstellungen und Überlegungen der von der Jugendbewegung getragenen Lager trotz ihrer kleinen Zahl ihm für die Entwicklung und den Ausbau des Freiwilligen Arbeitsdienstes von Bedeutung gewesen sind, zeigt sich meines Erachtens darin, daß er im Januar 1933, als die Aufgaben des Reichskommissariats nicht mehr im Nebenamt von Mitarbeitern der Reichsanstalt allein bearbeitet werden konnten, neben Pastor Stratenwerth von den Bodelschwingschen Anstalten Hans Dehmel als Referenten in das Reichskommissariat berief, ihm als Aufgabengebiet die Führerschulung und die Gestaltung des Werkhalbjahres für Abiturienten übertrug.

Wenn die Anordnungen Syrups zur Durchführung des Freiwilligen Arbeitsdienstes den Vorstellungen und Wünschen der bündischen und studentischen Arbeitslagerbewegung weitgehend entsprachen, so kann dies darin begründet sein, daß er sie für sinnvoll und zweckmäßig ansah. Es ist aber auch zu beachten, daß das hohe Beamtentum der Weimarer Zeit sich als Träger des Staates empfand, es als eine seiner Aufgaben ansah, die politischen Spannungen und Gegensätze zu überwinden. Aus dieser Haltung konnte Syrup zu gleichen oder ähnlichen Folgerungen kommen wie die Bünde.

Die weltanschauliche und politische Gegensätzlichkeit des deutschen Volkes kam zum Ausdruck in der Vielfalt der Arbeitslager, die von politischen, kirchlichen, Wehr- und Sportverbänden sowie von einzelnen Gruppen 1932 durchgeführt wurden. Abgesehen von der kommunistischen Partei gab es keine grundsätzlichen Gegner des Freiwilligen Arbeitsdienstes mehr. Für die kirchlichen Verbände und die Gewerkschaften blieb der Freiwillige Arbeitsdienst eine vorübergehende, zeit- und notbedingte Maßnahme, während die Wehrverbände der politischen Rechten ihn als Vorläufer einer Arbeitsdienstpflicht ansahen. Neben dem Stahlhelm und Jungdeutschen Orden, der Deutschen Turnerschaft und der Technischen Nothilfe, die bereits 1931 Arbeitslager durchgeführt hatten, traten besondere Dienstträgerorganisationen. Im Reichswerk für den Freiwilligen Arbeitsdienst schlossen sich die katholischen Arbeiter- und Gesellenvereine, Caritas und Neudeutschland und verschiedene zur Veranstaltung von Arbeitslagern gegründete örtliche und landschaftliche Vereinigungen zusammen. Für die evangelischen Verbände wurde der Leiter der evangelisch-sozialen Schule in Berlin-Spandau, Dr. v. Viebahn, zum Reichsbeauftragten der Landeskirchen für den Freiwilligen Arbeitsdienst bestellt. Der „Soziale Dienst, Hilfswerk der Arbeiter-schaft für die erwerbslose Jugend“ vereinte die Gewerkschaften, die Sozialistische Arbeiterjugend und das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und andere sozialistische Organisationen.

Die Freien Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei¹⁵⁾ hatten

¹⁵⁾ Köhler, a. a. O., S. 164—177, insbesondere S. 166—169.

ihre ursprünglich ablehnende Haltung aufgegeben. Beigetragen hatten hierzu vor allem der preußische Kultusminister Grimme, die Staatssekretäre Staudinger und Krüger, hohe Ministerialbeamte wie Arnold Brecht und Herbert Wichmann, die die ethische und sozialpädagogische Bedeutung des Arbeitsdienstes hervorhoben. Sie hielten eine Beteiligung der Gewerkschaften und der SPD für notwendig, um die Gefahr der Militarisierung des Arbeitsdienstes zu bannen. Für ein gemeinsames und planvolles Handeln hatte sich auch Erich Ollenhauer, der Vorsitzende der Sozialistischen Arbeiterjugend, eingesetzt. Mitgewirkt hatte aber auch die Tatsache, daß die jungen Gewerkschafter in die Arbeitslager, auch „gegnerische“, gingen, die Lehrer der sozialistischen Heimvolkshochschulen die Mitarbeit im Freiwilligen Arbeitsdienst bejahten. Die Geschäftsführung der Reichsarbeitsgemeinschaft Sozialer Dienst übernahm Dr. Walter Pahl¹⁶⁾, dem die Gewerkschaftsarbeit aus eigener Tätigkeit vertraut war. Er gehörte zu den Mitarbeitern der „Neuen Blätter für Sozialismus“ und hatte unmittelbare persönliche Beziehungen zu den führenden Vertretern der bündischen Arbeitslagerbewegung. Die NSDAP hat sich erst spät am Freiwilligen Arbeitsdienst beteiligt, den sie lange Zeit als verfehlt abgelehnt hatte. Hierfür Begründung in einer parteiinternen Mitteilung Ende 1932, er habe sich „zu einer Beteiligung im Rahmen des derzeitigen unzulänglichen Arbeitsdienstes entschlossen, um durch unser Einschalten zu verhindern, daß der Arbeitsdienstgedanke durch das herrschende System völlig verzerrt und im Volk in Mißkredit gebracht werde“, verbarg den eigentlichen Grund. Die NSDAP hatte feststellen müssen, daß sich die jungen Parteigenossen und SA-Männer entgegen dem ausdrücklichen Verbot der NSDAP in steigender Zahl zum Freiwilligen Arbeitsdienst meldeten und es ihnen gleichgültig war, welches Lager sie aufnahm. Es bestand, so befürchtete die NSDAP, die Gefahr, daß diese Jugendlichen der Partei verloren gingen. Die Zahl der von den verschiedenen NS-Vereinigungen geführten Arbeitslager war noch im Januar 1933 gering. Sie bildeten nur eine kleine Gruppe. Gering war auch, verglichen mit der Zahl und Größe der Arbeitslager der großen Verbände und Organisationen, die der „Heimatwerke“ und „Volksbünde für Arbeitsdienst“, die in Schleswig-Holstein, Hessen, Baden, Württemberg und Sachsen von Vertretern der bündischen und studentischen Arbeitslagerbewegung zusammen mit einzelnen Männern aus der Staats- und Selbstverwaltung, der Jugendpflege und nicht politisch oder kirchlich gebundenen Volksbildungsarbeit gebildet hatten.¹⁷⁾ Die im Oktober 1932 gegründete, von Hans Raupach geleitete „Mittelstelle für Arbeitsdienst in Volkslagern“ hatte die Aufgabe, sie gegenüber dem Reichskommissar und den übrigen Verbänden zu vertreten. Aus den Reihen der Jugendbewegung kam auch die erste

¹⁶⁾ Köhler, a. a. O., S. 173.

¹⁷⁾ Maßgebend beteiligt an der Bildung der Heimatwerke waren insbesondere Theodor Bäuerle in Württemberg und Theodor Steltzer in Schleswig-Holstein.

sich über eine solche Begegnung aus den Briefen kein Anhalt. Spitteler schreibt den erhaltenen Briefen nach erst am 29. 4. 1910 wieder an Wyneken und dankt ihm für die Zusendung des Jahresberichtes.

„Ich ergreife mit Begierde die Gelegenheit, um Ihnen auszusprechen, was ich schon lange fühlte und nur deshalb verschwie, weil ich nicht wußte, ob Sie schon Wickersdorf verlassen hätten oder nicht.

Erstens meinen Zorn über die Maßregelung, dann mein Bedauern über Ihren Weggang von Wickersdorf und endlich die Hoffnung, daß Sie sich nicht möchten abschrecken lassen, sondern ein Mittel suchen und finden, um Ihre Kraft und ideale Begeisterung auf neuer Bahn zu bestätigen. Und noch eine Hoffnung, daß Sie mir Ihre ausgezeichnete Werthschätzung und Ihr verbindliches Wohlwollen auch ferner bewahren möchten. Herzlich Ihr Carl Spitteler.“

Und noch einmal nimmt Spitteler zwei Monate später zu dem Streit in Wickersdorf Stellung. Am 15. Juni 1910 schreibt er:

„Hochgeehrter Herr, werther Freund.

Dank für die Zusendung. Hab es sofort gelesen. Herr Geheeb ist mir dadurch nicht sympathisch geworden und Herr Dr. Salomon gründlich antipathisch. Dieser Herr hatte mir einst einen gedruckten Angriff gegen Sie zugesandt; ich habe ihm gar nicht darauf geantwortet. Köstlich amüsiert hat mich Ihre Disputation mit dem Ministerium über den Vorwurf ‚unreif‘. Daß irgendein deutsches Ministerium überhaupt sich in eine solche Disputation einläßt, machte mich erstaunen; ich zweifle, ob eine schweizerische Behörde das gethan hätte. Sachlich, aesthetisch haben Sie ja natürlich nach meiner Meinung vollkommen recht in Ihrem Urtheil über Körner und Arndt. Aber Vaterlandsheilige! Brr!

Der Fall Salomon ist abscheulich, verzwickte und unangenehm. Begreiflich, daß Sie die Ihnen anvertrauten Kinder nicht einfach abschütteln mochten, nachdem sie Ihnen lieb geworden; dennoch frage ich mich, ob es richtig war, sich mit dem Antwortentwurf des jungen S. zu befassen.

Und der Haupteindruck, den mir Ihre Broschüre hinterlassen, ist der, daß ich lieber hätte, wenn ich Sie vorwärts statt rückwärts blicken sähe. Die Regierung durch die Volksstimme zwingen zu wollen, sich selbst zu desavouieren? (*Darüber geschrieben*: schuldig zu bekennen und einen Rückruf zu thun?) Ich kenne die deutschen Verhältnisse nicht, aber die Menschen kenne ich; und da kann ich Ihre optimistischen Hoffnungen nicht theilen. Ich halte Meinungen für Sie nach alledem für verloren; es sollte mich zwar herzlich freuen, wenn ich mich täuschte.

Freilich, ich begreife Ihren Seelenzustand wohl: ein ganz außerordentliches paedagogisches Talent, ein heiliger idealistischer Eifer, gestützt durch segensreiches Wirken, die begeisterte Liebe von Hunderten anhänglichen Zöglingen, und auch die Sympathie aller Freidenkenden, gereizt durch Un-

gonnen und beendet werden konnten, keinen großen Aufwand bedingten und die Betreuung der Jugendlichen im Nebenamt erfolgen konnte. Sehr zum Leidwesen der Städte, von denen einige klagten: „Die Berater des Herrn Reichskommissars scheinen vorzugsweise den Bünden und Wehrverbänden nahestehen, als ob Organisationen, die ihrer ganzen Ideenwelt nach selbstverständlich für geschlossene Lager eintreten müssen“, wurde die Entwicklung vom offenen zum geschlossenen Lager von Syrup bewußt gefördert, da seiner Meinung nach nur im geschlossenen Lager die dem Arbeitsdienst gestellten Ziele verwirklicht werden konnten. Es war auch zweckmäßiger, die wenigen größeren Arbeitsvorhaben in den Städten und ihrer Umgebung durch ältere Erwerbslose im Rahmen von Notstandsarbeiten ausführen zu lassen. Durch einen Erlaß vom 13. November 1932 ordnete Syrup als Reichskommissar deshalb an, daß vom Jahre 1933 ab nur noch höchstens ein Drittel der Arbeitsdienstwilligen in offenen Lagern eingesetzt werden dürfe. Da er gleichzeitig bestrebt war, den Arbeitsdienst vornehmlich bei großen langfristigen Landeskulturarbeiten anzusetzen und den Landesarbeitsämtern entsprechende Weisungen erteilte, war damit zu rechnen, daß die offenen Lager allmählich verschwanden, verschwinden mußten, wenn keine Förderungsgelder für sie mehr bewilligt wurden.

Grundsätzlicher, zum Teil weltanschaulicher Art war die Frage: Verbandslager oder Volkslager, d. h. ob in den einzelnen Arbeitslagern jeweils nur Angehörige eines kirchlichen, politischen, weltanschaulichen oder Wehrverbandes zugelassen werden sollten oder ob die Lager Dienstwillige, unabhängig von ihrer politischen oder weltanschaulichen Einstellung, der Zugehörigkeit zu einer Berufsorganisation vereinen sollten. Die Mehrzahl der Dienstträger war bestrebt, nur Angehörige der eigenen Organisation aufzunehmen. Dies war möglich, wenn die Belegschaft zahlenmäßig klein war, ohne große Schwierigkeit aus den eigenen Reihen gestellt werden konnte. Diese Verbände waren der Meinung, daß der Arbeitsdienst seine Ziele nur erreichen könne, wenn die Angehörigen eines Lagers durch eine gemeinsame Idee, zumindest durch eine übereinstimmende Haltung in politischen oder weltanschaulichen Fragen verbunden waren. In der Praxis nahmen alle Dienstträger auch Andersgesinnte, wenn auch nur in geringer Zahl auf. Bewußt oder unbewußt mag dabei auch die Erwägung mitgespielt haben, auf diesem Wege neue Anhänger zu gewinnen, gleichwie die Sorge, Mitglieder zu verlieren, erst einige Verbände veranlaßt hatte, sich am Freiwilligen Arbeitsdienst zu beteiligen. Insbesondere die katholischen Dienstträgerorganisationen setzten sich für die weltanschaulich einheitlichen Lager ein, von denen andere Jugendliche nicht ausgeschlossen sein sollten, sofern sie sich dem Lager, seinen Grundsätzen und Formen einordneten. Sie glaubten damit am ehesten, der Volksgemeinschaft zu dienen. Sie erkannten an, daß bei der Arbeit selbst keine Unterschiede zwischen weltanschaulich ver-

schieden gesinnten Jugendlichen bestanden; sie bezweifelten aber, daß die bestehenden Gegensätze durch allgemeine Lager gemildert oder gar zum Verschwinden gebracht werden könnten. Für die Volkslager traten mit Entscheidung auf Grund der Erfahrungen in den Arbeitslagern für Arbeiter, Bauern und Studenten die Bünde der Jugendbewegung, die von ihnen mitgegründeten und getragenen Heimatwerke und Volksbünde für Arbeitsdienst ein, desgleichen der Jungdeutsche Orden, der Reichsbund für Arbeitsdienst. Sie wandten sich auch gegen alle Bestrebungen, die Arbeitslager in parteipolitischen Sinne auszunutzen, wie es vor allem seitens der NSDAP versucht wurde.

Syrup erkannte das Nebeneinander der verschiedenen Dienstträgerverbände an. In seinen grundsätzlichen Weisungen an die Präsidenten der Landesarbeitsämter als Bezirkskommissare für den Freiwilligen Arbeitsdienst vom 16. August 1932 ging er auf Grund der Erfahrungen davon aus, daß „im Allgemeinen der Stamm einer Gruppe von Arbeitsdienstwilligen von Angehörigen eines Verbandes, die auch durch Gemeinschaftsideen, die außerhalb des Arbeitsdienstes“ lagen, gebildet wurde. Da aber im Arbeitsdienst „echter Gemeinschaftsgedanke geweckt und gepflegt“ werden sollte, ordnete er an, daß dieser Stamm durch andere Arbeitsdienstwillige zu ergänzen sei, damit im Lager „junge Leute verschiedener Berufsbildung, sozialer Stellung und Weltanschauung zum gemeinsamen Dienst“ sich zusammenfinden konnten. Persönlich vertrat er die Meinung, daß in den von den Verbänden geleiteten Lagern mindestens die Hälfte der Teilnehmer Verbandsfremde und Andersgesinnte sein mußten. In seinen Richtlinien empfahl er darüber hinaus den Bezirkskommissaren, mehrere Dienstträgerverbände an größeren Arbeitsvorhaben gemeinsam einzusetzen, sie zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzufassen. Er wollte damit erreichen, daß die Dienstwilligen der verschiedenen Lager durch die gemeinsame Arbeit „zu einer echten Gemeinschaft“ zusammenwuchsen.

Da bei den größeren Arbeitsvorhaben, bei denen wenigstens 150 bis 200 Mann eingesetzt werden mußten, die Dienstträgerverbände nur in Ausnahmefällen die notwendige Zahl von Dienstwilligen stellen konnten, waren sie auf Zuweisung Jugendlicher durch die Arbeitsämter angewiesen. Welche Schwierigkeiten sich dadurch zum Teil für die Dienstträgerverbände ergaben, läßt der im November 1932 geäußerte Wunsch des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände erkennen, „die Zuweisung nicht verbandsangehöriger Erwerbsloser an Arbeitslager der Verbände in solchen Grenzen zu halten, die es dem Dienstträger noch ermöglichen, dem Arbeitslager von seiner Grundhaltung aus das Gepräge zu geben“. Trug hinsichtlich der Zusammensetzung der Belegschaft der Arbeitslager den Wünschen der Verbände Syrup teilweise Rechnung, so lehnte er es ab, ihnen, wie es vornehmlich von katholischer Seite gewünscht wurde, die Schulung der Führer zu

überlassen. Er gestand ihnen nur zu, daß die in ihren Lagern erprobten Führer einen verkürzten Lehrgang an den im Bereich der einzelnen Landesarbeitsämter eingerichteten Führerschulen mitmachen mußten, um die staatliche Anerkennung als Lagerführer zu erreichen.¹⁸⁾ Den Überlegungen, den Freiwilligen Arbeitsdienst zu einer Arbeitsdienstpflicht umzugestalten, stand Syrup kritisch gegenüber. Erst wenn der Gemeinschaftsgedanke und der Geist der Kameradschaft in den Lagern so stark war, daß er nicht mehr durch widerstrebende Dienstpflichtige beeinträchtigt werden konnte, eine Dienstpflicht ohne die Gefahr innerer Spannungen unter den Dienstpflichtigen möglich war, war seines Erachtens die Zeit reif, die Frage der Einführung einer Arbeitsdienstpflicht zu erörtern. Er konnte abwarten. Er hielt nichts von der vorschnellen Verwirklichung von Plänen, die nicht genügend auf ihre Auswirkungen durchdacht waren.

Als Syrup in der Regierung Schleicher Reichsarbeitsminister geworden war, übernahm der Präsident des Landesarbeitsamtes Stuttgart, Kaelin, seine Vertretung als Reichskommissar. Er arbeitete im Sinne Syrups weiter. Zugleich war er bemüht, den Arbeitsdienst verwaltungsmäßig zu festigen, ihm vor allem für die Beschaffung und Verwaltung der Bekleidung und Ausrüstung, der Unterkunft- und Arbeitsgeräte eine feste Organisation zu geben, damit die Gefahr einer unzweckmäßigen Verwendung, ja Vergeudung der durch die Arbeitsämter den Dienstträgerorganisationen zugewiesenen Förderungsgelder zu vermeiden. Er stützte sich dabei auf seine eigenen Erfahrungen im Bereich des Landesarbeitsamtes Südwestdeutschland, in dem sich die Dienstträgerverbände bereits zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen hatten; an ihrer Bildung waren die Vertreter der studentischen und bündischen Arbeitslagerbewegung maßgebend beteiligt gewesen. Kaelin drängte auf einen Zusammenschluß der Dienstträgerverbände im Reich. Anläßlich einer Tagung in Berlin am 6. Januar 1933, zu der Kaelin als Reichskommissar eingeladen hatte, kam es zur Bildung der „Reichsarbeitsgemeinschaft der Dienstträgerverbände“.¹⁹⁾ Zu ihrem Vorsitzenden wurde der Beauftragte des Stahlhelms für den Arbeitsdienst, Mahnken, Studienrat in Hagen und ehemaliger Wandervogel, gewählt. Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft war die Vertretung der gemeinsamen Auffassungen, Wünsche und Forderungen der Verbände gegenüber dem Reichskommissar und enge Zusammenarbeit mit ihm. Nach ihrem Vorbild sollten in allen Landesarbeitsamtsbezirken Bezirksarbeitsgemeinschaften gebildet werden. Die Bezirkskommissare sollten im Einvernehmen mit ihnen die Führerschulung durchführen, sie vor der Zulassung neuer Dienstträgerverbände anhören, vor allem aber mit ihnen langfristige Arbeitsvorhaben planen. Dem Wunsch der Verbände, die Lehrplangestaltung für die Führerschulen, die Pläne für

¹⁸⁾ Köhler, a. a. O., gibt ein knappes, aber ausgezeichnetes Bild von der Führerschulung im Freiwilligen Arbeitsdienst, ihren Zielen und ihrer praktischen Gestaltung.

¹⁹⁾ Köhler, a. a. O., S. 239 ff.

die Freizeitgestaltung und Durchführung von Unterricht in den Lagern gleichfalls bezirkweise zu regeln, versagte sich Kaelin. Er behielt es sich ausdrücklich vor, selbst die erforderlichen Richtlinien für das gesamte Reich zu erlassen. In der Einladung Kaelins zu einer zweiten Sitzung der Reichsarbeitsgemeinschaft am 26. Januar 1933, in der vornehmlich verwaltungsmäßige Fragen: Einrichtung gemeinsamer Beschaffungsstellen in den Landesarbeitsamtsbezirken, Bildung eines Planungsausschusses, behandelt wurden, hieß es, daß nach Auffassung des Reichskommissars „auch in Zukunft eine zweckvolle Durchführung des Freiwilligen Arbeitsdienstes nur unter verantwortungsfreudiger Mitarbeit aller hierzu geeigneter Träger des Dienstes bei Wahrung ihrer Selbständigkeit ermöglicht werden kann“. Kaelin hielt es aber für notwendig, „diese Selbständigkeit und Selbstverantwortung durch gemeinsame Zusammenarbeit der Dienstträger unter sich und mit der Behörde planmäßig und sinnvoll für die Gesamtheit nutzbar zu machen. Dieser Gedanke, der Gedanke der Selbstverwaltung in organischer Verbindung mit der Staatsverwaltung, wie er sich stets in so ausgezeichnete Weise bewährt hatte, und nicht etwa eine Bürokratisierung des Freiwilligen Arbeitsdienstes oder gar ein Zwangszusammenschluß der Dienstträger liegt in dem von mir befolgten Gedanken von Heimatwerken in allen Landesarbeitsamtsbezirken. In Interesse der Sache des freiwilligen Arbeitsdienstes, aber auch der Dienstträger selbst glaube ich, daß dieser Gedanke in baldiger Zeit wird verwirklicht werden müssen, falls nicht Gefahr gelaufen werden soll, daß die weitere Entwicklung des freiwilligen Arbeitsdienstes den freien Entschlüssen der Dienstträger entgleitet“.

In der Rückschau muten diese Worte fast prophetisch an. Mit dem 30. Januar setzte eine neue Entwicklung ein. Sie bedeutete zunächst eine Lähmung in der Führung des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Das Reichskommissariat arbeitete zwar in der bisherigen Weise weiter, kümmerte sich um die Führerschulung, bereitete ein freiwilliges Werkhalbjahr für die Abiturienten vor. Es sollte ein Versuch sein, in welchem Maße die aus den Erfahrungen der bündischen Gruppen gewonnenen Erziehungsformen der jungen Mannschaft auf ganze Jahrgänge akademischen Nachwuchses und der Jugend überhaupt angewendet werden konnten. Im Reichsarbeitsministerium arbeitete zu gleicher Zeit als Beauftragter Seldte für den Freiwilligen Arbeitsdienst Mahnken. Um ihn bildete sich die Reichsleitung des Arbeitsdienstes aus Stahlhelmführern, einigen Angehörigen der NSDAP des Reichsbundes des Arbeitsdienstes. Hierl, zunächst ausgeschlossen, beanspruchte die Führung des Freiwilligen Arbeitsdienstes, die bei den Koalitionsvereinbarungen dem Stahlhelm zugestanden worden war. In den Auseinandersetzungen zwischen Hierl und Seldte um die Führung stellte sich die Reichsarbeitsgemeinschaft hinter Mahnken, da sie unter seiner Führung am ehesten eine organische Weiterführung und Entwicklung des freiwilligen

Arbeitsdienstes gewährleistet sah, von Hierl aber eine dem Arbeitsdienst fremde Organisationsform befürchtete. Seldte blieb zwar Reichskommissar, er mußte sich aber damit abfinden, daß Hierl, zum Staatssekretär für den Freiwilligen Arbeitsdienst ernannt, die tatsächliche Führung übernahm, zugleich als Beauftragter der NSDAP für den Arbeitsdienst und Führer der NS-Dienstträgerorganisation zielstrebig die anderen Dienstträgerverbände ausschloß oder „gleichschaltete“. Waren noch Anfang April die kirchlichen Organisationen, der Bund für deutschen Volksdienst, zu dem sich im März 1933 die in der Mittelstelle für Arbeitsdienst in Volkslagern vereinigten bündischen und landschaftlichen Gruppen unter Führung des Konsuls Wendler, des Gründers des Reutlinger Bundes für freiwilligen Volksdienst, zusammengeschlossen hatten²⁹⁾, neben dem Stahlhelm und dem NS-Arbeitsdienst als Dienstträger ausdrücklich anerkannt worden, so waren seit dem 28. April nur noch die beiden letzten als Dienstträger zugelassen. Alle anderen Verbände mußten ihre Lager auflösen oder diesen beiden Organisationen übertragen. Mit der Auflösung des Stahlhelms im Sommer 1933 gab es nur noch die nationalsozialistische Dienstträgerorganisation unter Führung Hierls. Er formte nach seinen Plänen die Reichsleitung des Arbeitsdienstes, aus der Mahnken mit der Ernennung Hierls zum Staatssekretär ausschied. Die „unbequemen“ Mitarbeiter des alten Reichskommissariats, wie Stratenwerth und Dehmel wurden entlassen oder zum „freiwilligen“ Ausscheiden veranlaßt. Seine ursprüngliche Absicht, den freiwilligen Arbeitsdienst völlig aufzulösen, von neuem zu beginnen, konnte Hierl aber nicht

²⁹⁾ Wendler war der Verfasser der Denkschrift des Auswärtigen Amtes, in dem dieses zu den Bedenken der technischen Kommission der Abrüstungskonferenz in Genf zu dem militärischen Charakter des Arbeitsdienstes Stellung nahm. In dieser Denkschrift, die das Auswärtige Amt dem Reichsarbeitsministerium im Juni 1933 zusandte, heißt es u. a.: „Gerade an der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Arbeitsdienstes zeigt sich nämlich, daß seine tiefere Wurzel nicht in wehrpolitischen, sondern in volkserzieherischen Erwägungen und Bestrebungen zu suchen ist. Es wird allerdings nicht abzustreiten sein, daß es auch in Deutschland Kreise gab und gibt, die den Arbeitsdienst als einen Ersatz für eine allgemeine Wehrpflicht propagieren. Aber tatsächlich ins Leben gerufen wurde der Arbeitsdienst von anderen Kräften, nämlich solchen, denen der gesellschaftliche Neubau in erster Linie am Herzen lag und bei der damaligen innerpolitischen Lage in der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft eines Dienstlagers eine Brücke zu wirklicher Volksgemeinschaft ausfindig machen konnten.“

Den Anfang machte im Jahre 1925 die Bündische Jugend mit ihren Arbeitslagern, die dann von 1928 ab zu Volkslagern mit Teilnehmern aus allen Schichten des Volkes erweitert wurden. Dieser freiwillige Einsatz der jungen Generation war erfüllt von einem Geist der Selbstverantwortung und Selbsthilfe. Dieser Geist hat dem Arbeitsdienst sein ethisches Gepräge gegeben. Dieser Geist hat auch für den Arbeitsdienst geworben, und zwar nicht nur bei der deutschen Jugend aller Schichten, sondern auch über die deutschen Grenzen hinaus, bei den deutschen Volksgenossen im Ausland, ja, auch bei einzelnen fremden Völkern, und zwar — und dies ist wohl kein Zufall — bei den Völkern der germanischen Rasse.“

Bemerkenswert sind die Folgerungen, die das Auswärtige Amt für den Aufbau des freiwilligen wie eines etwaigen Pflichtarbeitsdienstes zog. Es forderte, um den Unterschied zum Militär deutlich hervortreten zu lassen, keinen Aufbau großer Stäbe, keine Gliederung in gleichgroße Formationen, die vielmehr in ihrer Größe vom Arbeitseinsatz abhängig sein sollten. Die Führer sollten Vorbild und Erzieher sein. Es wurde angeregt, auch im Fall der Einführung der Arbeitsdienstpflicht von einer Verstaatlichung abzusehen, vielmehr zur Durchführung des Arbeitsdienstes einen freien Selbstverwaltungskörper zu gründen, zumal in diesem Falle auch Volksdeutsche im Arbeitsdienst dienen könnten.

verwirklichen. Die NS-Dienstträger mit ihren wenigen Lagern, ihrem unzulänglichen Führerstamm waren nicht imstande, die große Zahl der Arbeitsdienstwilligen zu übernehmen und die begonnenen Arbeitsvorhaben weiterzuführen. Hierls Ziel war die Arbeitsdienstpflicht, für deren Organisation das militärische Vorbild maßgebend wurde. Der freiwillige Arbeitsdienst wurde seit dem April 1933 in seiner Führung und Organisation zum Vorläufer des Pflichtarbeitsdienstes, der 1935 als Reichsarbeitsdienst eingeführt wurde.

Der Freiwillige Arbeitsdienst der ersten Jahre 1931 bis zum Frühjahr 1933 war eine zeitbedingte Notmaßnahme, zugleich ein Versuch. An ihm ist bemerkenswert, daß unabhängig von den Ideologien der Parteien und Verbände, der Meinungen der Verbandsführungen, die in älteren Vorstellungen noch befangen waren, die jüngeren Mitglieder, die in der praktischen Arbeit des Lagers standen, unbefangener urteilten, sich über alle Schranken der Verbände hinweg fanden, gleichwie es den Jugendlichen in den Lagern weitgehend gleichgültig war, welcher Partei oder welchem Verband der einzelne angehörte; ihr Maßstab für die Wertung des Lagerkameraden war ein anderer. Es wirkte sich aus, daß die Lagerführer größtenteils altersmäßig der gleichen Generation angehörten; es waren die Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkrieges und die jungen Männer, die in der Nachkriegszeit durch die verschiedenen, von der Jugendbewegung geformten oder beeinflussten Bünde gegangen waren.

WYNEKEN UND SPITTELER

Ein Briefwechsel¹⁾

Günther Franz

Wenn ich aus dem großen Schatz, den der Briefwechsel Wynekens im Ludwigstein-Archiv darstellt, nach dem Briefwechsel mit Albert Schweitzer jetzt den mit Carl Spitteler²⁾ herausgreife, so geschieht es deswegen, weil Spitteler in der Geistesgeschichte der Freien Schulgemeinde Wickersdorf eine entscheidende Rolle gespielt hat. Für Wyneken ist Spitteler nicht nur der größte Epiker deutscher Sprache, sondern einer der ganz großen Dichter der Weltliteratur, eigentlich nur Shakespeare vergleichbar. Er stellt ihn eindeutig über Goethe. Spittelers Werk, auf das er durch August Halm, den Wickersdorfer Musikerzieher, hingelenkt worden war, ist für ihn eine Welt. Wenn er auf eine einsame Insel oder ins Gefängnis nur die Werke eines einzigen Dichters mitnehmen dürfte, so würde er Spitteler wählen, in dem sich germanisch-deutscher Idealismus und südlich anmutende Kraft der Anschauung und Sinnlichkeit das Gleichgewicht halten. Spitteler versuche gleich Goethes Faust den christlich-gotischen Transzendentalismus mit dem antik-südlichen Sensualismus zu vereinigen.³⁾ Es ist nicht möglich, an dieser Stelle Wynekens Pädagogik aus Spittelers Werk abzuleiten.⁴⁾ Verständlich ist jedoch, daß Wyneken bereits ein Jahr nach der Gründung Wickersdorfs im Herbst 1907 den Dichter einlud, während einer Deutschlandreise die Freie Schulgemeinde Wickersdorf

„Freie Schulgemeinde Wickersdorf
bei Saalfeld (Saale)

Den 22. Oktober 1907

Hochgeehrter Herr Doktor!

Da uns die Nachricht zugekommen ist, daß Sie in diesen Tagen in München und Berlin Vorträge halten wollen, so erlaube ich mir im Namen der Freien Schulgemeinde die ergebene Anfrage, ob es Ihnen nicht eine kleine Freude

¹⁾ Die Briefe Spittelers befinden sich im Wyneken-Nachlaß im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein, die Briefe Wynekens im Spitteler-Nachlaß in der Landes- und Universitätsbibliothek Bern. Diese hat freundlicherweise durch Vermittlung von Frau Gertrud Schwendener (Dornach), die den Wyneken-Briefwechsel auf dem Ludwigstein geordnet hat, und Herrn Prof. Dr. W. Stauffacher (Lausanne), der eine Spitteler-Biographie vorbereitet, Fotokopien der Briefe zur Verfügung gestellt. — Dem Eidgenössischen Departement des Innern in Bern danke ich für die Erlaubnis zur Veröffentlichung.

²⁾ Carl Spitteler (1845—1924) hat gleich Wyneken zunächst Theologie studiert, hat das Pfarramt aber bereits 1871 aufgegeben und war seitdem zunächst als Hauslehrer tätig, bis er als freier Schriftsteller leben konnte. Er hatte als Student noch bei Jacob Burckhardt gehört und bezeichnete sich später, unter dem Einfluß von Schopenhauer und Nietzsche als Atheisten. Seine Werke erschienen ebenso wie später Wynekens Schriften im Verlag Eugen Diederichs in Jena (die Briefe von Eugen Diederichs im Spitteler-Nachlaß sind, wie mir mitgeteilt wurde, rein geschäftlicher Art). 1920 erhielt Spitteler den Nobelpreis. Zur Biographie vgl. R. Faesi, Spittelers Weg und Werk (1933).

³⁾ Vgl. hierzu den Artikel Wynekens über Spitteler in dem Festheft der Zeitschrift „Die freie Schulgemeinde“ (5. Jahrgang, April 1915) zu Spittelers 70. Geburtstag, nachgedruckt in G. Wyneken, Der Europäische Geist. 2. Aufl. (1926), S. 140—170.

⁴⁾ Vgl. hierzu U. Panter, Wyneken, Leben und Werk (1960) und H. Kupffer, Wyneken, Leben und Werk (1970)

sein würde, eine Schule kennenzulernen, die Ihren Dichtungen einen wesentlichen Teil ihrer ästhetischen und religiösen Bildung zu verdanken sich bewußt ist.

Seit wir, durch Vermittlung unseres Mitarbeiters, Herrn A. Halm, Ihre Werke Extramundana, Prometheus und Olympischer Frühling kennen, stehen diese bei uns in kanonischem Ansehen; jeder unsrer älteren Schüler hat aus Vorlesungen größere Teile von ihnen kennen gelernt, manche besitzen sie. Wir sind seit Jahren stolz darauf, zu Ihren Verehrern zu zählen, ja, bilden uns gelegentlich ein, ein Monopol auf den richtigen Grad dieser Verehrung zu besitzen, Ihr Erscheinen in unsrem Kreise würde geradezu Glück verbreiten und allen eine unvergeßliche Erinnerung sein. So wage ich es also, hochgeehrter Herr Doktor, Sie herzlichst (und selbstverständlich mit Ihrer Reisebegleitung) in unsren Kreis einzuladen, und hoffe, daß ein paar zusagende Worte von Ihnen (eventuell telegraphisch) unsre ganze Gemeinde in Jubel versetzen werden, als deren Vertreter ich zeichne in verehrungsvoller Ergebenheit

Dr. Gustav Wyneken.“

Spitteler antwortete sofort am 1. November 1907, daß die Berlin-Reise auf das Frühjahr verschoben sei und er dabei Wickersdorf besuchen wolle. Am 5. März 1908 machte er genauere Reisevorschläge. Da Wyneken ihn darauf hinweist, daß im April keine Schüler da seien, der Termin also ungünstig sei, machte Spitteler am 9. 3. 1908 erneut ausführlich Reisepläne, die dann Ende März zu einem ersten Besuch in Wickersdorf geführt haben. Am Freitag, dem 3. April, schickt er nur einen kurzen Dank, da er mit einer kleinen Influenza aus Wickersdorf zurückgekehrt sei: *„Herzlichsten Dank Ihnen und allen. Es war schön und erhebend.“* (In dem Brief unterstrichen.) „In Treue Ihr Carl Spitteler.“

Nicht zuletzt an der unterschiedlichen Einstellung zu Spitteler entzündete sich der Streit zwischen Wyneken und Geheeb, der Goetheaner war, ein Streit, der bekanntlich zur ersten Trennung Wynekens von Wickersdorf führte.⁵⁾ Friedrich Meß⁶⁾ hat später in einem sichtlich erfundenen Gespräch den greisen Herzog Georg von Meiningen, seinen Sohn, den Malerprinzen Georg, Spitteler und Wyneken in einem Gespräch über eine Unterrichtsstunde gegenübergestellt, die Wyneken über die Frage Republik oder Monarchie gegeben hatte. Hiernach habe Spitteler zu Wyneken abschließend gesagt: „Der Herzog hat nicht unrecht, aber Sie haben recht.“ Doch ergibt

⁵⁾ Vgl. dazu G. Wyneken, Die „Katastrophe“ des Herrn Geheeb (Jena 1919) und P. Geheeb, Zur Abwehr (1909). — Bei Wynekens Briefen im Nachlaß Spittlers liegt ein begeisterter, acht Seiten langer, aber trotzdem fragmentarischer Bericht einer Mutter, die ihren Jungen seit 5 Jahren in Wickersdorf hat, über Lietz, Wyneken und Geheeb. Der Name der Verfasserin ist nicht festzustellen.

⁶⁾ Friedrich Meß, Herzog Georg in Wickersdorf. Eine moderne Sage (Die Tat 18, 1926, S. 100—111), nachgedruckt bei L. Beringer, Spitteler in der Erinnerung seiner Freunde und Weggefährten (1947).

Anregung zur Zusammenarbeit der im Freiwilligen Arbeitsdienst tätigen Verbände und Organisationen. Im Auftrag des Heimatwerkes Schleswig-Holstein lud Walter Kayser diese zu einer ersten Tagung am 27. und 28. August 1932 in das Spandauer Johannesstift ein. Traten bei dieser Tagung die unterschiedlichen Auffassungen der Verbände hinsichtlich der Gestaltung der Lager und der Führerschulung deutlich hervor, so zeigte sich auf der zweiten Tagung am gleichen Ort am 19. und 20. November, zu der Hans Raupach als Leiter der Mittelstelle und Dr. v. Viebahn geladen hatten, daß die Verbände nicht nur in Sachfragen, der praktischen Durchführung der Lager weitgehend übereinstimmten, sondern auch in der Zielsetzung, den Arbeitsdienst als Volksdienst in gemeinsamer Arbeit, jedoch bei Anerkennung der Selbständigkeit der einzelnen Verbände weiter zu entwickeln.

Hinsichtlich des Aufbaues des Freiwilligen Arbeitsdienstes, der zweckmäßigsten Form der Arbeitslager, bestanden zwischen den Dienststrägerverbänden unterschiedliche Auffassungen, die durch die Gegenüberstellung: offenes Lager oder geschlossenes Lager, Verbands- oder Volkslager am einfachsten zu kennzeichnen sind. Wenn auch allgemeine weltanschauliche und politische Erwägungen mitwirkten, so war es doch vornehmlich eine Frage der Praxis, ob zur Durchführung der einzelnen Arbeitsvorhaben offene oder geschlossene Lager eingesetzt wurden. Für den Stahlhelm, den Reichsbund für Arbeitsdienst war das „geschlossene“ Lager eine Selbstverständlichkeit; das Vorbild des alten Heeres war für sie bestimmend. Aus allgemeinen pädagogischen Erwägungen setzten sich, wie der Jungdeutsche Orden, die Bünde der Jugendbewegung für die geschlossenen Lager ein. Das gemeinsame Leben im Lager bildete ihrer Meinung nach eine wesentliche Voraussetzung, um die erstrebte Gemeinsamkeit in der jungen Generation über alle politischen und gesellschaftlichen Schranken hinweg zu erreichen. Der Soziale Dienst und die kirchlichen Organisationen bevorzugten lange Zeit die offenen Lager, da in diesem Falle die Jugendlichen in der gewohnten Umgebung blieben, den Zusammenhang mit ihrer Familie nicht verloren. Sie waren auch der Meinung, auf diese Weise den Charakter des Freiwilligen Arbeitsdienstes als eine zeitbedingte sozial-fürsorgereische Notmaßnahme besser wahren zu können. Je mehr sie aber dazu übergingen, größere Arbeitsvorhaben außerhalb der Städte in Angriff zu nehmen, wie es bereits Pastor Stratenwerth mit der evangelischen Jugend in der Senne getan hatte, nahm auch bei ihnen die Zahl der geschlossenen Lager zu. Ende 1932 waren etwa zwei Drittel der vom Sozialen Dienst betreuten Jugendlichen in geschlossenen Lagern, während die katholischen Verbände noch ihre Lager vornehmlich als offene Lager durchführten, erst 1933 in größerer Zahl kleine geschlossene Lager einrichteten. Offene Lager waren aus verständlichen Gründen die der Turn- und Sportvereine. Auch die Städte und Gemeinden bevorzugten diese Form, als Träger der Arbeit, da sie leicht be-

recht und durch Abfall und Intriguans — und am Ende brachliegend. — Möge es Ihnen gelingen, so oder anders. Vielleicht aber besser (oder wenigstens wahrscheinlicher) anders, ob ich aus meiner Einsamkeit schon nicht zu ersehen vermag wie anders.

In jedem Fall bitte ich Sie, mich nach wie vor als Ihren in Sympathie ergebenden anhänglichen Freund zu betrachten.

Luzern, 25. Juni 1910.,

Carl Spitteler.“

Eineinhalb Jahre später, am 29. 12. 1911, teilt Spitteler Wyneken auf einer Postkarte mit:

„Mit Vergnügen werde ich meinen Namen unter Ihrem Aufruf sehen. In alter Treue hochachtungsvollst Carl Spitteler.“

Dann finden sich keine Briefe mehr bis zu der spektakulären Rede, die Spitteler ein Vierteljahr nach Beginn des Ersten Weltkrieges, am 14. Dezember 1914, in der „Neuen Helvetischen Gesellschaft“ in Zürich hielt und alsbald als Broschüre auch im Druck veröffentlichte.⁷⁾ In dieser Rede „Unser Schweizer Standpunkt“ ermahnt der Dichter die Deutsch- wie die Welschschweizer, sie sollten ihre Neutralität in diesem Kriege wahren und sich gegenseitig nicht entfremden. Die Landesgrenzen seien auch für die politischen Gefühle „Marklinien“. Er hält eine „Kopfklärung“ für notwendig und redet den Deutschschweizern ins Gewissen in der Hoffnung, daß ein Welschschweizer das gleiche bei seinen Landsleuten tun werde. Das geschah aber nicht, und damit fehlte Spittelers „Selbstbesinnung“ das Gleichgewicht, sie wurde mißverständlich, auch wenn uns heute die Erregung, die diese Rede und ihr Druck ausgelöst hat, kaum mehr nachvollziehbar ist. Doch war Spittelers Stellungnahme auch schon der Protest Hodlers gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims vorausgegangen, der zu dem heftigen Streit um sein Bild in der Jenaer Universität geführt hat. In Spittelers Rede finden sich freilich, wie auch der Briefwechsel mit Wyneken zeigt, manche mißverständliche Äußerungen. Spitteler verurteilt die Kriegspsychose und gleich seinem Lehrer und Landsmann Jacob Burckhardt die Gewalt. Auch ihm ist die Macht böse. Es liege, sagt er, im Wesen der Staaten, daß jeder so viel raubt, wie er kann. „Je genialer ein Staatsmann, desto ruchloser.“ Während der Dichter den Einsatz französischer Kolonialtruppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz entschuldigt (der dem Völkerrecht widersprach), verurteilt er den deutschen Einmarsch nach Belgien scharf in gewiß verständlicher Sorge um die Schweizer Neutralität. Seine Sympathien galten sichtlich der Demokratie und der Republik, nicht dem monarchischen Deutschland, und die deutsche Öffentlichkeit empfand die Stellungnahme des Dichters, der seine Leser bisher vor allem in Deutschland gefunden hatte, als eine Stellungnahme gegen das Reich, eine Hilfeleistung für Frankreich, das selbstverständlich die Rede propagandistisch für sich ausnützte. Man übertreibt wohl nicht, daß Spitteler erst durch

diese Rede international bekannt geworden ist und daß der Nobelpreis, den er 1920 erhielt, nicht zuletzt eine Antwort auf die Schweizerrede gewesen ist.^{7a)}

Vor allem die deutsche Jugend war bitter enttäuscht. Spitteler hatte das Ideal des heroischen Menschen in einer Zeit verkündet, die das Augenmaß für das Heldische verloren hatte und nur den schwachen Menschen zu hätscheln schien. Spitteler hatte verkündet, daß der Mensch größer als die Natur sei und ihm die Kraft gegeben sei, eben Prometheus vergleichbar, die Natur zu überwinden. „Wie ist die Welt so klein, wie ist der Mensch so groß“ war sein Wort. In dieser heroischen Haltung fand sich die Jugend von Langemark bestätigt, hoffte sie den Krieg auch gegen die Übermacht der Feinde zu bestehen. Vor allem hatte die Jugend geglaubt, in Spittelers Wendung gegen jede Dekadenz zugleich ein Bekenntnis für Deutschland und seine Kultur zu sehen, glaubte man doch, daß gerade der Krieg auch eine Auseinandersetzung zwischen westlicher Zivilisation und deutscher Kultur sei. Die Jugend zog nicht nur mit Faust im Tornister ins Feld; auch Spittelers Werke hatten darin vielfach ihren Platz.^{7b)}

Wyneken gab die Erregung über die Rede Anlaß zu einem öffentlichen Auftreten in München und zu einem ausführlichen Brief, der ihm so wichtig war, daß er von ihm (und allein von ihm) auch ein Bleistift-Konzept aufbewahrte.

„München, Clemensstraße 5, den 25. 1. 1915

Hochverehrter Herr Doktor,

aus den beiliegenden Zeitungsausschnitten ersehen Sie, daß ich vor einigen Tagen hier einen öffentlichen Vortrag über ‚die Kunst Carl Spittelers‘ gehalten habe. Es geschah dies in der (von mir auch ausgesprochenen) Absicht zu verhindern, daß im Gedächtnis des Publikums der Name eines unserer größten Dichter sich lediglich verbindet mit der Erinnerung an einige Äußerungen von Ihnen, die allgemein als Angriffe gegen Deutschland aufgefaßt worden sind und durch ihre Form Entrüstung erregt haben.

Auch ich bedaure sehr diese beiden Stellen Ihres Vortrags und habe diesem Bedauern öffentlich unzweideutigen Ausdruck gegeben. Es sind die Stellen von Mordanfall und Haushund und Kain und Abel. In beiden vergleichen Sie unsern Krieg gegen Belgien und Frankreich mit einem Mordanfall und sogar mit einem Brudermord (obgleich Sie selbst gerade sagen: Völker sind keine Brüder). Ich weiß nicht, wie weit dies Bild vom Mord etwa nur eben ein Vergleich ist, den man nicht pressen darf. Ich kann mir aber doch nicht verhehlen, daß in diesem Fall das tertium comparationis gerade das von uns mit ernstem Widerspruch aufgenommene Bild des Mordes

7) a) J. Fraenkel, Spitteler in memoriam (1925).

b) Vgl. Rud. Becker, Spitteler und wir. Bekenntnis (in: Carl Spitteler und wir, Verlagskatalog Eugen Diederichs, o. J., wohl 1915).

als solchem ist. Sie sagen: Krieg ist kein Sport. Gewiß nicht; aber auch kein Mord. Sondern etwa ein Duell. Und wenn man ihn so auffaßt, versagt sogleich Ihr Bild, denn im Duell ruft man, obgleich am Leben bedroht, eben doch nicht den Haushund zur Hilfe.

Ich glaube, das Wesentliche Ihres Vortrages zugunsten der inneren Einigkeit der Schweiz hätte sich auch ohne diesen Vergleich sagen lassen, durch den nun der Eindruck entstanden ist (und nicht ohne jeden Grund), als hätten Sie selbst die private Neutralität, zu der Sie auffordern, nicht streng gewahrt.

Man hat Ihnen außerdem noch dies Ihr Eintreten für die Neutralität der Schweizer Presse übel genommen und es als Lauheit gegen Deutschland bezeichnet. Ich bin mir bewußt, daß wir nicht berechtigt sind, eine andre Haltung von Ihnen zu *fordern*; daß Sie politisch-juristisch jedes derartige Ansinnen leicht ablehnen können. Allein Sie müssen dann auch begreifen, daß Ihre Haltung, Ihre öffentliche Opposition gegen die deutschfreundliche Haltung der Ostschweizer, weiten Kreisen in Deutschland *unnatürlich* vorkommt. (Es ist ja auch nicht immer das Recht, was sich am leichtesten verteidigen läßt.) Vor allem aber müssen wir, das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit, aufs entschiedenste Ihre politische Einschätzung ablehnen, als wenn auch wir, wie nach Ihrer Meinung jedes Volk, soviel rauben wollten, wie wir bekommen könnten. Dieser Krieg ist ein reiner Verteidigungskrieg für uns. Es geht das doch eigentlich schon rein mathematisch aus dem Machtverhältnis hervor: Fangen 120 Millionen gegen 240 Millionen Gleichgerüsteter einen Raubkrieg an, zumal wenn mit der Beteiligung Englands und also mit der Unterbindung unsrer Zufuhr und all den furchtbaren Gefahren, die damit zusammenhängen, zu rechnen ist? Und hier muß ich — bei aller Objektivität, die ich mir zuschreiben darf — sagen: Ganz abgesehen von dem kulturellen Wert der kämpfenden Völker, scheint mir das Schauspiel des gegen eine doppelte Übermacht um sein Leben ringenden, offen mit *Vernichtung* bedrohten Deutschlands so ergreifend zu sein, daß es schwer sein sollte, irgendeinen der wenigen Freundschaftsbeweise, die es auf der Welt noch erhält, zu untersagen. Wenn Sie freilich glauben, daß von solchen Äußerungen eines unmittelbaren Gefühls Ihrem Vaterland eine ernste Gefahr drohe, so liegt es mir selbstverständlich fern, Ihnen in eine solche Gewissensfrage hineinzureden. Nur muß ich dann wiederholen, daß nach meiner Meinung sich der daraus folgenden Verpflichtung in einer Form hätte genügen lassen, die weniger dem Mißverständnis, aber auch einer berechtigten Zurückweisung ausgesetzt wäre.

Dies Ihnen offen auszusprechen, war um so mehr meine Pflicht, als ich, wie Sie sehen, mich auch gegen die unwürdige Art wende, in der in der Presse einige Leute, die von Ihnen wohl kaum eine Vorstellung haben, Ihnen geantwortet haben. Ich habe in meinem (nach einer anfänglichen,

leicht abgewiesenen Störung — 7 Herren verließen den Saal —) ruhig verlaufenen Vortrag versucht, dem Publikum zum Bewußtsein zu bringen, daß Ihr Werk einen wichtigen Teil unsers deutschen Kulturbesitzes bildet, und daß Ihre künstlerische Gesinnung bei einer Neuorientierung unsrer Kultur uns vorbildlich und unentbehrlich sei. Ich brauche Ihnen aber nicht zu sagen, daß ich trotz meines Widerspruchs gegen Ihre Äußerungen Ihnen nicht nur als dem Künstler, sondern auch als dem großen Menschen in unwandelbarer Verehrung treu bleibe

Ihr G. Wyneken.“

Spitteler antwortete alsbald⁸⁾:

„Hochgeehrter, lieber Herr,

vor allem meinen Dank und Freude über den würdigen, vornehmen Stil Ihrer Verwahrungen, wie auch für Ihr tapferes Eintreten.

Zur Sache:

I. Allgemeines. Die Thatsachen, von Ihnen aus oder von uns aus gesehen, nehmen sich eben ganz anders aus. In unsern Augen führt nicht ein von allen Seiten übermächtig angegriffenes Deutschland einen Krieg um seine Existenz, sondern umgekehrt: Ein militärisch übermächtiges Deutschland hoffte, schwächere, unvorbereitete, mangelhaft gerüstete, durch internen Zwiespalt gehemmte Völker durch plötzlichen Überfall einzeln, eines nach dem andern, zu vernichten. *Niemand im Auslande fürchtet für Deutschland, es erscheint uns unüberwindlich*⁹⁾, wohl dagegen erscholl in unsren Herzen beim Ausbruch des Krieges der Schmerzensschrei: ‚Ach, das arme Frankreich!‘ Diesem drohte nach unserer Anschauung die Vernichtung. Dazu die Sprache Ihrer Gelehrten, Ihrer Presse: ‚Niederschmettern!‘, so daß sich Frankreich in ewiger Zeit nie mehr rührt! ‚Friede in Europa dictieren‘, so daß das Bild eines Europa unter preußisch-militärischer Zuchttruhe heraufbeschworen wird. Dieses Bild aber behagt uns nicht.

Ferner: Belgiens Beispiel zwang uns Schweizer, für unsere eigene Existenz besorgt zu sein im Falle eines unumschränkten Sieges.

Endlich: Ich persönlich glaube, daß politische Macht und Geisteskultur nicht immer im Gleichschritt marschieren; im besondern für Deutschland halte ich nach den Erfahrungen von 1870—1914 das Gegenteil für wahrscheinlicher.

II. Im besondern, das Bild vom Mörder zielte *gar nicht auf Deutschland*¹⁰⁾, sondern meinte *allgemein jeden* Feind. Dann aber ist das Bild einfach treffend. Für mich ist jeder Krieg ein Mord und jeder Feind ein Mörder; er kommt doch um zu tödten, nicht um eine Luftkur zu machen. (Daß der

⁸⁾ Der Brief weist vielfache Korrekturen und Einschübe auf, die nicht besonders vermerkt werden. Kursivdruck gibt Unterstreichungen Spitteler's wieder.

⁹⁾ „es erscheint unüberwindlich“ am Rande nachgetragen und unterstrichen.

¹⁰⁾ „gar nicht auf Deutschland“ doppelt unterstrichen.

Krieg ein Duell wäre, das bestreite ich eben. Mir scheint das eine frivole Ansicht.) In der Broschüre habe ich für „Mörder“ „Einbrecher“ gesetzt, weil ich sah, daß das Wort Mörder in anderm Sinn als wie ich meinte (ich meinte es in etymologischem) aufgefaßt, nämlich *absichtlich falsch* aufgefaßt wurde, um mich zu verleumden. Ich hatte sogar den ganzen Abschnitt von den Hilfspölkern ursprünglich streichen wollen, aber nachdem ich so gehässig deswegen angegriffen worden, durfte ichs nicht mehr. Denn ein *corpus delicti* darf nicht geändert werden. Und nun nochmals meinen Dank und meine herzliche Erwidlung Ihrer liebenswürdigen Freundschaftsversicherung. Ergebenst Ihr Carl Spitteler.“

Wyneken hat auf diesen Brief anscheinend nicht brieflich geantwortet. Er benutzt den 70. Geburtstag Spittelers am 24. April 1915, um in einem Festschrift der Zeitschrift „Die freie Schulgemeinde“ nicht nur in einer großartigen Würdigung sich zu dem Werk des Dichters zu bekennen (S. 65—92), sondern auch gesondert zum „Fall Spitteler“ Stellung zu nehmen (S. 93—100).¹¹⁾ Spitteler hat ihn nicht ganz überzeugt. Seine Äußerung über Belgien nennt er böse, sie habe auch bei Spittelers Freunden Befremden und tiefes Bedauern erregt. Der Künstler sei hier ausgeglitten. Doch Spittelers Deutung des Wortes „Mörder“ erkennt er an und sucht sie aus Spittelers kosmischer Weltanschauung zu verstehen. Wyneken respektiert auch Spittelers Schweizer Standpunkt, bedauert aber des Dichters reservierte Haltung Deutschland gegenüber. Doch verteidigt er ihn gegen die maßlosen Angriffe der deutschen Presse, in der etwa von Ludwig Thoma oder von Ostini gefordert wurde, den Schweizer wegen seiner Äußerungen aus dem deutschen Kulturerbe auszumerzen. Nicht ohne Grund verweist Wyneken auf Goethes politische Haltung in der napoleonischen Zeit.

Gleichzeitig schreibt er an Spitteler:

„Bichlerhof b. Bad Tölz (Obb.), den 21. IV. 1915

Hochverehrter Herr Doktor,
da die Zeitläufe jede Feier und Huldigung Ihrer Getreuen in Deutschland verhindern, auf die wir uns eigentlich seit langem gefreut haben, so bleibt mir nichts übrig, als Ihnen zu schreiben, daß ich Ihren 70. Geburtstag in ehrerbietiger Dankbarkeit begehen werde, und daß ein Kreis von jungen Menschen, denen Sie Größtes gegeben haben, mit mir und durch mich Ihnen verehrungsvolle Grüße und herzliche, treue Wünsche zu diesem Tage sendet.

Alles, was ich tun konnte, um auch in der Öffentlichkeit noch einmal von Ihnen zu zeugen, besteht in dem Ihnen gewidmeten Heft der „Freien Schulgemeinde“. Ich schmeichle mir nicht, mit jedem Wort und Urteil Ihren Beifall

¹¹⁾ Vgl. die Bibliographien bei Panter und Kupffer. Beide Autoren gehen auf Wynekens Stellung im Kriege nicht ein.

zu gewinnen. Aber ich bin überzeugt, daß Sie meinen und meiner Freunde Grundgesinnung Ihnen und Ihrem großen Schaffen gegenüber freundlich aufnehmen werden. Und jedenfalls werden Sie Ehrerbietung und Treue nicht verkennen, die keine Wirrnisse der Zeiten uns rauben soll. Mit den innigsten Wünschen

Ihnen ergebener G. Wyneken.“

Gleichzeitig telegraphierte Elsbeth Wyneken aus Wickersdorf:

„Wir, die wir Ihre Werke noch nicht kennen, versprechen, sie kennenzulernen. Wir anderen danken Ihnen alle glückwünschend zum 70. Geburtstag, kameradschaftlich Elsbeth Wyneken.“

Eine Antwort Spittelers auf die Glückwünsche ist nicht erhalten. In Wynekens Nachlaß findet sich nur noch eine Postkarte des Dichters vom 18. 11. 1915.

„Hochgeehrter Herr, lieber Freund, Dank. Sofort mit Freude und Interesse gelesen. In der That, es liegt ein Widerspruch und eine bittere Ironie darin, daß die Jugend zwar berechtigt sein soll, ihr Leben dahinzugeben, nicht aber ihr Wort zu sprechen. Ergebenst in Treue Carl Spitteler.“

Der Dank bezieht sich sichtlich auf Wynekens 1915 in den „Schriften der Münchener Freien Studentenschaft“ erschienenen Schrift „Der Krieg und die Jugend“ oder einen der zahlreichen, über das gleiche Thema von Wyneken veröffentlichten Aufsätze.¹²⁾

Wyneken, „z. Z. Gefreiter im 1. bayr. Fußart.-Rgt., Ers.-Btl., Rekr.-Dep. I“ in Weisenau bei Mainz, schreibt am 16. 2. 1917 einen Empfehlungsbrief für Georg Gretor, der Spitteler aufsuchen will.

„Herr Georg Gretor ist einer der Führer der deutschen Jugendbewegung gewesen, der Begründer der vielumstrittenen Schülerzeitschrift ‚Der Anfang‘, für die ich verantwortlich zeichnete. Er ist treu für mich eingetreten.“ Am 15. 10. 1919 erinnert Wyneken Spitteler daran, daß August Halm am 26. Oktober seinen 50. Geburtstag feiert. „Es würde ihm den Tag außerordentlich verschönen, wenn er an ihm ein paar Worte des Gedenkens von Ihnen bekäme. Ich selbst leite seit Ostern wieder Wickersdorf, das sich fröhlich und kräftig entwickelt. In treuer Verehrung Ihr ergebener G. Wyneken.“

Am 16. Januar 1920 kündigt endlich Wyneken aus Wickersdorf seinen Besuch an, da er in Luzern (ebenso wie in St. Gallen und Aarau) einen Vortrag über „Die Erneuerung der Schule aus dem Geist der Jugend“ halten solle. Ob es dabei zu einer Begegnung gekommen ist, ist nicht bekannt. Der Nachlaß Wynekens wie der Spittelers verzeichnet keine weiteren Briefe

¹²⁾ Anscheinend hat Wyneken das Heft durch den Züricher Studenten Hans Honegger Spitteler übergeben lassen. Honegger schreibt am 25. April 1915 „im Auftrag“ von Herrn Dr. Gustav Wyneken: „Es freut mich besonders, Ihnen, hochverehrter Herr Spitteler, eine warme Huldigung aus Deutschland übermitteln zu können. Sie sehen, viele der Besten unter den Deutschen halten jetzt mehr zu Ihnen denn je!“

mehr. Sichtlich hatte bei aller gegenseitigen Verehrung die Verbindung zwischen beiden Männern mit der Auseinandersetzung über Spittlers Schweizer Rede den Höhepunkt erreicht und zugleich überschritten. Spittler ist 1924 gestorben.

ERINNERUNG AN KARL BRÜGMANN

(1889—1914)

Wilhelm Flitner

Karl Brüggmann wurde am 6. Februar 1889 in Dortmund als Sohn eines Schreinermeisters geboren. Noch der Vater war auf einem Bauernhof aufgewachsen, der seit Jahrhunderten in den Händen der Familie geblieben war. Als Student besuchte Brüggmann in den Ferien immer wieder seine ländlichen Verwandten im Bewußtsein enger Zugehörigkeit zu der Bauernlandschaft, die ihr westfälisches Plattdeutsch mit alter Kraft und Reinheit sprach.

Der Schreinermeister sandte sein jüngstes Kind auf das Reinoldigymnasium, eine altsprachliche und ihrer Tradition bewußte Schule. Dort kam er in den oberen Klassen mit einer Wandervogelgruppe in enge Gemeinschaft und gewann sich einen reichen Freundeskreis. Otto Modick fiel die führende Rolle in diesem Kreise zu; seine dichterische Begabung und seine intensive Beschäftigung mit der neuesten deutschen Literatur weckten in der Gruppe verwandte Interessen. Brüggmann kamen angeborene Talente zustatten, die er in dem Wandervogelkreis des Reinoldigymnasiums zu voller Entfaltung brachte: seine Fähigkeit zu kraftvoller und zugleich zart einführender Rezipitation von Gedichten, ein komödiantisches Können, vor allem aber seine große Musikalität. Er hatte eine schöne Stimme und begleitete sich auf der „Klumpfe“, wie die Wandervögel die Gitarre nannten. Als Student bildete er sich auf der Laute aus. Dagegen hat er die Instrumente der Hausmusik sonst nicht spielen gelernt; sie waren ihm viel zu mühsam. Er hatte eine erklärte Abneigung gegen alles mechanische und mühsame Lernen, wie er auch ein Freund festen Schlafes, westfälischer Bauernkost und guter Kuchen und „Nikläschen“ war. Sein pyknischer, breitschultriger Körperbau und sein strahlender, fröhlicher Blick machten diese Einstellung plausibel, und er mußte von seinen Studentenfreunden manche Neckerei dulden, wenn die Rede auf das fremdbestimmte, examensnötige Lernen oder auf die Versuchung zum langen Schlafen und Schmausen kam. Lamm Goedsak war in Jena sein Spitzname — hergeleitet von der Figur des guten Appetits in de Costers Roman „Ulenspiegel“. Aber was ihn wirklich interessierte und was sich darstellen, aufführen, gesellig verwenden ließ, konnte er mit eisernem Fleiß und con furore zu Resultaten führen, wie er auch auf Fahrt und Fest eine robuste körperliche Ausdauer zeigte. Bei der Jenaer Sonnenwendfeier die Nacht hindurch bis zum Fackelmarsch vom Hohenleeden nach Kunitz an die 12 Stunden zu singen, machte ihn nicht heiser.

Zu seinen Wandervogel- und Schulfreunden gehörte vor allem Hans Wix, der in der Marburger Studentenschaft eine Führerrolle spielte und mit dem er noch als Student in den Ferien auf Fahrt ging; auch Breuer und der

Kreis, der den Zupfgeigenhansl herausgab, waren seine Freunde. Mit Rittershaus sammelte er Volkslieder und gab mit ihm die beiden Hefte des „Westfälischen Liederblattes“ (Leipzig 1913) heraus.

Viele Dortmunder Primaner begannen ihr Studium in Jena: der Mediziner Brockmann, der Jurist Flörsheim, die Philologen Otto Modick und Edgar Richter. So lag es für ihn nahe, nach seinem Abitur im September 1909 ebenfalls in Jena das Studium aufzunehmen und Germanistik und Anglistik als Studienggebiete zu wählen.

In Jena geriet er sogleich in den geistig lebendigen Kreis der Freistudentenschaft und übernahm dort, wohl durch Otto Modicks Vermittlung, die Arbeitsgruppe für Kunst und Literatur. In diesem Kreise wurde das Interesse vor allem auf die neueste Lyrik gelenkt, auf Rainer Maria Rilke, Dehmel, Liliencron, Hugo von Hofmannsthal, Stefan George. Aber auch die Prosa von Jens Peter Jacobsen, Thomas Mann, Dostojewski und Tolstoj bewegte die Geister und schließlich alles, was in den jungen Verlagen von Eugen Diederichs und Kippenbergs Inselverlag oder bei S. Fischer, u. a. erschien. Rilkes „Cornet“ wußte Brüggmann auswendig.

Charakteristisch für ihn war die Vereinigung dieser (von anderen Studenten als „ästhetisierend“ gescholtenen) Interessen mit seiner steten Hineigung zum Volkstümlichen, zu Liedern und Tänzen, Schwänken, Erzählungen, in denen sich der Geist Justus Mörsers, Johann Peter Hebels und des „Knaben Wunderhorn“ fortsetzte. So schrieb er an einen Freund 1910: „Ich hätte auch große Lust, über Land zu wandern nach dem Hofe, wo meine Väter jahrhundertlang saßen und ihre Scholle bebauten. Ich möchte gern mit großen, schweren Schritten hinter dem Pfluge hergehen und die fette Erde wenden und den kräftigen Erdgeruch spüren, der aus den Furchen dampft, und müde werden, daß ich abends umfalle ins Bett hinein wie ein Bleisoldat.“

Brüggmann war ein glänzender Briefschreiber. Er schilderte seinen Freunden und Freundinnen seine Lebenssituationen immer mit starkem Gefühl; stilistisch lassen sich Vorbilder der Zeit nicht verkennen. Doch wird er mehr und mehr originell; und je mehr sich sein Freundeskreis erweiterte, um so eindringlicher hielt er ihn durch Korrespondenz zusammen. Die Briefe sind in einem kräftigen Sinne sentimentalisch und haben den Duft des Jugendstils. Berichte über Landschaften, Blumen und Kinder, Sehnsucht und Dankbarkeit für erfüllte Freundschaft, ein froher, manchmal lustiger und gelegentlich komödiantisch-burschikoser Ton wechseln und bezeugen eine heitere Gemeinsamkeit.

Es sei hier nicht eine Schilderung des Serakreises versucht, der sich im Jahre 1910 aus Studenten sowie Jenaer und Weimarer Mädchen um den Verleger Eugen Diederichs bildete, und der einer eigenen Chronik bedarf. Brüggmann wurde vom Sommer 1910 ab der Mittelpunkt dieses Kreises als

Vorsänger und Anordner der Tänze und Festlichkeiten, Wanderungen, Vagantenfahrten, bis er die Führungsrolle mit Hans Kremers, einem Bonner Wandervogelführer, teilte und sie nach seinem Weggang nach Leipzig an Rudolf Carnap und die Mitglieder der Jenaer Freischar I abgab.

Bei dem Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913 führte er den Serakreis auf das Spielfeld und leitete Gesang, Tanz und Spielmusik. Ebenso führte er bei dem Werkbundfest 1913, das Eugen Diederichs in den Saalewiesen unter der Rudelsburg inszenierte, auch bei einem großen Wandervogeltreffen auf der Heldburg bei Meinungen. Sobald Brüggmann bei solchen Gelegenheiten mit einer kleinen Schar auftauchte, war in kurzer Zeit ein Kreis von hundert oder tausend Menschen in seinem Bann. Er erzeugte um sich reine Freude, die sich zu einem Jubel und Freundschaftsrausch steigern konnte. Wer ihn dabei erlebt hat, dem ist es zeitlebens in Erinnerung geblieben. Er besaß einen lebendigen Liederschatz von annähernd zweihundert Volksliedern.

Dennoch gelang es ihm — noch nicht in Jena, aber später in Leipzig —, mit Hilfe besorgter Freunde sich zu wissenschaftlichem Arbeiten zu bringen. Besonders in Kösters literaturwissenschaftlichem Seminar arbeitete er zielbewußt und brachte es in der Vorbereitung auf das Staatsexamen und die Promotion zu Resultaten. Er übersetzte Notkers des Stammlers „Vita Caroli Magni“ aus dem Lateinischen in kernhaftes sagaähnliches Deutsch und veröffentlichte das Büchlein in der Inselbücherei (Band 114). Systematisch sammelte er aus den Volksliederschätzen der Romantiker und der Werke von Eyth und v. Liliencron das musikalisch Beste und was ihm inhaltlich-gemüthhaft das Tiefste schien, um es für neuen Gebrauch herauszugeben.

Er arbeitete an einer Dissertation über das Volkslied; Köster schätzte seine Arbeit hoch ein. Neben diesem seinem Hauptlehrer hörte Brüggmann mit Interesse bei dem Anglisten Förster, dem Historiker Lamprecht, dem Sprachforscher Eduard Sievers und dem jungen Philosophen und Pädagogen Eduard Spranger. Die Betrachtungen, die im Leipziger Kreis über die „Theorie einer neuen Geselligkeit“ angestellt wurden, faßte Brüggmann in einer Studie zusammen, die zur Sonnenwendfeier des Serakreises unter dem Titel „Leipziger Gespräche“ im „Seraalmanach 1914“ bei Eugen Diederichs gedruckt wurden.

Bei Kriegsbeginn im August 1914 trat Karl Brüggmann mit den Leipziger Freunden Erich Gabert, Heims, Walter Fränzel und Curt Teschendorff als Kriegsfreiwilliger in das Ersatzbataillon des Infanterie-Regiments 106 in Leipzig-Gohlis ein. Wegen Platzmangels in der Kaserne blieben sie in ihrer Studentenwohnung — einer geräumigen Mansarde, in der eine ganze Reihe von Zimmern an die Freunde vermietet war.

Sie finden die Behandlung bei der Truppe „famos“, die Ausbildung macht ihnen Spaß; „die Kerle singen unter meiner Führung herrlich, unsere

Korporalschaft am besten“, schreibt Brüggmann an Martha Hörmann, die den Rundbrief der Seraleute redigiert. Sie machen nun alle schnell ihre Kriegsexamina.

Am Donnerstag, dem 23. Oktober 1914, fahren Teschendorff, Fränzel und Brüggmann als Gefreite, jeder eine Gruppe führend, im Militärtransport nach Lille. „In Deutschland ungeahnter Anteil der Bevölkerung“ notiert er; am Sonntag werden sie eingeladen, ziehen mit Gesang „durch die noble Stadt“ nach Pérenchier und beginnen dort noch vergnügte Tage im Quartier. Die letzte Nachricht stammt vom 27. Oktober. Dann hört man nichts mehr; die Post kommt zurück mit dem Vermerk „vermißt“. Eva Rothe erhält am 27. Dezember einen Brief von einem Kameraden, dem Kriegsfreiwilligen Hans Peters, einem der Leipziger Freunde, jetzt seines Zeichens Universitätsprofessor in Frankfurt, worin zu lesen ist: „Wir haben in der Heiligen Nacht und am ersten Weihnachtstage eine Art Waffenruhe mit den Engländern gehabt und unsere Toten vor der Front beerdigen können. Unter ihnen fanden wir Brüggmann, von dessen Schicksal, ob gefangen, ob gefallen, man seit Anfang November nichts wußte. Ich habe seine Sachen an mich genommen und fand unter seinen Briefen die beiden, die ich beilege. — Brüggmann ist beim Sturmangriff gegen den Plogsteertwald am 8. November gefallen, im heldenmütigen Vorgehen. Er lag in vorderster Linie neben seinem Freunde Teschendorff.“

Das Grab liege in Quesnoy, wurde später berichtet. Es war 1917, als ich es dort suchte, nicht mehr zu finden.

Zur Sonnenwende 1919 wurde auf dem Hohen Leeden bei Jena, dem Festplatz der Seraleute, von Eugen Diederichs für die gefallenen Freunde ein Gedenkstein gesetzt und eine Brüggmann-Linde gepflanzt. Den Stein hat Frau Bergemann-Könitzer gerichtet, seine Inschrift verfaßte Hans Freyer.

Im Mai 1915 veröffentlichte der Jenaer Professor Herman Nohl in der Zeitschrift „Die Tat“ im Verlag Eugen Diederichs einen Aufsatz mit dem Titel „Vom deutschen Ideal der Geselligkeit. Dem Andenken Karl Brüggmanns gewidmet“. Er bezog sich darin auf Brüggmanns „Leipziger Gespräche“. Nohl schreibt dort, nachdem er die Geselligkeitstheorie der deutschen Klassik besprochen hatte, die im späteren 19. Jahrhundert in Vergessenheit geraten sei: „Es ist erst die neue Jugend Deutschlands gewesen, die den tiefen pädagogischen und menschlichen Wert der Geselligkeit wieder verstanden hat. In ihren Gemeinschaften, wie im Wandervogel, in den neuen Jugendbünden an den Universitäten machte sich das Bedürfnis nach Entwicklung des Charakters durch die Gemeinschaft, nach neuen Formen des geselligen Daseins, nach der vollen Freiheit der persönlichen Haltung, die nur in ihm entsteht, geltend. Aus ihr selber heraus hat sie die Geschlechter wieder neu zusammengebracht, hat sie in der Musik, in neuen Tänzen und Spielen eine Äußerung für ihr Zusammensein und für die Ent-

faltung ihrer gesellschaftlichen Kräfte gefunden.“

„Den reifsten Ausdruck hat die gesellige Theorie dieser Jugend in der Darstellung des frohmütigen jungen Menschen gefunden, dessen Andenken dieser Aufsatz gewidmet ist, der die feurigste Seele eines Kreises edler Jugend in Jena war.“

Nohl fügt hinzu: „Wenn ich von den Kriegsfreiwilligen las, die mit dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ die feindlichen Stellungen stürmten, dann muß ich immer an Karl Brüggmann denken, der sicher seinen Kameraden vorgesungen hat.“

„Er ging in den Krieg wie auf eine Wandervogelfahrt, erfüllt von der Schönheit seiner Heimat und der großen Liebesinheit seines Volkes in jenen Tagen, froh der abenteuerlichen Kriegsexistenz mit allen ihren wirklichen Aufgaben und im freundlichsten Verkehr mit der flämischen Bevölkerung, als wären wir in ein Thüringer Dorf eingezogen.“

In der Tat schrieb Brüggmann in seinem letzten Brief: „Bevölkerung sehr freundlich. Verständigung sehr leicht. Sie sind natürlich deprimiert, zumal sie seit August ohne Nachricht von ihren Soldaten sind.“ Und das Lagerleben im Dorf mußte dem frohen Wandervogel von einst und prächtigen Kameraden gefallen, trotz des Schrapnellfeuers, das sie dort erhielten. „Sehr gut gezielt bei der riesigen Entfernung, nur dreißig Meter zu kurz“, „aber es tut nicht weh“. — Zehn Tage vor dem Sturmangriff, der den Freunden den Tod brachte.

An dem Sturm auf Langemark, über den im Heeresbericht gesagt war, daß die Kriegsfreiwilligen mit Gesang aus dem Graben gesprungen seien, kann Brüggmann nicht beteiligt gewesen sein; er stand weiter südwärts. Aber die Tragödie dieser überall gescheiterten und militärisch gesehen ebenso sinnlosen wie dilettantisch befohlenen Stürme hat er wenigstens einige Tage miterlebt und ist ihr Opfer geworden.

Heutiger Jugend kann die Stimmung der Soldaten in jenen ersten Wochen nach Kriegsbeginn 1914 unmöglich noch verständlich, eher überhaupt nicht zu begreifen sein. Die Psychologie des August 1914 ist nie zureichend beschrieben worden, so viele Schriften aller Nationen ihr auch gewidmet wurden. Vor dem Kriegausbruch hätte man sich unsoldatischere Menschen kaum denken können als den Brüggmannschen Freundeskreis; auch gediente Soldaten darin waren zwar von strafferer Haltung, aber der Gesinnung nach Pazifisten.

Wie Herman Nohl den Eindruck der kriegsfreiwilligen Studenten schildert, sah er im Kriegsjahr 1915 nur die eine Seite. Die andere hat Brüggmann vor seinem Ausmarsch seine Freunde mit der ihm eigenen Unmittelbarkeit und Ausdruckskraft fühlen lassen. Wir waren in den ersten Augusttagen in seinem Studentenquartier in Fränzels Stube um ihn versammelt, alle enthusiastisch und zugleich strapaziert von den aufregenden Gängen

durch die menschengefüllten Straßen, in denen die Bataillone blumengeschmückt und singend, von rufenden und weinenden Angehörigen begleitet, zum Bahnhof marschierten.

Eine Szene aus diesen ersten Kriegstagen habe ich mir damals aufgezeichnet und gebe sie in dem Wandervogeljargon wieder, den Brüggmann manchmal zum Spaß hervorholte:

Wir diskutierten nächtlicher Weise über die politischen Manifeste der letzten Tage, über Pazifismus, über bellum justum et injustum. Brüggmann hörte, auf dem Divan liegend, zuerst lange schweigend zu; wir sahen, wie er vor sich hinstierte und die Lippen bewegte. Plötzlich begann er im Selbstgespräch zu reden, zunächst über seine Enttäuschung, das glückhafte Leben so jäh abgebrochen zu sehen: — „die Bugra, das Schönste, was die Welt je sah, in Buch und Druck jedenfalls“ (die Buch- und Graphik-Ausstellung in Leipzig; Studenten hatten dort die Führer gespielt). „Da wollten wir nun bei Semesterschluß los und trippeln, — und die Mädchen warten schon droben auf dem Thüringer Wald — wahrscheinlich sitzen sie in Hoheneiche auf der Holzbank und singen dreistimmig — aber ob sie noch singen? — Wir trippeln nun anderswohin. — Ihr denkt Euch das so einfach — ja, wenn die Trippelente nicht wäre (die Triple-Entente von Rußland, Frankreich und England) — mein Onkel ist siebzig mitgewesen, das war damals eine einzige Ente, jetzt sind's drei — totgeschossen werden geht ja noch — mein Onkel bekam einen Schuß ins Bein und einen in die Schulter — seitdem keine Nacht ohne Schmerzen —. Verteidigen ist ja gut — aber wollt Ihr etwa auch nach Paris? — Das wird nichts, sage ich Euch, das gibt ein Unglück, — das nimmt kei guts End'.“ (So hatte ein biederer Westfale im Theater einmal laut gerufen, als er sah, wie das Scheusal Jago die Geschichte mit Desdemona einfädelte).

Und nun entwarf Brüggmann ein Bild des Grauens, der Todesangst, der Witwenrauer, der Waisenkinder, der verbrannten Gehöfte, der Qualen von Kriegsopfern. Er sah die politische Sinnlosigkeit des ganzen Unternehmens; im Gedankenfieber schilderte er mit plastischen Bildern und Worten das Wahnhafte, in dem wir uns befanden. Sein Zustand dauerte wohl eine Stunde; danach trennten wir uns bekümmert und ernüchtert. Am nächsten Morgen ging alles weiter, wie die ganze Zeit des August 1914 in allen europäischen Völkern. Die Visionen dieser Nacht gehören sehr wesentlich zum Bilde Brüggmanns hinzu. Er verstand sich auf die Süße, aber auch auf den Ernst des Lebens. Er verehrte die Mütter, die Frauen, die Mädchen. Er hatte großen Respekt vor den Bergleuten seiner Heimat, vor den Bauern, den Arbeitern. Er liebte die Kinder und sie ihn.

Die Bildhauerin Martha Bergemann-Könitzer hat in einer Büste sein Porträt festgehalten. In den fünfziger Jahren war es noch im Jenaer Prinzessinnenschlößchen, das damals für Kunstausstellungen zur Verfügung

stand, zu sehen; einen Abguß besitzt die Burg Ludwigstein. Es gab auch ein Porträt, das der Weimarer Kunstschüler Georg Schmidt von ihm zeichnete. Es gibt den ernstesten Ausdruck wieder, der Brüggmann im Gespräch zu zweien eigen war, auch in seinen Briefen, in der Zuwendung zu verehrten Frauen oder zu den großen Werken der Kunst. Denn Kunstwerke versetzten ihn in eine erhobene freudig-ernste Stimmung: die sonnenabendliche Motette der Thomaner oder die Pilgerfahrten, zu denen er mich anleitete, in die Kirchen von Soest, zur Creglinger Madonna des Tilman Riemenschneider, zum Folkwangmuseum in Hagen, wo es für uns die ersten Bilder van Goghs und Cezannes zu sehen gab, in den Innenräumen, die Henri van de Velde geschaffen hatte. Die Kölner Werkbundausstellung 1914 mit dem Theater van de Velde konnte er noch bewundern. Seinen Briefwechsel mit Rainer Maria Rilke habe ich nicht einsehen können, den hielt er auch vor seinen nächsten Freunden streng geheim. Diese Briefe stimmten ihn besonders ernst und froh zugleich. Die ganze weite Skala seiner Stimmungen war inhaltsreich und bedeutsam, und wenn man seinen Geist summarisch kennzeichnen wollte, müßte man ihn poetisch nennen. Alle Situationen des gemeinsamen Daseins verwandelten sich für ihn ins Poetische und darauf beruhte seine inspirierende gesellige Kraft.

BÜCHER, DIE UNS DAMALS VIEL BEDEUTET HABEN

Heinrich Steinbrinker

„Damals“ — das ist eine sehr unbestimmte Zeitangabe. Der Leser wird sie im Zusammenhang der Überschrift gefühlsmäßig auf die Zeit beziehen, in der er seine Persönlichkeit gebildet hat und in der manche Bücher deshalb nicht nur von Interesse, sondern als helfend, als fördernd von Bedeutung gewesen sind. Wir sind aber nicht alle zur gleichen Zeit jung gewesen. Wenige Jahre Unterschied machen bei der Zugehörigkeit zur Jugendbewegung schon fast eine „Generation“ aus, wie sich in Gesprächen in den Freideutschen Kreisen Hamburg und Schleswig-Holstein nach den Vorträgen gezeigt hat, aus denen die nachfolgenden Ausführungen entstanden sind. Die frei gehaltenen Vorträge werden nicht im Wortlaut wiedergegeben, der gar nicht festgehalten worden ist. Es müssen auch Textproben und lange Inhaltsangaben weggelassen werden, für die Platz ist, wenn für Vortrag und Gespräch einige Stunden zur Verfügung stehen, für die aber an dieser Stelle kein Raum ist. Auch sonst werden Kürzungen erforderlich. Aber nicht nur deshalb wird mancher Leser für ergänzungsbedürftig halten, was er hier zu lesen bekommt. Dem Verfasser ist das, wovon er spricht, zu einer bestimmten Zeit von Bedeutung gewesen, und er hat Anregungen für seine Lektüre in einem bestimmten Kreis empfangen: während des Ersten Weltkrieges und bis etwa in das zweite Drittel der zwanziger Jahre hinein hat er in städtischen Wehrlogen des I.O.G.T., in freideutschen Kreisen der Universität und im Zusammensein mit befreundeten Wandervögeln gelebt und erlebt. Was geschrieben wird, ist stark persönlich bestimmt; doch haben die oben erwähnten Gespräche in den freideutschen Kreisen und andere, private mit Freunden, ihm die Überzeugung gegeben, daß er mit seiner Auswahl viele der Bücher erfaßt hat, die in der genannten Zeit für einen großen Teil der „Damaligen“ von Bedeutung gewesen sind.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg haben der Wandervogel und die verwandten Bünde über die Bundes- und Gaublätter hinaus eine eigene Literatur gehabt. Da waren Ernst Berghäusers „Pachantenmären“, Otto Bojarzins Erzählungen „Im bunten Rock“, da war der „Fahrten Spiegel“. Blühers Schriften beschäftigten die Älteren sehr. Diese Bücher sprachen von unserem Alltag, sie überhöhten ihn hier und da oder stellten ihn in Frage. Aber sie drückten das, was wir wollten (und in guten Stunden vielleicht auch lebten), nicht so aus, daß es uns als gültige Darstellung erschien. Eine solche hat zum erstenmal ein Mann gegeben, der nicht selber Wandervogel gewesen ist, die Bewegung aber durch seinen Bruder und dessen Freunde kannte: *Walter Flex* mit seinem „*Wanderer zwischen beiden Welten*“. In diesem Buch haben wir uns auf eine erregende Weise zu erkennen ge-

glaubt, und in Wechselwirkung hat es dann auf uns zurückgewirkt und unsere Entwicklung beeinflusst. Nicht, weil es ein Kriegsbuch gewesen wäre oder ein Ausdruck des Nationalismus. Als das Buch erschien, war der Krieg zu weit vorgeschritten, als daß die Einstellung vom August 1914 noch ungebrochen hätte herrschen können. Man muß sich allerdings dessen bewußt sein, daß es diesen August 1914 nun einmal gegeben hat und daß wir ihn nicht aus der Entwicklung unseres Volkes streichen können und nicht aus unserer eigenen, ohne die Geschichte zu fälschen. Aber mit unserem Verhältnis zum Flexschen „Wanderer“ hat das erst in zweiter Linie zu tun.

Was uns erregte, war, daß in diesem Buch ein Ethos zum Ausdruck kam, das über den Anlaß hinaus von uns bejaht werden konnte. Der Krieg war der Hintergrund und direkt oder indirekt der Anstoß zu Gesprächen, die zwischen den Menschen, die sie führten, auch unter ganz anderen Umständen, doch mit dem gleichen Gehalt hätten geführt werden können. Was zählt, ist das Menschliche, das mit der Person Ernst Wurches gegeben war — und dazu gehört, daß er Wandervogel war und daß dadurch ein Wille in ihm geweckt war, der in ganz bestimmte Richtung drängte. Das *Vorleben* stand im Mittelpunkt dieses Willens, ein Vorleben, das in diesem besonderen Falle freilich die Möglichkeit des Vorsterbens einschloß. Heute, nach über fünfzig Jahren, werden wir über Kriege und Heldentode anders denken als die Freiwilligen von 1914. Und der Stil des Buches, der vom Pathos jener Zeit geprägt ist, mag heute unerträglich erscheinen. Das ändert nichts daran, daß dieses Pathos und was daraus erwuchs, also auch der Stil, einmal als echt empfunden werden konnten. Wer das Buch heute mit historischem Sinn liest — also mit dem Wissen und dem Verständnis aus der Entstehungszeit heraus —, braucht sich nicht zu schämen, den „Wanderer“ einmal geliebt zu haben. Eine andere Frage ist es freilich, ob man das Buch jungen Menschen von heute in die Hand geben kann. Sie müssen es wohl mißverstehen.

Daß wir durch den „Wanderer“ nicht zu dem Glauben kamen, eine „heile Welt“ zu verkörpern, zeigt der Einfluß, den ein anderes Buch fast gleichzeitig auf uns gehabt hat. Wir erlebten, daß es um unsere Gruppen herum eine Welt gab, in der nicht die Gesetze der Gemeinschaft galten, sondern die des Dschungelkampfes, und wir erlebten auch, daß diese Welt bis hinein in unsere Bünde, in unsere Gruppen reichte, wenn in ihnen Ehrgeiz, Neid, Haß im Streit von Führern und Richtungen sichtbar wurden. Wir hatten doch anders leben wollen? Da erschien 1919 ein Buch, dessen Verfasser nicht genannt wurde. Es erzählte von einem jungen Menschen, der durch ein bitteres Erlebnis erfährt, daß es neben der Welt der Geborgenheit, die er als die seine angesehen hat, eine zweite, dunkle, gibt, in der auch zu leben er nun gezwungen ist. Erst nach langen, inneren Kämpfen findet er eine Einheit, die ihm Welt und Leben zu etwas Bejahenswertem macht.

„Ich wollte ja nichts als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte. Warum war das so schwer?“ Das Buch heißt *„Demian“*, und wir haben damals bald erfahren, daß der Verfasser *Hermann Hesse* war. Den kannten wir von einigen Gedichten her und von den Geschichten um den Landstreicher *„Knulp“*; der *„Demian“* aber war das Buch Hesses für uns. Sicher, es gab keine Rezepte für das Leben. Aber es lehrte die Verwirrung verstehen, in die jungen Menschen gestürzt werden können.

Die Beschäftigung mit dem Rätselhaften der menschlichen Seele, der Wunsch, über uns selbst auf diese Weise Klarheit zu gewinnen, haben uns auch zu *Dostojewski* geführt. Verwirrend mit seiner Breite, quälend mit seiner Analyse, tröstend mit seiner Glaubensfähigkeit: so bot er uns, die wir mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand aufzunehmen trachteten, mehr als die wissenschaftliche Psychologie hätte geben können. Vielleicht spielte auch die Frage mit, was für Menschen denn das seien, die da gerade in Rußland sich anschickten, eine neue Welt aufzubauen; aber letztlich haben wir wohl eher den Menschen als den Russen in *Dostojewskis* Werken gesucht, allerletzten Endes uns selbst. Daß im ersten Heft der „Jungen Menschen“ *Aljoschas* Rede am Stein abgedruckt wurde, war bezeichnend. Diese Stelle aus dem Roman *„Die Brüder Karamasoff“* enthält nicht nur die genannten Elemente (Analyse der Seele, Glaubens- und Leidensfähigkeit), sondern weist auch auf die Kraft hin, die aus dem Miteinanderleben von Menschen erwachsen kann. Es wurde mit dieser Veröffentlichung deutlich, in welchem Sinne wir *Dostojewski* zu assimilieren suchten. In den „Brüdern“ fanden wir auch die *„Legende vom Großinquisitor“*, die für unsere Haltung zu erstarrtem Kirchentum und zu totalen Strukturen des Gemeinschaftslebens von Bedeutung gewesen ist. Der Intellektuelle *Iwan Karamasoff*, der sie erzählt und in dem die enge Verbindung zwischen äußerstem Rationalismus und Mystizismus sichtbar wird, ist verwandt dem Studenten *Raskolnikoff*, der sich selber als absoluten Wert setzt und deshalb glaubt, über das Leben anderer verfügen zu dürfen, der im Scheitern dann ein Beispiel hingebender Liebe erfährt.

Raskolnikoff erinnert mit dem Setzen neuer Werte, mit der Verachtung bürgerlicher Moral an den Übermenschen *Nietzsches*. Auch dieser ist uns begegnet. Freilich ist zu bezweifeln, ob wir wirklich eine Vorstellung von dem gehabt haben, was der Philosoph wollte. Uns ist er eher ein Dichter gewesen, der mit klingender Sprache aufforderte, alte Gesetzestafeln zu zerbrechen, neue aufzurichten. *„Also sprach Zarathustra“* — ein Buch war das, aus dem rauschhaft neues Leben zu sprechen schien, ein neues Leben, das ja auch wir wollten. „Frei wovon? Was schiert das Zarathustra? Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?“ Das war eine Sprache, in der wir Verwandtes zu spüren meinten. Das zog uns an, dazu die Kritik, die *Nietzsche* der Gesellschaft entgegenbrachte, der Gesellschaft, der auch wir

uns entgegenstellen wollten mit ihrem Materialismus und ihrer doppelbödigen Moral.

Zeitkritik fanden wir auch in anderen Büchern. Wir spürten Verwandtschaft bei *Julius Langbehn*, der in *„Rembrandt als Erzieher“* die geistige Haltung der Zeit angriff, den Rationalismus überwinden und die Deutschen auf die Tiefe ihres Gemüts zurückverweisen wollte. Gleiche Tendenzen fanden wir bei *Paul de Lagarde* in seinen *„Deutschen Schriften“*. Daß diese Bücher unklar waren, daß sie Tendenzen enthielten, die gefährlich waren, haben wir kaum empfunden; wir waren ja selber noch unklar, noch in der „Dumpfheit“ des Sturmes und Dranges und konnten in uns nebeneinander leben lassen, was später der kritische Verstand als unvereinbar erkannte. Was uns anzog und uns eher als klare Erkenntnis denn als ressentimentgetriebenes Gefühl erschien, war die kritische Haltung gegenüber dem, das auch wir kritisierten.

Wir wollten aber nicht nur Kritik, sondern auch aufbauende Tat, wollten dem Abgelehnten eine eigene positive Haltung mit praktischem Handeln im eigenen Leben entgegensetzen. Ein Vorbild dafür fanden wir in *Hermann Poperts* *„Helmut Harringa“*, der Geschichte eines Hamburger Landrichters, der aus den Erfahrungen seines Berufes und seines persönlichen Lebens heraus den Weg zu sozialer Arbeit im Guttemplerorden findet und diesen Weg geht, ohne sich durch die Schwierigkeiten beirren zu lassen, die ihm in seinem Beruf und in der Gesellschaft erwachsen. Das Buch ist ein Hohelied auf den Orden in seinen ersten Jahrzehnten; es ist weithin fast dokumentarisch zu nennen. Dennoch trägt es so sehr den Stempel seiner Entstehungszeit (kurz vor dem Ersten Weltkrieg), daß es kaum mehr lesbar ist. Wie bei dem *„Wanderer“* von *Flex* muß die Wirkung des Buches historisch gesehen werden, wenn sie verstanden werden soll: es werden Begriffe gebraucht, die inzwischen einen anderen Sinn bekommen haben, Zustände geschildert, die nur wenige Menschen sich noch vorstellen können, und es herrscht ein Pathos, das zwar auch heute noch zu finden ist, aber eine ganz andere Sprache spricht. Da es sich um einen ausgesprochenen Tendenzroman handelt, nicht um ein Kunstwerk, ist das Geschilderte nur an einigen Stellen in eine Form gebracht, die über die Zeiten hinweg wirken kann. „Damals“ aber hat es sehr viele Menschen, vor allem Jugendliche, gelehrt, soziale Fragen zu sehen, Verantwortlichkeit zu empfinden, und es hat praktische Ansatzpunkte gewiesen: Bodenreform, Kampf gegen die Trinksitten, praktische Hilfe für den gefährdeten Mitmenschen. Was vom *„Harringa“* gilt, kann auch über das Buch von *Georg Bonne* gesagt werden: *„Im Kampf um die Ideale“*. Im selben Geist entstanden ist eine in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet gewesene kleine Schrift, die mit dem satirischen Mittel fingierter Berichte von einer Forschungsreise arbeitete: *Hans Paasche*, *Die Forschungsreise des Negers Lukanga Mukara ins In-*

nerste Deutschlands“. In Briefen an seinen Herrscher schildert der „Neger“ drastisch, was er bei den Weißen beobachtet; so werden Sitten als Unsitten entlarvt, und manche Anregung führt zum Nachdenken auch über volkswirtschaftliche Fragen. Die Briefe erschienen zuerst einzeln in der Zeitschrift „Der Vortrupp“, mit der Hermann Popert und Hans Paasche die im „Harringa“ begonnene Linie fortsetzten, bis Walter Hammer sie dann in einer Buchausgabe zusammenfaßte.

In den zuletzt genannten Büchern begegnete uns die soziale Frage in besonderen Erscheinungsformen; als ein Ganzes trat sie uns entgegen in den Schriften der Arbeiterdichter. Daß Arbeiter sich 1914 zu ihrem Volk bekannt hatten, Karl Bröger in seinem Gedicht „Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt...“ und Heinrich Lersch mit den Worten an seine Mutter „Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn“, hatte aufhören lassen. Aus diesem Bekenntnis zur Nation erwuchs die Pflicht der Nation zur Lösung der sozialen Frage. Hat die Nation sie erfüllt, hat sie sie auch nur erkannt? Was proletarisches Schicksal war, zeigte uns *Heinrich Lersch* in seinem Lebensbericht „*Mensch im Eisen*“. Der Schluß dieses Buches zeigt deutlich, daß die Jugendbewegung mit ihren Lebensformen weit in das Proletariat hineingewirkt hat; umgekehrt haben wohl nur einige Kreise der Jugendbewegung bewußt eine Wechselwirkung so stark gespürt, daß sich daraus praktisches Handeln ergab; es blieb bei der „O Mensch“-Stimmung, wie sie die expressionistische Dichtung vermittelte. *Kurt Pinthus'* Sammlung „*Menschheitsdämmerung*“ mit Gedichten von Heym, Werfel, Heynicke, Becher und anderen war in vielen Händen, und *Ernst Toller* gab dem Gefühl vieler Ausdruck, etwa mit „*Masse Mensch*“.

Pinthus meinte die Morgendämmerung der Menschheit; von der Abenddämmerung zwar nicht der Menschheit, aber des damals kulturell führenden Teils sprach *Oswald Spengler* in „*Der Untergang des Abendlandes*“. Die Auffassung, daß Kulturen wachsen und vergehen wie Pflanzen, stand unserem „Ganzheitsdenken“ nahe. Die ungeheure Fülle geschichtlichen Wissens, die da in scheinbaren Parallelen vor uns ausgebreitet wurde, war für uns nicht nachprüfbar. Die pessimistische Tendenz nahmen wir eher als eine kulturkritische. So wurde uns das Buch zu einer weiteren Aufforderung zur Auseinandersetzung mit der Umwelt und zu einem Anstoß, dieser mit einer neuen Kultur entgegenzutreten. Wir glaubten, das tun zu können mit dem, was wir an Gestaltung des Lebens schon gewonnen hatten in Fahrt und Feier, mit Tanz und Musik. Dahinter stand ja eine Gesinnung; mußte das nicht der Keim einer neuen Kultur sein? Reine Freude am Leben — einfach, weil es da war —, Erfülltsein durch die Schönheit der Natur, Lust am Abenteuer, Erlebnis der Gemeinschaft, das schien in eine Zukunft zu weisen, nicht in einen Untergang.

So sehr wir das Neue fühlten, so sehr bewußt waren wir uns doch, daß

wir nicht am Morgen eines ersten Schöpfungstages standen, sondern verbunden waren mit manchem Gestern, in dem wir Verwandtschaft spürten. Deshalb haben wir *Eichendorff* geliebt, seine Gedichte, seine Erzählung „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“. Warum sollten wir nicht unser Gefühl ausdrücken durch das, was ein gleich Erlebender vor langer Zeit gesagt und gesungen hatte? Was scherte uns dabei eine literaturgeschichtliche Einteilung und Bewertung? Für uns war *Eichendorff unsere* Gegenwart, der er für einen ihr wesentlichen Teil Ausdruck gab. Auch das spielerische Element im „Taugenichts“ störte uns nicht, konnte uns eher in der Erfahrung bestärken, daß in die nüchterne Welt unseres Alltags hinein die Kräfte einer anderen Welt wirkten, weniger greifbar vielleicht, darum aber doch nicht weniger wirklich.

Darstellung der Natur, wie wir sie liebten und wie wir sie uns auf Fahrt ganz zu eigen machen wollten, fanden wir bei *Hermann Löns*. Seine Schilderungen aus Wald und Heide, sein Einleben in die Tierwelt, die treffende Sprache, die er dafür schuf, haben uns geholfen, selber zu sehen. Nicht die Romane, nicht die Erzählungen des Dichters, sondern die Berichte des Jägers und des Naturfreundes haben auf uns gewirkt. Das andere — nun, wir haben es auch gelesen, es hat uns unterhalten; aber geformt an uns haben die Naturbilder in „*Mein grünes Buch*“ und Verwandtes. „*Der kleine Rosengarten*“, die Sammlung kleiner, dem Volkston angenäherter Gedichte, gewann allerdings auch eine Bedeutung für uns: weil sie in ihrer schlichten Form so sangbar waren, sangen wir sie eben, und viele von ihnen leben in der Vertonung von Wandervögeln heute als Volkslieder, ohne daß die Singenden an Löns oder an die Jugendbewegung denken. Zu Löns könnte man nun noch sagen, daß sein „Wehrwolf“ uns die Überwindung der blassen antiquarischen historischen Romane etwa in der Art *Julius Wolffs* gebracht hat. Das Eigentliche blieben die Naturschilderungen und die Lieder.

Sind diese nun aber nicht Kitsch oder zum mindesten sentimental? Wenn sie uns so vorkommen, sollten wir ehrlich genug sein, den Grund dafür nicht in den Texten und Melodien zu suchen, sondern in der Art, wie wir sie singen. Also: der Kitsch, die Sentimentalität liegen in uns. Warum sollten wir davon nicht auch eine gewisse Menge in unserem Leben gehabt haben (und noch haben) wie alle anderen Menschen auch? Denken wir doch einmal an das „Seelchen“! Wenn ich es in meinen Vorträgen nannte, nur mit diesem Wort, ging ein Lachen des Erinnerns und der Selbstironie durch die Reihen: Ach ja, das Seelchen! Und *Agnes Günthers* „*Die Heilige und ihr Narr*“ standen vor uns auf, der Ruinengraf und die Prinzessin. Das Buch hat Bedeutung für uns gehabt, wenn auch schwer zu sagen ist, welche denn eigentlich. Ebenso müssen wir zugeben, daß wir *Gertrud Prellwitz* mit ihrer „*Drude*“ und *Lely Kempins* „*Inselommer*“ nicht nur mal so nebenbei

gelesen, sondern eine Zeitlang ernst genommen haben. Überlassen wir es einer Doktorarbeit, festzustellen, warum auch in jugendbewegten Seelen echtes Gefühl und Sentimentalität so nahe beieinander wohnen; begnügen wir uns damit, an dieser Stelle die Tatsache zu erwähnen.

Wie nahe Kunst und Kitsch einander sind, dafür noch ein Beispiel: „Reiten, reiten, reiten, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag. Reiten, reiten, reiten. Und der Mut ist so müde geworden und die Sehnsucht so groß...“ Rilke, *„Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“* — das Büchlein haben wir auswendig gelernt, viele Jahrgänge der Jugendbewegung haben es geliebt, die einen wegen der Sehnsucht, die so groß wurde, die anderen, weil die Mutter so stolz sein sollte: „Ich trage die Fahne.“ Kunst der klingenden Sprache? Kitsch des gewollten, leicht übertriebenen Gefühls? Sei dem, wie ihm wolle. Uns war es Ausdruck großer, unbefriedigter Sehnsucht, die vom Leben Erfüllung erwartete, obwohl wir doch gleichzeitig bei Nietzsche lasen und mit ihm gelobten: „Was uns das Leben verspricht, das wollen wir dem Leben halten.“ Neben den „Cornet“ trat, als Ausdruck ebenfalls tiefen, aber unbestimmten Gefühls, des religiösen diesmal, Rilkes *„Stundenbuch“*. Gott als der immer noch Werdende sollte durch die mystische Sprache deutlich werden, und wer noch nicht einen persönlichen Ausdruck für seinen Glauben gefunden hatte, konnte vielleicht bei Rilke Brücken finden. Wir entnahmen dem Buch auch den fast immer falsch zitierten Spruch von der Armut, die ein großer Glanz von innen ist. Rilke kann nichts dafür, daß dieses Wort von Menschen, die es nicht aus dem Zusammenhang kennen, als sozialpolitische Aussage genommen wird.

Stärker als Rilke hat auf bestimmte Teile der Jugendbewegung ein anderer Lyriker gewirkt, auch er ein Dichter mit besonderer Sprache, auch er als Seher auftretend, ja, darüber hinaus den Anspruch erhebend, der Führer in eine geistbeherrschte Zukunft zu sein, erreichbar nur der Elite, die sich um ihn sammelte: „Wer je die Flamme umschritt, bleibe der Flamme Trabant...“ Das war nicht ein Spruch für das Sonnenwendfeuer, sondern die Mahnung, dem sich offenbarenden Führer treu zu bleiben, keinen eigenen Anspruch auf Geltung zu erheben. Stefan George hat das Elitebewußtsein gewisser Kreise gehoben, die in Umkehrung des Anspruchs ihres Idols folgerten, wer Trabant der Flamme sei, müsse deshalb ein Auserwählter sein. Eine solche Einstellung mußte freilich auch Ablehnung hervorrufen, und für den Kreis, aus dem ich komme, kann ich sagen, daß Georges Anspruch als hohl empfunden wurde, mochte die Schönheit seiner Sprache auch anerkannt werden.

Schönheit der Sprache fanden wir auch bei Hugo von Hofmannsthal, dessen *„Gedichte und kleine Dramen“* uns gelehrt haben, was dichterische Sprache auszudrücken vermag. *„Der Tor und der Tod“*: das war Warnung

und Mahnung zugleich, das Leben nicht zu verspielen im doppelten Sinn dieses Wortes; anders, konkreter ausgedrückt, nicht in den Formen unseres Jugendlbens steckenzubleiben, so schön sie sein mochten, nicht „Ewiwas“, „ewige Wandervögel“ zu werden, sondern den Gehalt des Lebens in der festen Bindung einer Aufgabe zu suchen.

Führungsanspruch in diesem Sinne erhob Leonard Nelson, der Göttinger Philosoph. Es soll hier nicht eine besondere Schrift als wirkend genannt werden. Die Ganzheit seiner Lehre, die auf das Geltendmachen absoluter Werte in Recht und Politik hinauslief, die Wirkung seiner Persönlichkeit, die Härte seiner Ansprüche an Denken und Handeln haben weitreichenden Einfluß gehabt, vor allem auf einen Teil der Arbeiterjugend, der sich als „Internationaler Sozialistischer Kampfbund“ (ISK) der Disziplin fügte, die Nelson forderte. Aber auch andere Kreise hat er Zucht des Denkens gelehrt.

Unmittelbaren Einfluß haben über die in Marburg studierenden Wandervögel die Neukantianer, vor allem Natorp, ausgeübt. Ich verzichte darauf, einzelne Werke zu nennen. Auch kann ich nicht sagen, daß der Kreis derer groß gewesen ist, die aus Büchern dieser Philosophen deren Ethos übernommen haben. Ihre Bedeutung ist gleichwohl groß gewesen. Das ist spürbar in den Schriften der Freideutschen Jugend, spürbar auch in der „Meißnerformel“. Soll von einem Philosophen die Rede sein, der durch seine Schriften Einfluß auf uns ausgeübt hat, muß ein damals längst Verstorbener genannt werden: Johann Gottlieb Fichte. Er, durch Schulbücher als Erznationalist gekennzeichnet, war für uns der Wegweiser zum tätigen Leben. Wir wußten, daß die Schulbücher Unrecht hatten; denn wir kannten von den *„Reden an die deutsche Nation“* nicht nur den Titel. Das großartige Bild einer Erziehung zu wahrer Menschlichkeit zog uns an. Mochte es in seiner Idealform auch nicht zu verwirklichen sein — waren nicht unsere Bünde ein Versuch, dem Fichteschen Bilde nahe zu kommen? Und wo wir uns zu konkretem Handeln aufgefordert sahen wie im „Harringa“, da wollte man uns bewußt „auf Fichtes Spuren“ führen, wie der Titel des Berichtes über den ersten Vortrupptag sagte. *„Die Bestimmung des Menschen“*, die *„Anweisung zum seligen Leben“* haben unser Denken und Handeln bestimmt. Die „Wissenschaftslehre“ freilich hat wohl nur ein kleiner Kreis studiert. Uns ging es nicht um Erkenntnistheorie, sondern um die Gestaltung der Gegenwart, und da zeigte uns Fichte, daß man wollen muß.

Lebensgestaltung als Aufgabe durfte freilich nicht unausgesetztes krampfhaftes Wollen sein. Es galt, den Rhythmus des Lebens zu erfüllen, in dessen Befolgung dann die Schöpferkraft zu steigern. Es war einer der Unseren, der den Weg wies: Fritz Klatt in *„Die schöpferische Pause“*. Der Titel wird oft zitiert, ohne daß der Zitierende weiß, woher seine Formel stammt.

Im Aufnehmen, dem genießenden, Freude und damit schöpferische Kraft

zu sammeln, halfen uns die Hausbücher, die *Ferdinand Avenarius* herausgegeben hat: das „*Hausbuch deutscher Lyrik*“, das „*Balladenbuch*“, das „*Fröhliche Buch*“. Wer sich keine große Bibliothek leisten konnte, fand in diesen Büchern einen Schatz dichterischer Werte, erhielt einen weiten Überblick und wurde weitergewiesen. Was man dabei aufnahm, blieb nicht bloßer Wissensinhalt, sondern verwuchs mit dem persönlichen Erleben zu einer Einheit, zu „Bildung“.

„Bildung“: das Wort ist mehrdeutig. Es wird ja auch für den Wissensinhalt gebraucht, für das, was man gelernt haben „muß“. Auch davon mag manches von Bedeutung für den Menschen sein, der sich damit auseinandersetzen muß. In diesen Ausführungen sollte aber nur von dem die Rede sein, was freiwillig gesucht und angeeignet wurde. Wie war es da mit der klassischen Dichtung? Sicher haben wir dafür gehalten, daß sie aus dem geistigen Leben unseres Volkes nicht wegzudenken sei, daß man sie also kennen müsse. Wie weit aber war sie darüber hinaus von Bedeutung für uns? Goethes Gedichte, Schillers philosophische Schriften haben einzelne tief berührt. Ich wage aber nicht zu behaupten, daß sie einen weiten Einfluß auf die Jugendbewegung gehabt hätten. Freilich muß es nachdenklich stimmen, daß 1913 auf dem Hohen Meißner Goethes „*Iphigenie*“ aufgeführt worden ist. Man pflegt bei solcher Gelegenheit das zu wählen, was man als tiefsten Ausdruck seines Wesens empfindet. So muß also die „*Iphigenie*“, muß das Klassische doch einmal als bedeutend für das Leben der Jugendbewegung empfunden worden sein.

Es könnte gewiß noch manches Buch genannt werden, das „damals“ von Bedeutung für uns gewesen ist, Bücher z. B., die in bestimmter Richtung wirken wollten und die wie Blüchers Schriften oder Weiningers „*Geschlecht und Charakter*“ durch die von ihnen entfachte Polemik Bewegung in unser Denken brachten. Aber der Bogen müßte dann sehr weit gespannt werden. Die Zahl der Bücher, die der Leser genannt wünschte, würde noch größer. So schon wird deutlich, daß ganz Heterogenes für uns von Bedeutung war. Kann man aus meiner Aufzählung auf eine Einheit in der Geisteshaltung der Jugendbewegung von etwa 1912 bis 1925 schließen? Wenn man von den Inhalten ausgehen wollte, müßte man zu einer Verneinung der Frage kommen. Da steht so vieles nebeneinander, daß es scheint, es könne sich nie und nimmer vertragen. Aber es ging uns ja nicht darum, als wir diese Bücher lasen, in ihnen ein einheitliches System zu finden, das wir als Schema hätten übernehmen können. Wir suchten Nahrung für unseren Geist, nahmen auf, was zu uns paßte, stießen ab, was uns störte, behielten manches für eine gewisse Zeit bei uns und ließen es hinter uns, wenn wir darüber hinausgewachsen waren. Doch immer hatten wir etwas assimiliert und können deswegen auch heute noch sogar dem dankbar sein, über das wir lächeln oder das wir ablehnen.

Eine letzte Frage: Erweisen wir uns mit der gezeigten geistigen Welt nicht einfach als Teil unserer Generation und als gar nicht etwas Besonderes, eben die Jugendbewegung? Nun, keine Bewegung, mag sie ihrer Zeit, ihrer Gesellschaft auch noch so kritisch gegenüberstehen, kann aus dieser Zeit, dieser Gesellschaft ganz heraustreten. Auch Karl Marx ist nur zu verstehen als Kind einer bestimmten Zeit; er bleibt Hegels Schüler, so sehr er ihn kritisieren mag. Die heutige Jugend, die eine Loslösung von „systemimmanentem“ Denken fordert, bleibt systemimmanent. So gilt auch für die Jugendbewegung, daß sie nicht isoliert in ihrer Zeit gestanden hat. Das gilt schon deshalb, weil sie in Wechselwirkung stand mit anderen Reformbewegungen, geistigen wie politischen. Was ihr eigen war, wäre vielleicht sichtbar zu machen, wenn man die Schwerpunkte herausarbeiten könnte, die sie setzte, wenn man ausloten könnte, wie tief die Wirkung dieses oder jenes Buches ging, das „damals“ von Bedeutung war. Aber das ist ein zu weites Feld für einen Aufsatz, der seiner Absicht nach nur kurz sein darf. Vielleicht hat er aber Anregungen gegeben, sich der Bücher von damals zu erinnern, die genannte Reihe zu ergänzen und sich mit dem einen oder anderen noch einmal zu beschäftigen.

Hinter dem „wir“ in der Überschrift steht ein Fragezeichen. Wer darf schon sein Kunsterlebnis verallgemeinern? Kunst und Liebe sind Lebensbereiche, die ganz persönlich, subjektiv erfahren werden. Zudem waren die Anschauungen der Jugendbewegten niemals uniform; wie denn auch zum Kummer der Historiker die Bünde und Gruppen allzu verschiedenartig geprägt waren. In meiner Gruppe unterschieden wir in aller Freundschaft die Ästheten und die Athleten. Die einen, das waren die, die stilvoll sangen, sich an der Musik der Klassik und des Barock, an bildender Kunst und Literatur ergötzen, die anderen jene, die den Ausdruck ihrer Persönlichkeit in Klotzfahrten und anderen Kraftproben fanden. Aus meinen Gesprächen während der Ordnung meiner Erinnerungen weiß ich auch, daß manche der nun Älter gewordenen mir damals in unserer gärenden Jugend in der Kunst, Kunst zu sehen, weit voraus waren. Aber die Gespräche haben mir andererseits gezeigt, daß die Zeichnungen und Drucke, die die Wand meiner Kammer zierten oder in Mappen gesammelt wurden, von vielen geliebt waren. So sei mir gestattet, hier weiterhin — mit einer vom Leser erbetenen gedanklichen Einschränkung — „wir“ zu schreiben.

Hier wird vom Kunsterlebnis in jener Zeit berichtet, in der wir zum Teil noch als Schüler, Berufsanfänger oder angehende Studenten in den Bünden lebten also etwa in den Jahren 1912 bis 1922. Dabei ergibt sich die Frage, ob und inwieweit dieses Erlebnis von der Jugendbewegung bestimmt war. Gewiß war es weitgehend durch den Geist der Zeit, durch Elternhaus und Schule geprägt. Aber ebenso gewiß scheint mir, daß der Geist der Gruppe in uns einen Wertmaßstab setzte, selbst wenn in ihr kaum über Kunst problematisiert wurde.

Hier wird also nicht von den Kunstwerken geredet, die Menschen aus der Jugendbewegung geschaffen haben. Die entstanden ja erst später; die sie schufen, waren damals wie wir noch Heranreifende. Über sie hat Hanns-Gerd Rabe im 4. Archiv-Jahrbuch eingehend berichtet. Woran sich unsere Begeisterung entzündete, das waren meist nicht die originalen Werke, sondern Wiedergaben, Drucke — vielfach einfache, wenn nicht gar primitive Drucke in Zeitschriften und Kalendern.

Eine gar nicht genug zu lobende Ausnahme machten die sogenannten Reichsdrucke, die Faksimiliedrucke der Reichsdruckerei. Farbliche Wiedergaben, noch unvollkommen und mit den heutigen Farbdrucken garnicht zu vergleichen, brachten Kunstmappen wie die des Seemann-Verlages. Bei aller Unvollkommenheit haben sie unvergessene Eindrücke gegeben.

Erinnerung trägt oft; so wird die Reihenfolge, in der die Bilder hier in die Erinnerung zurückgerufen werden, nicht der Abfolge entsprechen, in

der sie uns vor Augen traten. Manchmal werden kunstgeschichtliche Zuordnungen das tatsächliche Nacheinander der Eindrücke überdecken.

Am Beginn wirklicher Erfahrung von Kunst, also da, wo Kunstwerke uns innerlich packten, standen Albrecht Dürers (1471—1528) Zeichnungen und Stiche. Dürer galt damals — nicht nur in der Jugendbewegung — als „der deutsche Künstler schlechthin“, wie es Waetzold in seinem „Dürer und seine Zeit“ formulierte. Es bestätigt sich schon hier, daß unser Urteil weitgehend vom Geist der Zeit, in der wir aufwuchsen, genauer noch, vom Geist des Bürgertums jener Jahre, bestimmt worden ist, so sehr wir „eigentümlich“ zu sein meinten.

Dürer, der Bürger des mittelalterlichen Nürnberg, das die Reichsinsignien bewahrte, der Zeitgenosse und Anhänger Luthers aber auch Zeitgenosse der Adam Kraft, Hans von Kulmbach, Mathias Grünewald, Peter Fischer, Tilman Riemenschneider, Veit Stoß, Hans Altdorfer, beider Holbeins, Lucas Cranach und auch der Huttens. Die zweite Hälfte des XV. und die erste des XVI. Jahrhunderts schienen eine Hochzeit deutschen Wesens. Das Reich deutscher Nation lebte noch. Friedrich III. wurde als deutscher Kaiser 1451 in Rom gekrönt. Maximilian, sein Sohn, wurde 1493 deutscher Kaiser. Die Wiedergeburt der klaren, durchprägten griechischen und römischen Klassik bahnte sich an.

Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ hat mir wohl über lange Zeit den stärksten Eindruck gemacht. Da reitet der ritterliche Mensch, unberührt von Tod und Teufel, Not und Gefahr, in den Kampf. Und daß seine Sache, für die er auszieht, gut ist, ist gewiß. Aber er ist nicht der triumphierende, seines Sieges sichere Streiter, wie die Renaissance und das Barock die Fürsten und Heerführer darstellte. Er ist voll gläubigen Vertrauens.

Was unseren Eindruck bestimmte, das haben wir nicht analysiert; es blieb im Unbewußten; es war zwar zeitbestimmt, aber es rührte an tiefere Schichten als der Bildungslack. Mir scheint, es spielte auch das Linienhafte der Zeichnung, hier des Stiches, dabei mit. Das Schwarz-Weiß, die vereinfachende und damit klare Kontur sprachen ebenso wie beim Holzschnitt stärker an als Gemälde. Sie lagen vielleicht auch unserem noch unausgebildeten Sehen näher.

Neben dem „Ritter, Tod und Teufel“ standen, aber nun ganz anders das liebliche „Rasenstück“, das „Veilchen“, der „Hase“ und die „betenden Hände“ hoch in unserer Gunst. Das waren Bilder der einfachen und doch so liebenswerten Natur um uns. Merkwürdig, daß auch die „Melancholia“, dieser immer noch nicht ausgedeutete Stich, uns unmittelbar ansprach. Ihr Eindruck ist wohl dem des „Ritter“ verwandt. Das Bild ist hintergründig. Es ist wie eine Illustration zu unseren Fragen nach dem Sinn der Welt. Es gibt sich nicht mit dem Sichtbaren zufrieden; ist grüblerisch, und so war es uns verwandt. Es steckt darin wie im „Ritter, Tod und Teufel“ das Ahnen

von einem Außerweltlichen, Geheimnisvollen. Zu den beiden Stichen gehört nach meiner Erinnerung auch der „Hyronimus im Gehäuse“. Von Dürers Gemälden hat nur sein „Selbstbildnis“ von 1500 und das Porträt des „Holzschuhers“ starken Eindruck hinterlassen.

Als ich an diese Erinnerungen heranging, glaubte ich schreiben zu sollen, unser Kunsterlebnis habe sich nur an den Werken einer längst vergangenen Zeit entzündet, die uns noch als wohlgegründet und „heil“ erschien, wie das auf dem Gebiet der Musik offenbar der Fall war. Daß diese Zeit nicht heil war, hätten wir wissen müssen. Der Ritter sprach davon. Und daß sich unsere Kunsterfahrung schließlich über die deutschsprachigen Lande und auch auf die zeitgenössische Kunst ausweitete, ergab sich später natürlicherweise aus unserer Entwicklung. Erinnere ich mich recht, so blieben wir aber von den Meisterwerken der gleichzeitig mit Dürer malenden Italiener, den Leonardo da Vinci, Michelangelo und Raffael weit weniger innerlich berührt.

Die Reihe der Künstler, die bald nach Dürer unsere Liebe hatten, schien meine ursprüngliche Auffassung zu bestätigen. Wir verliebten uns in die Romantiker, die Schwind, Richter, Spitzweg und Friedrich, die Maler am Beginn des XIX. Jahrhunderts. Moritz von Schwind (1804—1871), der Märchenmaler, volkhaft, voller Poesie, beschwingt, fast musikalisch, wie ein Stück Volkslied. Und dann Ludwig Richter (1809—1884). Er malt die einfache Welt, die feiernde Familie. Er illustriert die Grimmschen Märchen und Mathias Claudius' Gedichte. „Der Brautzug im Frühling“, die „Überfahrt zum Schreckenstein“ und das „Im Juni“ stehen mir noch immer vor Augen. Das ist Idylle, Biedermeier. Seine Menschen ruhen friedvoll in sich selbst. Die Landschaften, in denen sie sich bewegen, entsprachen unserer Sehnsucht nach einer unzerstörten Natur und einer friedlich geordneten Welt. Carl Spitzweg (1808—1885) erzählt von einer versponnenen, lebenswürdigen Welt der verwinkelten deutschen Kleinstadt mit zärtlichen Paaren, schnurrigen Büchernarren, Kakteensamlern, armen, in der Kunst schwelgenden Dichtern und geruhsamen Bürgersoldaten.

Auch wenn sie nicht alle wie Schwind und Richter Märchen malen und zeichnen, so ist ihre Bilderwelt märchenhaft, voller Gemüt und heiter. Sie sind eben Romantiker. Sie malen Vergangenes oder Vergehendes, das in Wirklichkeit gar nicht so friedvoll und heiter war. In ihrer Zeit bereiteten sich die Revolutionen des XIX. Jahrhunderts vor, an seinem Ende standen Kriege. Vielleicht sprach uns gerade deshalb ihre Kunst an. Romantisch war unsere Liebe zur Natur; sie war ebenso eine Abwehr gegenüber einer immer mehr rationalisierten Welt und der verödenden Stadt. Unsere Haltung als eines Teiles der damaligen Jugend gleicht wiederum in vielem der der unruhigen Jugend von heute. Unser Bemühen, uns abzusetzen vom Geist der Zeit, unser Protest war wohl nur deshalb weniger dramatisch als der

der Heutigen, weil damals noch mehr an Natur und noch mehr an Möglichkeiten zu einer sinnerfüllten Selbstentwicklung gegeben zu sein schienen.

In der Reihe der Romantiker steht auch Caspar David Friedrich (1774 bis 1840), obgleich er eine Generation älter ist als die eben Genannten. Die Kunstgeschichte nennt seine Art zu malen lyrisch-philosophisch. Wir haben sie ähnlich empfunden, wenn wir es auch nicht zu formulieren gewußt hätten. In ihr ist wieder die empfindsame, geisterfüllte Darstellung der Landschaft. Denken Sie an die Riesengebirgsbilder, an die Ansicht Greifswalds. Die Menschen, die auf seinen Bildern selten erscheinen, sind, wie im Bild „Mann und Frau, den Mond betrachtend“ ein Stück Natur.

Philipp Otto Runge (1777—1810) zählt zwar auch zu den Romantikern; bei ihm ist aber die Frömmigkeit, die schon bei Dürer und viel später z. B. bei Richter sichtbar wird und bei Friedrich in seinem als Altarbild gedachten Werk „Kreuz aus dem Berge“ ganz deutlich ist, als religiöse Mystik ausgeprägt. Sein Bild „Der Morgen“ ist dafür das klarste Zeichen. Das ist Naturmystik, symbolhafte Bildersprache für eine erneuerte Religion. Christentum erweitert zu Pantheismus; so ist das Bild sicher richtig gedeutet worden. Das kam zweifellos unserem Empfinden entgegen; es entsprach den noch unausgegorenen Gedanken über das Welträtsel „Gott“, über das wir in langen Nachtgesprächen diskutierten. Seine Bilder der Eltern und der Huelsenbekschen Kinder sind bei aller Realistik der Porträts romantisch. Die Eltern sind reputierliche Bürger in der Achtbarkeit des Alters, freundlich bei aller äußerlichen Würde.

Es war viel Zufall und wenig, wenn überhaupt, Systematik im Spiel, wann und wie wir Kunstwerken begegneten. Vielen wird, wie mir, wenig Hilfe dabei gegeben worden sein. So mögen in der Reihe der Maler die zeitlich an die Romantiker grenzenden Anselm Feuerbach (1829—1880) und Arnold Böcklin (1827—1901) folgen.

Sprach ich eben von der Frömmigkeit der Romantiker, so könnte ich die beiden Heiden nennen. Ihre Welt ist die Antike. Feuerbach malt Szenen der griechischen Sage; seine Figuren stehen in einer südlichen, idealisierten Landschaft. Klassische Schönheit wird dargestellt. Das ist eine neue Renaissance, die nochmalige Wiederentdeckung der Antike. Seine „Medea“ lag in unseren Mappen.

Die wenigsten unter uns werden heute noch von Arnold Böcklins „Toteninsel“ so berührt sein, wie wir es damals waren. Aber in ihm begegnete uns wieder eine magische Naturmystik, nun klassisch, nicht christlich geprägt. Seine Schwermut, die dunklen Farben, die Stille und Verhaltenseigenschaft, die das Bild ausstrahlt, kamen unserem Fühlen nahe. Seine Wirkung lag aber wohl auch in seinem Hinweis auf den Tod, einen lyrisch verklärten Tod, das Geheimnisvolle hinter dem Leben. In Böcklins „Selbstbildnis mit fiedelndem Tod“ steht der Tod personifiziert hinter dem Maler. Hier ist das in der

„Toteninsel“ mystisch Verhüllte unverhüllt deutlich. Der Tod und der Gedanke an ihn erscheint merkwürdigerweise oft auf den Bildern, die wir verehrten, wenn nicht gar liebten. Es mag sein, daß es der Erste Weltkrieg war, der uns solche Hinweise auf die Endlichkeit des Lebens aufschloß. Aber es war offenbar auch ein Grundempfinden unseres Alters von der Hintergründigkeit und Ungewißheit des Daseins.

Nicht nur für Böcklin, sondern gewiß auch für die zeitgenössischen Maler ist bedeutsam, was er über seine Kunstauffassung schrieb: „Wie es die Aufgabe der Dichtung ist, Gedanken in uns zu erzeugen, so soll die Malerei erheben. Das Bildwerk soll etwas erzählen und dem Beschauer zu denken geben so gut wie eine Dichtung und ihm einen Eindruck machen wie ein Tonstück.“ Solchen Eindruck hat die Malerei der hier Aufgeführten zweifellos gemacht.

Es ist sicher schon überfällig, in diesem Erinnerungsbild Hermann Pfeifer zu nennen. Der „Zupfgeigenhansel“ steht am Anfang der Jugendbewegung, und zu ihm gehören unlöslich Pfeifers Scherenschnitte. Pfeifer, das war trotz seines Geburtsjahres 1883 einer von uns. Es ist nicht darüber zu rechten, ob seine lebenswerten, einfachen Scherenschnitte Kunst sind. Was ist denn Kunst? Sie waren die sinnigerechte Illustration der Lieder, die wir sangen. Sie sind volksliedhaft, gefällig im guten Sinn und anspruchslos wie die Lieder.

Und nun ist auch Fidus zu nennen, Fidus, der Getreue, wie ihn sein Lehrer und Mentor, der Naturapostel Dieffenbach genannt hat. Hugo Höppner (1868—1948) ist sein bürgerlicher Name. Heute erscheint es uns vielleicht als eine jugendliche Verirrung, daß wir ihn so schätzten. In neuerer Zeit ist auch er als ein Wegbereiter des Rassismus angeklagt worden. Sein „Lichtgebet“ hing in vielen Stuben Jugendbewegter, und seine Postkarten, die er geschäftstüchtig herausgab, wurden eifrig gesammelt und verschickt. Heute erscheint uns sein Gesamtwerk, besonders wenn es so gehäuft zu sehen ist, wie auf der ihm gewidmeten Ausstellung in Berlin (sie wurde in einer Reportage des Fernsehens als eine Mahnung an die Heutigen besprochen, sich nicht wieder so verführen zu lassen) stark erotisch betont. Wir sahen seine „Lichtgestalten“ unbefangen; ich könnte auch naiv sagen; wie wir ja auch die naturwüchsigen Liebeslieder mit den Mädchen unbefangen sangen. Bei Fidus ist die Darstellung des Nackten gewollt als Ausdruck der Reinheit. Es kann sein, daß wir ihm das heute nicht recht mehr glauben. Damals sahen wir es so; es war eine Unterstreichung unseres Besonders- und Besser-sein-wollens.

Daß Fidus heute eine Ausstellung bekommt und daß ein neues Buch über sein Werk erscheinen soll, könnte als Teil der modernen Sexualisierung angesehen werden. Sie ist mindestens ebenso sehr ein Stück Wiedererweckung des Jugendstils, die wir auch z. B. in der Innenausstattung von Wohnungen

und in Formen des Hausrats erleben.

Fast wie ein Pendant zu Fidus „Lichtgebet“ könnte das sicher künstlerisch weit stärkere Bild von Max Klinger (1857—1920) „An die Schönheit“ wirken, auf dem ein nackter Jüngling knieend, mit erhobenen Händen, der Sonne entgegenschaut. Uns mögen solche Darstellungen bei Fidus und Klinger wie vordem bei Runge auch als Ausdruck eines Pantheismus, der an die Stelle eines dogmatisierten, wirklichkeitsfremden Christentums treten sollte, erschienen sein.

Zeitlich und sachlich steht neben Klinger der Schweizer Ferdinand Hodler (1853—1918). Er ist ebenfalls ein Maler des Jugendstils. Sein „Frühling“ ist ein Hochgesang auf die Jugend in ihrer unbewußten Ahnung, Sehnsucht und keuscher Verhaltenheit. Dagegen sind die Gestalten seines Bildes „Auszug der Studenten“, das in der Universität Jena hängt, kraftvoll männlich. Das Bild hat nach dem Ersten Weltkrieg in der Jugendbewegung eine aufregende Rolle gespielt. Es war mit Brettern vernagelt worden. Meist jugendbewegte Studenten zogen demonstrativ in die Universität und befreiten das Bild aus seiner Verhüllung — als einen Akt der Befreiung der Kunst von politischen Fesseln. Das Bild ist voller Bewegung, schwungvoll und mitreißend. Es malt eine andere Jugendbewegung, die der Befreiungskriege. Ebenso kraftvoll ist Hodlers „Holzfäller“.

Es scheint mir nötig zu wiederholen, daß unser Kunsterlebnis Stil- und Zeitgrenzen nicht achtete. Und es ist wohl auch zu vermerken, daß die griechische Kunst für uns kaum tieferdringende Bedeutung hatte. Sie war uns nicht mehr als ein Abschnitt der in der Schule gelehrtten Geschichte, zwar ehrwürdig, aber nur Bildungsobjekt. Auch die Renaissance, Barock und Rokoko lagen uns fern. Das Rokoko war uns verspielte höfische Kunst, das Barock zu bombastisch, theatralisch, pathetisch und ohne Wärme. Eine Ausnahme machte wohl Michelangelos „Erschaffung des Adam“ mit seiner Ausgewogenheit und Ruhe. Vielleicht war es auch der Bildinhalt, der uns innerlich betraf. Aber bleibt es nicht kühl?

Mitten in diesen Begegnungen mit darstellender Kunst stehen die mit Werken aus weit früheren Zeiten. Ich denke hier an Plastiken, die uns allerdings zunächst als Bilder in Wiedergaben entgegentraten. Die Stiftergestalten des Naumburger Doms aus dem XII. Jahrhundert erschienen uns in ihrer Herbheit und Strenge als Gestalten einer großen, fast sagenhaften Vergangenheit, edel, verklärt durch die Patina ihrer mehr als 700jährigen Geschichte. Der Bamberger Reiter aus dem XIII. Jahrhundert war die Idealgestalt des edlen Ritters, des Königs.

In anderer Weise sprachen uns die Figuren Tilman Riemenschneiders (1460—1531) an. Seine Heiligen und Apostel verkörpern nicht ein helldisches Mannesideal; sie sind empfindsame, gläubige Jünglinge. Neben ihnen stehen die lieblichen Madonnen und die Frauen unter dem Gekreuzigten.

Alle seine Gestalten drücken innerliche Frömmigkeit und Ergebung aus. Und sie sind schön, schön in einem anderen, vertieften Sinne als die klassischen, klassizistischen und vor allem die des Jugendstils. Sie sind gefühlsbetont, wie wir gefühlsbetont waren.

In dieses Zurückspringen in weit zurückliegende Zeiten gehört denn auch der wiederum ganz andere Pieter Breughel, der Niederländer (1520—1769), vor allem mit seiner „Bauernhochzeit“ und den Jahreszeitenbildern. Sie waren vom Geiste der Schwänke Hans Sachs', die wir aufführten, und der derben Erzählungen aus Jörg Wigrams „Rollwagenbüchlein“.

Wir haben Alfred Rethels (1816—1859) Kaiserfresken im Aachener Rathaus kaum geliebt. Vielleicht kann von Liebe auch nicht gegenüber seinen Holzschnitten der „Totentanz“ die Rede sein. Aber diese Bilderfolge vom Triumph des Todes faszinierte. Wieder der Tod! Aber auch das Bild des Aufstands gegen eine überholte, hohle Ordnung ging uns an und die Ohnmacht derer, die sich gegen sie erhoben. Da spricht sich zum ersten Male ein anderes soziales Empfinden als das gegenüber den Darstellungen der biederen Bauern und der gemütlichen Bürger der Romantik aus. Wieder unterstreicht das Schwarz-Weiß des Holzschnitts die Dramatik der Bildhandlung. Die Grafik erscheint aussagekräftiger, dramatischer als das Gemälde.

Die soziale Anklage erscheint nun noch betonter — und wieder in Zeichnungen und Schnitten — in den Werken Käthe Kollwitz' (1867—1945). Hier ist unmittelbare Anteilnahme, Mitbetroffensein. Selbst ihre mit zartem Griffel fast hingehauchten Zeichnungen sind bezwingend. Käthe Kollwitz tritt erst mit dem Ersten Weltkrieg in unser Blickfeld. Das gilt auch für Paula Modersohn-Becker (1876—1907), wenn sie auch bei dessen Beginn schon nicht mehr lebte. Beider Kunst ist ein Appell an die Gewissen. Käthe Kollwitz zeichnete die Schattenseite der fortschrittsgläubigen Welt, den Irrsinn des Krieges und die Not, die er hervorruft, Paula Modersohn wiederum, wenn auch nicht in der fast plakativen Art der Kollwitz, die Armut der dörflichen Welt. Zur gleichen Zeit schildern ihre Malerfreunde die karge und dennoch schöne Heide- und Moorlandschaft um Worpswede. Sie malt ihre verhärmten, schicksalsergebenen Frauen und die auch schon sorgebeladenen Kinder dieser ärmlichen Welt.

Von dem fast gleichzeitig lebenden und schaffenden Otto Ubbelohde lernten wir durch unsere Zeitschriften Zeichnungen und Holzschnitte kennen, in denen er die deutsche Mittelgebirgslandschaft mit seinem Stift liebevoll konterfeite. Ein Künstlerlexikon nennt ihn einen Malerpoeten und Märchenillustrator. Seine Zeichnungen sind wie ein lyrisches Gedicht oder ein Epos.

Mit ihm tritt in meine Erinnerung eine Reihe gleichsam geruhig plaudernder Maler. Da ist zunächst Hans Thoma (1839—1924). Wir liebten besonders seinen „Kinderreigen“ und den „Feierabend“. Das sind wieder

Bilder einer friedlichen, unversehrten bäuerlichen Welt in den ausschweifenden Hügeln des Schwarzwalds und den in dieser Landschaft heimischen Menschen. Auch wenn auf seinen Bildern keine religiösen Themen dargestellt sind, sind sie doch in ihrem Wesen fromm. Sie sind voller Beschaulichkeit und Treuherzigkeit, kaum anders als bei Richter.

Neben Thoma sehe ich Wilhelm Leibl (1884—1900). Seine Menschen stehen lebensvoll, realistisch, weniger gemütvoll, im Bild. Mit aller male- rischen Akribie und geradezu photographischer Treue sind jede Kleidfalte, jede Stickerei, jede Runzel auf Gesicht und Händen, jede Maser im Holz, hingemalt. Dennoch leben sie. Aber seine „Drei Frauen in der Kirche“ oder das Mädchen „In der Küche“ wollen weder die Welt anklagen noch mär- chenhaft verklären.

Das ist anders bei Rudolf Schiestl (1878—1931). Sein Bildgegenstand sind fränkische Bauern und ihre Umwelt. Aber die kleinen Städte und Dörfer mit ihren Fachwerkhäusern und den Blumen vor den Fenstern sind behaglich wie die Menschen darin. Auch bei Ludwig von Zumbusch schim- mert aus den Bildern die Freude an oder auch die Sehnsucht nach einer heilen, gemütvollen Welt hindurch.

Fritz von Uhde (1848—1911) und Eduard von Gebhardt (1838—1925) malen beide ausgesprochen religiöse, christliche Themen. Uhde vor allem stellt die Gestalten des Neuen Testaments in Arbeiter- und Bauernumgebung und sucht sie damit zu aktualisieren, wie das die mittelalterlichen Maler unbefangen auch taten. Das wurde ihm aber bemerkenswerterweise übel vermerkt. Ebenso wie er wollte Eduard von Gebhardt durch Realistik und scharfe Charakterisierung der Gestalten im gewollten Gegensatz zu den Nazarenern, den Overbeck, Cornelius, Schadow, Schnorr von Carolsfeld, die evangelische Malerei erneuern. Ich glaube, daß wir diese Reformbestrebungen erkannt haben. Jesus in der Arbeiterstube, das ging in die Richtung unserer Überlegungen, wie Kirche im Heute von damals wirken müsse.

Es ist als seien wir in eine ganz andere Welt getreten, als die Bilder Adolph von Menzels (1815—1906) in unser Gesichtsfeld kamen, obgleich er Zeitgenosse der eben Genannten war. Sein „Flötenkonzert in Sanssouci“, das in unzähligen Drucken verbreitet war, erscheint schon impressionistisch, fast ist es den Bildern der Rokokomaler wie Watteau verwandt. Es ist graziös beschwingt. Er war der Maler Friedrichs des Großen, aber auch der Zeit Wilhelms I. Er malt jedoch auch den „Hochofen“, allerdings kaum als Darstellung der aufkommenden Industrielwelt, sondern wegen des malerischen Widerklangs der Farben und der Dynamik der Bewegungen. In unserer Bildermappe prangte das „Flötenkonzert“. Friedrich der Große war uns der Philosoph auf dem Thron, der Feingeist, der dennoch siegreich Kriege führte und Preußen groß machte.

Wir haben, meine ich, erst spät den Schritt zur modernen Malerei getan. Am Anfang stand nach meiner Erinnerung das Werk Franz Marcs (1880

bis 1916). Mit einemmal, fast unvorbereitet, ging uns eine neue Bildwelt auf. Die „Roten Pferde“ waren wie eine Neuentdeckung. Da triumphierte die Farbe über die Form. Rote Pferde, das erschien dem normalen Bürger jener Tage unmöglich, und noch widernatürlicher die „Blauen Pferde“. Wir gerieten darüber in Begeisterung. Gleichsam zu Marc gehörte sein Schicksalsgenosse — beide fielen in Frankreich — August Macke (1887 bis 1914). Auch bei ihm ist der Zusammenklang der Farben bestimmender als die Form des Dargestellten. In beiden bereitet sich die gegenstandslose Malerei vor, die reine Farbkombination. Neben Macke und Marc tritt in meiner Erinnerung Vincent van Gogh (1853—1890). Aus seinen Bildern spricht eine leidenschaftliche Liebe zur Natur und zu den kleinen Dingen. Die Natur ist innerlich bewegt, in ihr zuckt Erregung. Da ist nun nicht mehr die in sich ruhende Schönheit alles Geschaffenen.

Aber trotz des bewegenden Eindrucks dieser Bilder sind wir lange an der Kunst der Expressionisten verständnislos vorbeigegangen. Und sie waren doch Künstler unserer Zeit, Neuerer im Protest gegen ein abgestandenes Bürgertum. Ihre Menschen und Landschaften erschienen uns verzerrt. Wir steckten doch noch im alten Schönheitsideal und in der Verehrung der Harmonie. Zwei Holzschnitzer sind mir dennoch klar in der Erinnerung. Anton Wendling (geb. 1891), ein Wandervogel, und Hans Thylmann. Ihre Holzschnitte, die wir aus Kalendern und Zeitschriften kennenlernten, sind ausdrucksstark und heute vielleicht zu sehr vergessen.

Am Schluß stehe zunächst die Erinnerung an zwei Plastiker, deren Werke wir zuerst in Abbildungen kennenlernten. Georg Kolbe (1877—1947) mit seinen in der klassischen Tradition stehenden, grazilen Mädchen- und Knabengestalten („Die Tänzerin“) und — ganz anders als ein Bote der Moderne Rudolf Belling (geb. 1886) mit seinem nun schon „futuristischen“ „Dreiklang“. Und als Letzter der Graphiker A. P. Weber, einer der unseren, harter Kritiker der Zeit, nicht zu Unrecht mit Daumier in eine Reihe gestellt, aber gleichzeitig humoriger Illustrator des Märchens vom „Hasen und Swinegel“, des „Eulenspiegel“.

Wenn ich unser Kunsterlebnis auf einen Nenner bringen sollte, müßte ich schreiben: Wir liebten das Schöne, die Harmonie des Zusammenklangs von Bildinhalt, Linie und Farbe. Aber das würde auch nur eingeschränkt gelten. Es überwog aber doch wohl, was Böcklin so formulierte: „Ein Bildwerk soll etwas erzählen und dem Beschauer zu denken geben, so gut wie eine Dichtung und ihm einen Eindruck machen, wie ein Tonstück.“ Das *l'art pour l'art* galt nicht für uns. Aber auch die hohle Pathetik der Maler um 1900 wie Makart und Anton von Werner haben wir, obgleich sie uns früh in der „Gartenlaube“, der Hauszeitschrift vieler Eltern, begegnete, abgelehnt und bespöttelt. Wir waren zwar von unserer Zeit geprägt; wir wählten aber auch in der Kunst das uns Gemäße aus.

GEDENKWORTE

ENNO NARTEN

Begründer der Jugendburg Ludwigstein.

Initiator des Archivs der Jugendbewegung.

(1899—1973)

Hans Wolf

Lebensdaten:

Geboren 6. April 1899 in Oldenburg, Sohn des Museumsdirektors Prof. G. H. Narten. Abitur, Studium an der Technischen Hochschule in Hannover, 1912 Diplom-Vorprüfung, Ostern 1914 Lehrer im Landschulheim Holzminden, 1914—1918 Weltkriegsteilnehmer, 1920/21 Geschäftsführer im Landschulheim Holzminden, bis 1925 Geschäftsführer der Vereinigung zur Erhaltung der Burg Ludwigstein, danach Kreisjugendpfleger, Dezernent beim Oberpräsidium Hannover, zuletzt Städt. Direktor.

1908 im Alt-Wandervogel, später im Wandervogel e. V., Weihnachten 1914 in Saint Quentin mit Freunden den Beschluß gefaßt, die Burg Ludwigstein zu erwerben und zu einem Erinnerungsmal für die gefallenen Wandervögel auszubauen. 1920 Erwerbung der Burg. Gründung der Vereinigung zur Erhaltung der Burg Ludwigstein, Initiator der Wiederherstellung und des Ausbaues der Burg durch Jugendliche aus Bünden aller Richtungen.

Überraschend kam die Nachricht, daß Enno Narten in Hannover am 10. Januar 1973 verstorben sei. Bis in die letzten Tage war er geistig und körperlich rüstig und wie immer tätig und wirkend. Ja, noch vor wenigen Wochen bei dem Wiedersehestreffen des Wandervogelbundes der Wanderscharen auf dem Ludwigstein wußte er in einem umfassenden Vortrag einen Beitrag zu leisten, so daß sich dieser Bund wieder in einer beglückenden Gemeinschaft wiederfand. Es kam auch hierbei zum Ausdruck, wie sehr sich Enno Narten noch immer mit der Jugendburg verbunden fühlte.

Enno Narten erreichte das Alter von 83 Jahren. Großer Idealismus, humanitäre Verpflichtung prägten sein Leben und ließen es zu einem wahrhaft erfüllten werden. Schon früh, im Jahre 1908, fand er zu jener Wandervogel-Bewegung, die sich in hohem Streben um eine heile Welt bemühte. Die Jugendbewegung wurde Narten für sein ganzes Leben zum entscheidenden Erlebnis. In Schicksalsnöten blieb er der sich seinen Mitmenschen verpflichtet fühlende Wandervogel.

Es war im Jahre 1908, als er mit einer studentischen Exkursion ins Werra-land zur Burg Hanstein kam. Überwältigt von dem weiten Rundblick des Hansteinturmes äußerte sein Professor zu ihm: „Narten, da unten der Lud-

wigstein, das ist doch etwas für Sie und Ihren Wandervogel!“ Hiermit war das Stichwort für lange Jahre seines späteren Wirkens gesprochen, und dieser erste Blick auf die zu Füßen liegende Veste Ludwigstein begründete eine Verpflichtung für den Ludwigstein, die für sein ganzes Leben anhielt. Die Burg Ludwigstein wurde dank der Initiative von Narten und seiner Freunde vom Staate Preußen erworben, wiederaufgebaut zu einer Jugendherberge für immer neue Jugendgenerationen, zu einem „Ehrenmal für die im Kriege gefallenen Freunde wie für alle Opfer der Gewalt“ und zu einer Stätte des Archives der deutschen Jugendbewegung.

Bis aber solches alles geschah, war ein beschwerlicher Weg zurückzulegen. Zunächst versuchte Narten die Bundesleitung seines Alt-Wandervogels für den Ludwigstein einzunehmen. Es gelang ihm, den Bundesleiter Prof. Henkel, Göttingen, für seine Idee zu gewinnen. Der Alt-Wandervogel richtete Eingaben an die Regierung in Kassel und an das Ministerium in Berlin. Henkel suchte auch den Kultusminister Trott zu Solz in einer Audienz auf, um persönlich seine Wünsche über den Ludwigstein vorzutragen. Der Minister antwortete, daß die Burg nach notwendiger und gründlicher Wiederherstellung dem Alt-Wandervogel als Treuhänder für alle Bünde übergeben werde. Doch der ausbrechende Krieg machte dieses Vorhaben zunichte.

Enno Narten, seit Kriegsausbruch 1914 Soldat, erlebte an der Front den Tod der vielen Kameraden und Freunde aus dem Wandervogel, der von besonders großen Blutopfern betroffen wurde. 7000 Wandervögel wurden 1914 bis 1918 Opfer des Krieges. Das Jahr 1920 ließ die Idee, aus der Burg Ludwigstein eine Wandervogelburg zu machen, Wirklichkeit werden. Die Verhandlungen, die Enno Narten mit der Regierung in Kassel führte, hatten schon 1919 zu einem Erfolg geführt, der nunmehr auch die grundsätzliche Zustimmung durch den Preußischen Landwirtschaftsminister erfuhr. Die Bedingung der Regierung war: Verpflichtung zum Ausbau. Narten sagte zu und schritt zur Gründung eines Vereins, der am 4. April 1920 bei dem Amtsgericht in Hannover eingetragen wurde. Eine äußerst geschickte und alle Jugendbünde der Jugendbewegung erfassende Werbung, durch Narten durchgeführt, hatte schon Ende März 1920 den Erfolg, daß 900 Mitglieder gewonnen waren und viele Spenden eingingen.

Das wohl Einmalige dieses Burgausbaues von Grund auf war, daß hier die Jugend selbst entscheidend Hand anlegte. Auf Nartens Aufrufe kamen Jugendliche aus allen Teilen Deutschlands, aus Bünden aller politischen und geistigen Richtungen zu gemeinsamer Arbeit. Eines der schönsten Zeugnisse dieser Zeit ist ein Brief des damaligen Kasseler Wandervogels Moßbach, später Dr. Maoß, Israel, der vor einigen Jahren dem Archiv schrieb: „Die schönste Zeit, die wir in Deutschland verlebten, waren die Jahre, als wir als Wandervögel von Kassel zum Ludwigstein zogen, um hier mit all den

anderen Jugendlichen an dem Burgaufbau zu arbeiten.“

Er war es auch, der 1922 das damalige Reichsarchiv der deutschen Jugendburg ins Leben rief, heute als Archiv der deutschen Jugendbewegung im In- und Ausland bekannt.

In den schweren Jahren, als die HJ sich bemühte, auch die Jugendburg Ludwigstein in ihren Besitz zu bringen, blieb Narten ein Hüter und Verteidiger der Burg, und nach 1945 gehörte auch er zu denen, die wiederum zu einer neuen Wiederherstellung der Burg aufriefen und neuen Jugendgenerationen diese Wandervogelburg als eine Art „Herberge der Gerechtigkeit“ darboten und ans Herz legten.

Auch in der weiteren Zeit blieb Narten mit dem Ludwigstein verbunden, oft wurde er zu Vorträgen und zum Erzählen gerufen. Aber immer blieb Narten in seinen Gefühlen jugendlich, lebendig in seiner Erscheinung und tätigwirkend im Sinne der schon früh erkannten Ideale der Menschlichkeit. Er scheute auch nicht vor energischer Parteinahme mit allem Risiko. Seinen Freunden wurde er, der sie hieß, ihren Idealen treu zu bleiben, ein Vorbild. In gleicher Art wirkte er bis in die letzte Zeit seines Lebens in seinem ganzen Lebensbereich. Schon zu seinen Lebzeiten war Enno Narten als Begründer der Jugendburg Ludwigstein eine legendäre Gestalt.

FRITZ WINKELMANN

Wandervogel, praktischer Arzt und Menschenfreund
Hans Wolf

In der Aufbauperiode der Jugendburg Ludwigstein hat Fritz Winkelmann eine besondere Rolle gespielt. Das ist ihm unvergessen. Sieben Jahre hatte Enno Narten die Werbe- und Aufbauarbeit für den Ludwigstein in Händen gehabt und sich unermüdlich für die Burg eingesetzt. Auf der Jahrestagung 1925 wurden Vertreter der jungen Wandervogelgeneration mit dem weiteren Ausbau beauftragt: cand. med. Fritz Winkelmann, Georg Bliersbach als Vorstandsmitglieder und Kurt Lorentz als Burgwart. Unter dem aktiven Fritz Winkelmann entstand am Fuße des Burgberges ein Pumpen- und Transformatorenhaus, dazu wurde eine Wasserleitung bis zur Burg hinauf gelegt, wie auch Lichtkabel und Fernsprechleitung. Dieser Einsatz einer Gruppe von Führern des Berliner Alt-Wandervogels war sicherlich eine gute Fortsetzung der bis dahin in den Händen von Enno Narten gelegenen Werbe- und Bauarbeiten.

Hier nun einige Lebensdaten: Fritz Winkelmann, geb. 2. November 1901, gest. 28. September 1971, Schule: Luisenstädtische Oberrealschule Berlin, Medizinstudium Berlin, zwei Jahre in den USA als Austauschstudent, Facharzt für Innere Medizin, tätig in verschiedenen Krankenhäusern, so im

Krankenhaus Bethanien, Chefarzt für Innere Krankheiten im Krankenhaus der Knorr-Werke Berlin, 1939—1945 Militärarzt im Einsatz, 1946—1948 Leiter des Steinhaus-Lazaretts im Internierungslager Regensburg. Ab 1948 praktischer Arzt mit Kassenpraxis in Berlin-Wedding. Auf dem Wedding hatte Fritz Winkelmann eine hervorragend eingerichtete Praxis mit Laboratorien im Hause, zugleich wirkte er als Vertrauensarzt bei einer Anzahl von Industrieunternehmen. In der Schulzeit aktiv in der Ruderriege, kam er 1910 zum Wandervogel, Bezirk S und SO unter Hans von Zelewski, später unter Walther Matthey in der Ortsgruppe Süden-Pachantey. Als Nachfolger von Matthey übernahm er die Leitung der Berliner Pachantey. In der Mark Brandenburg mit ihren Wäldern und Seen, die er so oft mit seinen Scholaren durchwanderte, sah er seine Heimat. Auch nach seiner Wandervogelzeit blieb er dem Ludwigstein verbunden und versprach — wie auch andere Freunde taten —, sich später, wenn nicht mehr zu viel Arbeit auf ihm lastete, wieder stärker zur Verfügung zu stehen. Die Ortsgruppe Pachantey im Berliner Alt-Wandervogel, danach in der Deutschen Freischar, gehörte zu den aktivsten Gruppen des Bundes; in einem Sonderheft der „Gelben Zeitung“ haben Matthey und Winkelmann von dem Wollen und Sein ihrer „Pachantey“ Kunde gegeben.

Der Wandervogel hatte Fritz Winkelmann für sein Leben geprägt. Neben einer großen Naturliebe erfüllte ihn die Verpflichtung zum Tätigsein im sozialen Bereich seiner Umgebung und zur Hingabe an Kranke und Beladene. Er war der typische Arzt, dem seine Patienten am Herzen lagen, und den andererseits seine Patienten verehrten. Seine ganze Hingebungskraft konnte er wohl erst in den langen Kriegsjahren und während der Jahre im Internierungslager aufzeigen. Für die amerikanische Lagerleitung war er eine Person ihres Vertrauens, dem man die selbständige Leitung des einzigen Lagerlazaretts überließ. Dort im Lager, wo Tausende von Unschuldigen und auch Schuldige in engem Raum zusammengefercht waren, wo Hungerödeme, Nervenzusammenbrüche, Ruhranfälle an der Tagesordnung waren, stand Winkelmann als Arzt vor einer zunächst unlösbar erscheinenden Aufgabe. Er vermochte zweierlei zu erreichen, durch immer wiederholte Vorstellungen bei der amerikanischen Lagerleitung die erforderlichen ärztlichen Einrichtungsgegenstände und die benötigten Arzneimittel sowie zusätzliche Verpflegung für die Kranken zu bekommen. Dazu verstand er zweitens, zusammen mit den im Lager in „Reviertuben“ wirkenden Ärzten eine Art Arbeitsgemeinschaft aufzubauen, deren ganzes Bestreben es war, einen guten systematischen ärztlichen Dienst einzurichten. Fritz Winkelmann blieb bis zur Auflösung des Lagers als Lazarettleiter freiwillig tätig.

In dem unruhigen Ablauf eines Lazarett-Tages lagen u. a. in einem Krankenraum ein Blutsturz, ein langsam Erstickender durch „Schluckauf“, eine Ver-

giftung mit Schlafmitteln. Eine plötzliche Lazarettkontrolle durch amerikanische Ärzte war konsterniert. Frage an Winkelmann: „Every day is the same?“ Winkelmann: „No Sir, to day at is very quiet“ (was dazu wahreitsgemäß war).

Fritz Winkelmann, der den werkärztlichen Dienst der Deutschen Philips GmbH. aufgebaut und zwanzig Jahre betreut hatte, und sich bei Geschäftsleitung, Betriebsrat und Belegschaft großen Vertrauens erfreute, hatte die Absicht, nach Vollendung seines 70. Lebensjahres dieses Amt einem seiner Kollegen zu übergeben. Zusammen mit diesem Kollegen fuhr er zu einem Werkärztekongress in Eindhoven (Holland). Dort verlor er bei einer Brandkatastrophe mit seinem Kollegen sein Leben.

An der kirchlichen Feier in der Dahlemer Dorfkirche, bei der der Branco-Stein mit seiner Wandervogel-Inschrift „Wer hat euch Wandervögeln die Wissenschaft geschenkt, daß ihr auf Land und Meeren nie falsch den Flügel lenkt?“ steht, nahm ein übergroßer Kreis von Trauergästen teil, Angehörige, Freunde, Kollegen und Patienten.

PAUL VOGLER

Arzt und Freideutscher

Hans Wolf

Lebensdaten:

Geboren am 9. März 1899 in Kassel, Vater Konsistorialbeamter, 1908 Gymnasium Koblenz, Kassel, Neuwied, 1917—1921 Studium der National-Ökonomie in Hamburg bei Kurt Singer, 1921—1927 Studium der Medizin in Gießen, Jena, Innsbruck, Jena, 1927 Staatsexamen und Promotion in Jena.

1928 Gründung einer Privatklinik in Berlin, Kurfürstendamm (sie bestand 40 Jahre), 1928 Arbeitszirkel mit Gropius über Licht-, Raum-, Wärme-minimum und über Kurklima, 1936 Dozentur in Berlin, 1941 ao. Prof. und Direktor der Klinik für Physiotherapie der Charité Berlin, Direktor des Naturheilkrankenhauses in Mahlow bei Berlin, 1945 Einrichtung einer Ambulanz beim Naturheilkrankenhaus in Mahlow, Leiter der Krankengymnastik- und Massageschule im Städt. Krankenhaus Moabit.

1945—1946 Typhus- und Ruhrbekämpfung durch die Seuchenbettaktion mit Prof. G. Hassenpflug. Leitung eines Dezernates Gesundheit bei der Stadt Berlin mit G. Hassenpflug bis 1948. 1948 Direktor der Klinik für natürliche Heilweisen in Berlin-Buch, 1951 oö. Prof., 1949 und 1952 Teilnahme an den CIAM-Kongressen in Bergamo und Aix.

1957 Gründer und erster Präsident der Gesellschaft für Physikalisch-Diätetische Therapie (DDR), 1964 Emeritur, 1967 Planung des Sammelwerkes „Neue Anthropologie“ (6 Bände), Mitherausgeber Prof. Dr. H. J. Gadamer. Die beiden ersten Bände erschienen 1972.

1912 zum Alt-Wandervogel in Neuwied, 1913 Berührung mit dem George-Kreis und Gustav Wyneken. Teilnahme am ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner im Oktober 1913, Initiator des Westdeutschen (Rheinischen) Jugendtages auf der Loreley am 4. und 5. August 1917. Erneuerung des Bündnisses der freideutschen Bewegung mit Wyneken, Freundschaft mit Wyneken bis zu dessen Tode. 19. März 1966: Paul Vogler spricht bei der Gedächtnisfeier für Wyneken auf der Burg Ludwigstein über „Das Bündnis der Westdeutschen Jugend mit Wyneken 1917“; 9. November 1969 verstorben in Berlin.

Als Paul Vogler am 7. November 1969 — 70 Jahre alt — starb, haben nächste Freunde ihm eine Gedenkschrift gewidmet, die sein Wirken als Arzt und Mensch zum Ausdruck bringt. Hieraus sind die Abschiedsworte von Hans-Georg Gadamer wiedergegeben:

„Lassen Sie mich, bevor ich von dem Menschen spreche, der der Freund seiner Freunde und der Viel-Liebende und Vielgeliebte war, den Arzt und Forscher charakterisieren. Seine leitende Einsicht war, daß Gesundheit ein komplizierter Gleichgewichtszustand ist. Störungen, die auftreten, sind daher meist nicht durch einfache Korrekturingriffe zurechtzubringen. Die Gefahr, daß Heilmaßnahmen zu neuen Störungen führen, läßt es vielmehr geboten erscheinen, vor allem die die Gesundheit stabilisierenden und balancierenden Grundfunktionen des Organismus, Schlaf, Stoffwechsel, Atmung, Ernährung usw. zu stärken.

Freilich — er war ein Besessener —, da war nie und nirgends ein gelassener Abstand zwischen ihm selbst und seinen Aufgaben, Beziehungen, Bindungen. Von sich selbst besessen, riß er Arbeit und Person anderer in die gleiche rücksichtslose Identifikation. Dem entsprach eine erstaunliche persönliche Genügsamkeit, die die Askese streifte. Härte nicht nur gegen andere, sondern gegen sich selbst — und hinter all dem eine fundamentale Unfähigkeit, sich selbst zu begrenzen. So hat er die Schonungslosigkeit, mit der er anderen gegenüber der Fordernde war, nicht zuletzt gegen sich selbst gekehrt und das Letzte von sich selbst gefordert...

So lassen Sie mich zum Schluß sagen, was er uns als Vermächtnis hinterließ. Jeder, der von uns geht, hinterläßt das unverwechselbar Einmalige, das er uns war, aber schärfer konturiert und eindeutiger denn je in den Umriss der Ewigkeit gefügt. Auch Paul Voglers Bild und Gedächtnis ist unser, und wir haben für das Erbe zu danken, ein Erbe nicht nur der schöpferischen Anregung der wissenschaftlichen Leistung, der menschlichen Strahlung.

Es ist ein Erbe für heute und morgen, das Erbe eines Mannes, der bis zur Qual angespannt lebte und sich dennoch zusammenhielt, voll vielfältiger Widersprüchlichkeit, die mit einer hohen Integrationskraft gepaart

war, ein Mann, der in seinem Werk und Wirken aufging und sich verzehrte, und dem man nicht anders danken kann, als indem man sein Erbe aufnimmt, bewahrt und entwickelt, und sein Bestes dazutut.“

Wenn wir im Archiv-Jahrbuch noch einmal nach diesen Worten das Wort nehmen, so geschieht es, weil Paul Vogler einer der Unseren war, weil er mit einer Tat in den Ablauf der frühen Jugendbewegung eingriff und das „Freideutsche Sein“ dadurch wieder zum Inbegriff einer Bewegung machte, und sie damit nicht allein auf die Zusammenfassung einiger Bünde beschränkt blieb.

Paul Vogler führte Gustav Wyneken mit den Freideutschen wieder zusammen, und solches Verbundensein blieb auch nach dem Tode Gustav Wynekens wirksam. Wir verdanken auch Paul Vogler, daß der testamentarisch dem Archiv der deutschen Jugendbewegung vermachte Wyneken-Nachlaß in vollem Umfang und nach Otto Steckhans Tode auch die übrigen Reste zum Archiv kamen. Damit erhielten wir gleichfalls den zwischen Wyneken und Vogler geführten Briefwechsel. Der Sekundaner und Verehrer Wynekens hatte zunächst sich mit den Zeilen eines Suchenden an den Dr. Wyneken gewandt, dann im Verlauf der Jahre, der Jahrzehnte, wurde aus dem unbeirraren Verehrer ein Freund, ein Helfer, dessen Fürsorge und Hilfe Wyneken angeboten wurde und von diesem angenommen ward. So kamen in die kargen Zeiten seines Alters- und Greisenlebens ermunternde Wochen echter Erquickung durch Paul Vogler.

Zur Wandervogelbewegung stieß Paul Vogler mit der großen Sehnsucht eines aufgeschlossenen Schülers, der heraus wollte aus der Welt alles Stumpfen, des Gesättigtseins und des Philistertums. Im Neuwieder Alt-Wandervogel fand er Freunde, Mitwisser, Begeisterte und Aufgerufene und darüber hinaus bald auch im rheinischen Land bis nach Thüringen und Hessen hin junge Menschen seiner Wahl und Vorbilder. Stefan George, erwachsen aus dem rheinischen Raum von Bingen, hatte ihn stark berührt und verwandelt, aber dann mit dem Hohen Meißner und in Wickersdorf lernte er Gustav Wyneken kennen, und aus der Begegnung mit diesem großen Anreger und Geistesdeuter erwuchs lebenslange Freundschaft.

Jenes hohe Fest des Wandervogels und der Jugendbewegung 1913 auf dem Hohen Meißner war ja durchaus nicht nur eine Sache der dreizehn Verbände, die offiziell auf der Einladungsdrucksache standen, sondern war das Fest einer aufbrechenden Jugendgeneration, deren repräsentativste Gruppen die Korporationen der Deutschen Freischaren an den vielen Universitäten waren. Zu ihnen traten die Angehörigen der Gruppen der Älteren des Wandervogels, die sich in den Landsgemeinden gefunden hatten, die Angehörigen des Bundes der deutschen Wanderer, die vielen Älteren der Wandervogelbünde und noch andere Gruppen.

Schon bei der Meißnertagung kam es am Vortage bei den Verhandlungen

auf dem Hanstein zum Aufbrechen eines Gegensatzes zwischen den eigentlichen Jugendlichen und gewissen Gruppen von Erwachsenen. Es kam zu Trennungen, auch Wyneken und die Wickersdorfer wurden verstoßen. Es blieben etliche, zumeist studentische Korporationen und Bünde, als Träger und Vertreter der Freideutschen Bewegung.

Vier Jahre nach dem Hohen Meißner von 1913 brachte der Tag auf der Loreley wieder ein echtes Treffen freideutscher Jugend. Da waren akademische Freischärler, Angehörige der Landsgemeinden, Vertreter der Führerschaften aus den Wandervogelbünden des rheinischen Raumes, wie auch von der Front Soldaten und Offiziere, unter ihnen in Feldgrau Alfred Kurella.

Bei der Erinnerungsfeier auf dem Ludwigstein am 19. März 1966 berichtete Paul Vogler in einer Rückschau mit bewegten Worten über dieses „Bündnis der rheinischen Jugend mit Gustav Wyneken“. Paul Vogler betonte einleitend, daß in jenen knappen Jahren von 1912—1921 „bei der damaligen avantgardistischen Jugend eine ungeheure Komprimierung des Erlebens stattfand, wie wir sie unter anthropologischen Maßstäben nur in Vergleich setzen können mit lange zurück und weit auseinander liegenden Ereignissen der deutschen Geschichte, wieder einmal war ‚Weltenwende‘“.

Die für die Loreley-Tagung von 1917 tätigen Initiatoren zeichnete Vogler in seinem Vortrag so lebendig und scharf, daß wir seine Schilderung am liebsten hier folgen lassen würden. Seine Ausführungen schloß er mit den Worten: „Lassen Sie mich sagen, was wir bei Wyneken und bei Stefan George als das gleiche Erlebnis empfanden: Die Lehre vom Primat des Eros, vom Leben der platonischen Akademie, von wirklicher menschlicher Führung, von Psychagogik... Die Lehre von dem heilig nüchternen Tagesanfang, vom Tagesablauf, die Lehre vom Fug, vom inneren Staat, vom ordre du coeur, nicht zuletzt die kosmologischen Hinweise, die uns Gustav Wyneken gab, die auch bei George stehen, nur in anderer Form. Alle diese Symbolworte fassen jedoch nicht das Lebendige jener Jahre, das ungeheure Glückhafte im gegenseitigen Erkennen... im gegenseitigen Fördern zum Welterkennen.“

Der rastlos tätige Wissenschaftler und Arzt Paul Vogler kam in den späten Jahren des NS-Systems zu einer beglückenden Aufgabe. Statt einer Universitätsklinik, die mehrfach von Bombenschäden betroffen wurde, eröffneten sich für ihn mit der Berufung zum Direktor des Prießnitz-Krankenhauses in Berlin-Mahlow, dem Naturheilkrankenhaus, echte und gute Möglichkeiten zu wissenschaftlicher und krankentherapeutischer Arbeit. Unter dem nationalsozialistischen Regime war es nicht leicht, Vogler dieses Amt zu übertragen. Paul Schirrmeister, dem Leiter des Prießnitzbundes und dem Begründer des Naturheilkrankenhauses, war es schließlich mit großem Geschick und mit Beihilfe von Kollegen und sogar einer

NS-Führungsstelle gelungen, zu erreichen, daß Vogler, ein ausgesprochener Nicht-PG., die Leitung des Naturheilkrankenhauses übertragen wurde. In der Sorge um dieses damals einmalige Krankenhaus kam es zwischen uns zu einer tätigen Begegnung. Sie führte uns auch in der Nacht eines Großangriffs feindlicher Bombengeschwader, als wir von einer Höhe bei Mahlow weite Teile der großräumigen Südviertel Berlins in einem ungeheuren Flammenmeer untergehen sahen, in der Sorge zusammen, wie das Naturheilkrankenhaus auch unter einem Besatzungsregime weitergeführt werden könnte. Für diesen Fall wurden sachliche und insbesondere personale Maßnahmen getroffen, die dann wirklich für die Weiterexistenz sehr bedeutsam wurden. Es kam später hinzu, daß Vogler mit der Einrichtung einer Ambulanzstation am Krankenhaus auch den besonderen Erfordernissen der Besatzung zu entsprechen vermochte.

Das umfangreiche wissenschaftliche Werk Paul Voglers kann hier nicht aufgeführt werden. Immerhin dürfte es für Vogler kennzeichnend sein, daß er in einem wohl übergroßen Wirkungskreis sowohl als Städtebauer und Landesplaner tätig wurde und dabei das Primat der Biologie schon früh betonte, als auch als Arzt und Lehrer in strenger Wissenschaftlichkeit die biologischen therapeutischen Möglichkeiten aufzeigte und praktizierte. Er stellte der Schulmedizin mit ihren immer stärker technisierten chemischen Medizinen die bedeutenden Erfolge der natürlichen Heilweisen gegenüber.

In all dem Übermaß seines Tätigseins blieb der Mensch Paul Vogler Freund und Helfer, mit dem wir ein Stück Weges zusammen gehen konnten.

Aus Briefen Voglers an Gustav Wyneken

Neuwied, am 29. 10. 1917:

...Mein Erlebnis — Limburg — zusammengefaßt, ist vielleicht dieses: gesehen zu haben, wie weit die Wegstrecke ist, die mich noch von Ihrer Sphäre trennt.

Aber das Entscheidende ist doch wohl der Wille, das Bereitsein, die Begeisterung und der Glaube.

1. 11. 1917:

...Gewiß, ich stecke noch tief im Nebel drin. Aber wenige Strahlen des schönen Lebens sind doch schon auf mich gefallen. Etwas weiter auszuholen: ich weiß nicht, ob aus Ihrem Plan, an ein Gymnasium in Württemberg zu gehen, was geworden ist. Sie wären mit Sicherheit enttäuscht worden.

Die Durchschnittsjugend auf dem Gymnasium ist verschüttet. Und unmöglich ist es, einen Gedanken an sie heranzubringen. Auf den Schutt läßt sich nicht säen.

Die meisten freuen sich ihrer Fertigkeit, es den Alten nachzutun, und nennen die Kinder, die noch nicht mit Grazie die Zigarette zwischen Zeige-

und Mittelfinger präsentieren. Vor den Alten vorauszuhaben glauben sie das Poussieren mit gleichwertigen Gänsen und Gänserichen. Verschütteter noch sind die Primi, meistens durchaus flache Köpfe, die vor Ehrgeiz und Neid acht Jahre nicht schlafen, und die man dann aus der Prima in eine Nervenheilanstalt bringt. Die himmelschreiendste Tatsache ist die: alle nicht ganz defekten Pennäler treiben Onanie in einer Form, die sich kein Schulrat träumen läßt. Bis zum Abitur sind die letzten seelischen Fähigkeiten zugrunde gerichtet.

Wir sind eine ganz traurige Bande, wie Pennäler. Aber das Schlimmste: niemand heult über seine Jugend, niemand merkt den Betrug, man resigniert bewußtlos.

Dieser Jugend fehlen nur noch die grauen Haare. Wenige nur schaufeln sich, dies erkennend, ihr Grab. Wenige andere, die ihrem Eros freien Lauf lassen, fliegen von der Penne und sind ebenfalls erledigt. Ihre „Kameraden“ stutzen einen Augenblick und stimmen dann, brave Pharisäer, in die Verurteilung ein. Das allgemeine Niveau ist Blasiertheit...

Der Wandervogel war das Sicherheitsventil, das aufflog, aber drinnen im Kessel brodelte es weiter. Der Wandervogel ist unzulänglich. Dennoch: wir brauchen einen Notverband, sonst verbluten wir, und in blutleere Gehirne geht kein anderes Ethos.

Wo wollte ich hin? Ja — Sie bitten, mir zu verzeihen, wenn ich, gerade ein wenig aus dem Dunkel herausgewühlt, in die Helle Ihrer Atmosphäre strauchle und täppische Schritte tue...

Berlin, den 1. 3. 1938

Lieber Dr. Wyneken!

Ein Brief von Ihnen, was er auch enthält, tut immer in der gleichen Weise wohl. Das hindert nicht, daß einiges, was Sie gerade berichten, mich unwillig macht. Gewiß, es stimmt schon gar nicht, wie die Welt mit Ihnen verfährt; aber da ist ein Faktor, der mir zufällt: es ist weder nötig, daß Sie auf Ihre Berge verzichten, noch daß Ihr rechter Arm steif wird; und es paßt mir auch nicht. Ich bin also unbescheiden, Sie zu bitten, zwischen jetzt und Ihren Sommerferien drei bis vier Wochen frei zu disponieren, während welcher Sie auf meiner Station zu Gast sind und an den nachgelassenen Werken schreiben, während wir Ihren Quälgeistern zu Leibe rücken.

Ich weiß, daß es beinahe aussichtslos ist, diese Bitte an Sie zu richten, weil es Ihnen unsympathisch ist, mit sich etwas anstellen zu lassen, weil Sie von der Medizin nichts halten, und weil Sie finden werden, man kann eine solche Hilfe nicht annehmen.

Die Behandlung wird aber nicht störend für Sie sein, den Medizin-Skeptizismus brauchen Sie erst in dem Maße zu revidieren, wie es Ihnen besser geht, und zum dritten Punkt ist nichts zu sagen, als daß doch wohl

außer Frage steht, wer von uns beiden zu danken hat...

Berlin-Zehlendorf, den 8. 10. 1955

Lieber Freund!

...Aber welche Freude hat mir Ihr Brief gemacht! Auch ich denke ja so viel mehr an Sie, als das in den kurzen Nachrichten und den schnellen Besuchen zum Ausdruck kommt, und je älter ich werde, um so dankerfüllter bin ich, wenn ich an Sie denke. Ich hätte nicht gewußt, wie ich auf diesem öden rheinischen Gymnasium meine Tage hätte weiter fristen sollen, ohne die Wertmaßstäbe und die Impulse, die von Ihnen kamen und die, das überblicke ich je länger je mehr, meine gesamte spätere Bahn bestimmt haben.

Daß Sie Briefe aus jener Zeit noch besitzen! Aber ich brauche sie nicht zu lesen, ich kann mir jeden einzelnen Tag (auch den Anfang in Limburg), jeden Moment in die Erinnerung rufen...

1962 (Juni)

Lieber Freund,

Bevor ich „zur Sache“ komme, möchte ich endlich eine Absurdität in unseren persönlichen Verhältnissen ausräumen, die mir am Freitag bei dem gemeinsamen Zusammensein mit Otto Steckhan als eine allein von mir verschuldete Dissonanz zum Bewußtsein kam und zu Herzen ging. Natürlich handelt es sich um das unserer Vertrautheit, Herzlichkeit und Geistes-Zusammengehörigkeit so gar nicht mehr entsprechende konventionelle „Sie“. So wage ich also die Bitte, es von nun ab endlich zu ersetzen durch das mich mit allen meinen Freunden und diese auch untereinander verbindende Du, und in dem sicheren Gefühl, damit weder eine Fehlbitte zu tun noch einer Nötigung mich schuldig zu machen, sondern etwas nachzuholen, was von mir seit, ich glaube etwa 50 Jahren, hätte geschehen sollen und unausgesprochen auch wohl schon gältig war — vielleicht auch bei Dir.

Also nun zur Sache. Mein lieber alter Freund Paul Vogler, zuerst einmal muß ich Dir von ganzem Herzen danken für Dein Übersiedlungsangebot. Du wirst es verstehen, daß ich es gegenwärtig nicht annehmen kann, weil es hieße, die größte Schicksalsgnade meines Alters preisgeben, die beständige Verbindung mit Otto Steckhan, ohne die ich mir mein Leben nicht mehr vorstellen kann und mag. Er hat mich als 15-jähriger zum ersten Mal 1913 auf dem Hohen Meißner gehört und ohne daß wir uns kennen lernten, nie aus den Augen verloren. Erst als er 1945, schwer verwundet, aus dem Krieg zurückkam und mich in Göttingen vorfand, setzte er sich spontan mit mir in Verbindung und wurde mein Freund und Mitarbeiter. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, mein von Vergessenheit und Verfemung bedrohtes Lebenswerk für eine postume Auswirkung zu erhalten, er hat schon jetzt eine unendliche Mühe daran gewandt, es durchzuarbeiten, zu ordnen, zu

propagieren — er kennt es besser als ich selbst — doch genug davon. Ich bin dessen gewiß, daß Du mich verstehst. Wenn ich jetzt von ihm losgerissen würde — ich würde vor Heimweh sterben.

Aber: Dein großzügiges Angebot tut mir nicht nur unendlich wohl als ein Ausdruck Deiner treuen und wachsenden Freundschaft, sondern dient gar sehr meiner inneren Ruhe, denn ich gestehe, daß mir mein endgültiger Verbleib eben doch Sorgen gemacht hat, die dadurch, daß man sie aus dem Bewußtsein verbietet, doch noch nicht seelisch erledigt sind. Darf ich also, falls ich nicht mehr aus und ein weiß, auf Dein mich tief beglückendes Angebot zurückkommen, selbstverständlich ohne Dich zu binden? ...

Prof. Dr. med. Paul Vogler
Mein lieber Freund!

3. Juli 1962

Mit Freude und Glück ergreife ich die vertraute Form der Anrede. Und mit Dank. Das Gesetz, mit dem man antritt, gilt heute wie damals, als die Vorrede zu „Schule und Jugendkultur“ in mein vergräntes, ja verzweiflungsvolles Gymnasiastendasein hineinfiel, Funkelschein alles Kommenden. Ich erkundete den Autor, fuhr (in grüner Tertianermütze) nach Limburg und hatte den Herrn gefunden, streng und milde, der die Richtung gab. Dein Schritt ist jetzt gewiß die notwendige Beseitigung einer Diskrepanz, so empfinde ich auch. Und der wirkliche Vollzug einer Wahl und eines Geschickes, das, wie Du sagst, unausgesprochen schon über uns waltete.

Es war mir eine besondere Genugtuung, daß mein Vorschlag — und welcher bescheidene Dank ist es, den jeder von uns Dir zu erstatten fähig ist —, daß mein Vorschlag von Dir und von O. Steckhan gleich in der gemeinten Realisierungsnahe erkannt wurde; wenn es nun vielleicht auch noch ein Jahr dauert, bis O. St. sein Haus (durch Kauf und Verkauf) in die Gegend von Partenkirchen verlegen kann. Niemand, der Euch beide in diesem vollkommenen Konnex sieht, wird etwas wünschen wollen, bevor O. St. mitziehen kann. Aber nach dem letzten Rundbrief hatte ich begriffen, daß Deine Sorge, äußere Dinge könnten Deine Jahre in ihrer Produktivität behindern, für mich unerträglich sein würde. Diese Vorstellung mußte ich ein für allemal beseitigt wissen. Und mir will scheinen, daß auch für die Zwischenzeit noch manches überlegt werden sollte, von der Putzfrau bis zu einem späterhin vielleicht doch unumgänglichen Übergang von der Handschrift zum (Band-)Diktat.

Aber darüber will ich mit O. St. sprechen. Heute nur die Freude über Deinen Brief. In Treue und Liebe

Dein P. V.

Diese wenigen Auszüge aus dem reichen Briefwechsel zwischen Paul Vogler und Gustav Wyneken lassen nur die Tiefe der Freundschaft und Weite der geistigen Spannung errahnen. Gustav Wyneken hat noch am

9. 4. 1964 eigenhändig dem lieben Freund und treuen Helfer Professor Dr. Paul Vogler zu seinem Geburtstag geschrieben und als Beilage handschriftlich nachfolgenden Text mitgegeben:

Bleistiftstummel

Wackrer Stift, den meine Hände
Aufgebraucht zum letzten Ende!
Ich der Herr und er mein Knecht,
Was ich schrieb — ihm war es recht.
Möcht' auch ich in Geistes Händen
So mein Tagewerk vollenden!
Er der Schreiber, ich sein Stift,
Und mein Leben seine Schrift.

Gustav Wyneken

ZWEI DOKUMENTATIONEN
AUS DEM QUICKBORN SCHLESIENS

IM DIENST DES FRIEDENS
Lebenserinnerungen eines katholischen Europäers
Hermann Hoffmann

Konrad Theiss, Stuttgart und Aalen 1970. 366 S.

Auf 366 Seiten in 20 Kapiteln zieht das Leben von Prof. Dr. h. c. Hermann Hoffmann in seinem letzten und so spannend geschriebenen Buch „Im Dienst des Friedens“ an dem Leser vorüber, im Inhalt Werden und Wesen eines Mannes darstellend, der in Schlesien, jener geistdurchwehten Landschaft, verwurzelt, in seinem Exil zu Leipzig im 94. Lebensjahre vor einem Jahr am 12. 1. 1972 verstarb und uns diese frühe und authentische Dokumentation der Anfänge des Quickborn-Bundes innerhalb der deutschen Jugendbewegung hinterließ.

In einer behüteten Jugendzeit in Glogau, fröhlichen Studentenjahren in Breslau (1898—1903), ersten Anstellungen als katholischer Priester (Kaplan in Naumburg/Schl. und Liegnitz, Kuratus in Breslau, Religionslehrer ebenfalls in Breslau 1907—1927), entwickelte sich jene bestimmte und bestimmende Eigenständigkeit des Denkens und Planens, die Hermann Hoffmann zu einem profilierten Führer der Jugend werden ließ. Sein Ausblick in die Welt auf großen Fahrten und Reisen (bis Palästina und Ägypten: damals 1908!), aber auch sein Einblick im Ersten Weltkrieg als Divisionspfarrer in den tödlichen Wahnsinn des Bruderkrieges mit den Nachbarvölkern läßt ihn aktiv werden mit Gründung des ersten abstinente Schülervereins „Der Wanderfreund“ in Breslau (1912), mit Teilnahme auf Treffen des „Internationalen Versöhnungsbundes“, mit Vorträgen auf deutsch-polnischen Friedenskonferenzen oder der Kirchenkonferenz von Lausanne (1927) und anderen Zusammenkünften früher ökumenischer Begegnungen.

Für den kritischen historischen Forscher nach den keimhaften Anfängen der Jugendbewegung auf dem katholischen Flügel gibt das Kapitel „Quickborn“ (S. 160 ff.) redlich umfassende Auskunft.

Gesah die Quickborn-Bewegung aus einem echten Impuls und Impetus dieser Jugend innerhalb der katholischen Kirche? Oder war sie nur aus einer klug-pastoralen Verpflanzung von jenen neuen Ideen in älterliche kirchliche Kongregationen entstanden?

Zunächst wird in dem Bericht (S. 66) festgestellt, daß 1912 der Vorschlag abgelehnt wurde, den abstinente Schülerwanderverein in Breslau „Katholischer Wandervogel“ zu benennen. Deshalb erhält dieser die Bezeichnung „Wanderfreund“, die dann 1917 mit dem Namen „Quickborn“ („Leben-

diger Brunn“) ausgetauscht wird. Über den inneren Geist aber geschieht bald ein erstes Bekenntnis von Hermann Hoffmann: „Das Wandern und Singen wurde Ausdruck und Symbol der Freiheit!“ (S. 163). Im Herbst 1917 begründeten die drei schlesischen Priesterfreunde H. Hoffmann, B. Strehler und Kl. Neumann in Frankfurt/Main den „Verein der Quickbornfreunde e. V.“ und kauften im Frühjahr 1919 durch ihren Beauftragten, Kl. Neumann (den Schöpfer des Volksliederbuches „Der Spielmann“) von dem Fürsten Löwenstein-Wertheim die staufische Burg Rothenfels am Main (1147). Schon im Spätsommer 1919 konnte dort für alle Gruppen aus ganz Deutschland der „Erste Quickborntag“ stattfinden, dem durch 50 Jahre hindurch weitere bewegt gestaltete Tage und Treffen folgen sollten. Ein charakteristisches Urteil eines Teilnehmers aus diesen ersten Aufbruchzeiten auf Burg Rothenfels: „Dort fand ich, was ich von Jugend an erstrebte: eine frische, wunderbar klare Jugendbewegung, sich eng anschließend und erneuernd an die Religion, mit bewußten Sinnen in die Welt schauend, den Willen zur Entsagung nicht weniger stärkend als den frischen Willen zu hohem Streben nach wahren Lebenshöhen!“ (S. 168).

Nun erscheinen auf den nächsten Seiten des Hoffmannschen Buches immer öfter Formulierungen aus der Wertschau der Jugendbewegung sowie Schilderungen von Tagen und Führerwochen auf der „Burg“ (1920: mit 1500 Teilnehmern), nicht zu übersehen auch Auseinandersetzungen mit verschiedenen Autoritäten (S. 176 ff.). Überall waren im deutschen Sprachgebiet (weit über die Staatsgrenzen hinaus) Quickborn-Gruppen (wie auch 1923 unsere Volker-Gruppe in Augsburg) entstanden, deren Geist die „Liturgische Bewegung“ (die Erneuerung der gottesdienstlichen Formen) hervorbrachte und „Das dreifache Recht der Jugend auf Freiheit, Eigenleben und Freude“ betonte. (So in einem frühen Flugblatt von H. Hoffmann formuliert.) „Die Forderung der Freiheit für die Jugend, das letzte Ziel der Jugendbewegung, führte mitten in den Widerspruch zwischen Autorität und Freiheit hinein. Kein Wunder, daß die Jugendbewegung den Quickborn als verwandt erkannte und anerkannte, aber auch daß Quickborn immer wieder in den Verdacht oder Verruf revolutionärer Gesinnung kam.“ (S. 171).

Hier freilich werden Fragen offen, die weit über diese Selbstdarstellung des Quickborn aus der Feder seines altgewordenen Führers hinausreichen: Die Fragen nach dem Beitrag dieses Flügels der erwachten christlichen Jugend für das Wertbewußtsein und die Gotteserfahrung des 20. Jahrhunderts.

Gemessen an den Lebensmotiven dieser Generation im gesamten Bereich („Nicht nur Freiheit von etwas, sondern Freiheit zu etwas — !“) waren und sind Einsicht und Tatwille auch in jenen religiösen Gruppen genügend vorhanden. Erinnernd an die Ansprache von Wilhelm Stählin zur 50-Jahr-

feier des Hohen-Meißner-Tages in der Universität Göttingen „Was bleibt?“ 1963 und an meine Festrede zum 50-Jahr-Gründungstag des Kronacher Bundes im Kronacher Rathaus 1970 sind dort die zwei uneintauschbaren Werte der Jugendbewegung, der sich auch dieser Flügel — gerade dieser Flügel — verpflichtet wußte, aufgezeigt worden. Zuerst und voran steht in unserem durch Massenkollektivismus geprüften Jahrhundert das „Bekenntnis zur wiederentdeckten Seele des Menschen“. Dies entspricht der Wechselbeziehung des erwachten Ichs mit „dem Wiedererwachen der Kirche mit ihren übernatürlichen Gegebenheiten inmitten der Seele“ (Romano Guardini). Und das zweite Wertgesetz ist: „... der Verspruch, nicht geschichtslos und volklos zu vegetieren, sondern dem in der Tradition weiterströmenden Guten und Besten verpflichtet zu bleiben“ (Kronach 1970). In den Begriffen unserer Werkkreise ausgedrückt: Volk und Vaterland auch trotz der Diffamierungen und Negierungen der Gegenwart neben dem primären Wert des Religiösen als sekundären Richtungswert zu begreifen, zu achten und zu verteidigen.

So werden die Führung von Professor H. Hoffmann und der Beitrag von Quickborn innerhalb der Lebensbewegung des 20. Jahrhunderts in der Geschichte der Jugendbewegung anerkannt und gewürdigt bleiben, im besonderen die Befreiung des Religiösen von Verformungen, was in dem offenen Allgemeinen Konzil zu Rom seine späte weltweite Sicherung fand.

Wie stark und lauter die Führerpersönlichkeit Hermann Hoffmann war, wird leuchtend erkennbar aus den letzten Kapiteln des Buches und einer Tatsache: seinem bewußten Verbleib und seiner Bewährung bis zum Ende unter den Freundeskreisen in der Welt der Ostzone. Noch zehnmal weilte er im polnisch gewordenen Schlesien, wie ja die Verständigung zwischen dem deutschen und polnischen Volk sein besonderes Anliegen war.

Auf dem Südfriedhof in Leipzig wurde Hermann Hoffmann nach dem Requiem in der Lutherkirche durch seinen Bischof zur Ruhe gebettet. Der große Quickbornkreis Sachsens und Schlesiens sang dem hochbetagten Getreuen aus Schlesien über dem offenen Grab das Lied und den Gruß vom Schneegebirge, dem frischen Brunnlein und der ewigen Jugend.

Martin Kuhn

DER HEIMGARTEN

Studien und Quellen zur katholischen Volksbildungsarbeit

Hermann Fuhrich

Dülmen (Westfalen) 1973. 195 S., 8 Bilder

Als vierte Veröffentlichung wurde die Dokumentation für das Werden und Arbeiten eines geistigen Zentrums der Jugendbewegung in Schlesien, des „Heimgarten“ in Neisse (Oberschlesien), im Auftrag des „Arbeitskreises

für schlesisches Lied und schlesische Musik“ eben herausgegeben, eine Schrift, die den kundigen Leser auf eine offensichtliche Parallele zum „Boberhaus“ der schlesischen Jungenschaft, dessen durch NS-Mächte erzwungene Auflösung sowie die Entstehung eines aktiven Arbeitskreises nach dem Krieg im Westen hinweist: ein geistiges, dem Schicksal abgetrotztes Neuerstehen und verwandeltes Fortleben schlesischen Kulturbewußtseins.

Der Verfasser des Buches, Hermann Fuhrich, war 1924 als Junglehrer selbst beim Aufbau und Ausbau des Volksbildungswerkes „Heimgarten“ als Lehrer und Erzieher, als Musiker, Chorleiter und Schriftsteller tätig gewesen und löst heute nach 50 Jahren, nun in dem oberbayerischen Dorf (8201) Stephanskirchen bei Rosenheim als Rektor a. D. wohnhaft, die Verpflichtung ein (wofür das Archiv der Deutschen Jugendbewegung ihm als noch lebenden Augen- und Ohrenzeugen besonders dankt), die Dokumente über den „Heimgarten“ wohlgeordnet der Nachwelt vorzulegen.

Wichtig ist für die Bewertung, beim Durchblättern der 200 Seiten das Leitwort aus dem Mund des Quickborners H. Fuhrich für diese Zeit der Anfänge immer wieder und wieder zu überdenken:

Es war „eine Arbeit“, die vor allem in jedem einzelnen wieder die Besinnung auf den Adel seines Menschentums und auf sich selbst als einem Ebenbild Gottes wecken sollte. Er (der „Heimgarten“) wurde bald zum Ausgangs- und Stützpunkt einer Bewegung, in der die geistigen Kräfte des deutschen Ostens zum klaren Bewußtsein ihrer Eigenart innerhalb des Geisteslebens des gesamten Vaterlandes erwachten. Und dies in einer Zeit, in der sich die *Erwachsenenbildung* noch nicht im Stadium approbierter, institutioneller Verankerung befand, sondern in dem Zustand des Versuchs und der Bewährungsprobe.“ (S. 15 f.)

In 18 knappen, oft wieder mannigfach unterteilten Kapiteln wird der Inhalt der Veröffentlichung übersichtlich dargeboten: „Der Heimgarten als Volksbildungsraum“, „Die unwiederholbare Atmosphäre“, „Geist und Sinn der volksbildnerischen Absichten“, „Blutendes Oberschlesien“, „Die Grenzland-Volkshochschule“, „Die Stadt Neisse“, „Neisse als Eichendorff-Stadt“, „Junge kath. und schlesische Dichtung in der Volksbildung“, „Die Bauern-Volkshochschule“, „Die Arbeiter-Volkshochschule“, „Klingendes Leben“, „Die Spielschar“, „Volkslied und Volksmusik“, „Volkstanz“, „Die Ostdeutschen Hochschulwochen“ usw.

Man stelle sich zunächst das Gesamtanwesen „Heimgarten“ vor: ein stattliches, innerhalb eines 10 000 qm großen Gartens (mit Spielwiese und Freilichtbühne) vor dem Ersten Weltkrieg 1913/14 auf die Initiative von Dr. Bernhard Strehler und Prof. Dr. Klemens Neumann hin im Auftrag des Neisser „Kreuzbündnisses“ (eines Abstinenzbundes) im Stile jener Tage erbautes Haupthaus. Daneben wurde 1926 das Strehler-Haus (Einweihung 3. 10. 1926) als Unterkunft der Heimvolkshochschule errichtet.

„Einige Räume für Vorträge, Arbeitsgemeinschaften, gemeinsames Essen und Feierabende waren dem Zweck entsprechend und in wohlthuender Einfachheit eingerichtet und ein großer, etwa 800 Sitzplätze bietender Festsaal mit einer allen Erfordernissen entsprechenden Stilbühne bot reichlich Gelegenheit zu Großveranstaltungen, zu Laienspiel, Musikvorspiel und Konzert, zu Fest und Feier... Der ‚Heimgarten‘ in seiner neuen Gestalt (1923) war dort nach dem Vorbilde der von N. F. S. Grundvig ins Leben gerufenen dänischen Volkshochschulheime in sinngemäßer Abwandlung von Dr. B. Strehler, Dr. E. Laslowski und Prof. Dr. Kl. Neumann im Verein mit Gertrud Kunza gegründet worden.“ (S. 17.)

So lernte ich im Sommer 1932 dieses oberschlesische Zentrum der Jugendbewegung kennen und glaube heute noch in Erinnerung etwas von dem Geiste, der uns dort aus dem Stil der Einrichtung oder aus der Begegnung seiner Bewohner mit uns Gästen entgegenwehte, zu verspüren.

In den ersten Kapiteln der Schrift wird die jene „unwiederholbare Atmosphäre“ (S. 29) und „Leuchtkraft, die dem ‚Heimgarten‘ Wärme und Leben gab“ (S. 47) bewirkende Gestalt Klemens Neumann, als Hausvater vorgestellt. Freilich schon am 5. Juli 1928 wurde Dr. Kl. Neumann nach fünf Jahren unermüdlichen Schaffens in einen anderen Ewigen Heimgarten abberufen und zu Neisse auf dem unweit seines Sterbehauses gelegenen Friedhof in der Nähe von Eichendorffs Grab in seine geliebte schlesische Erde gebettet, die ihm zur Heimat geworden war. Die drei Bünde der Jugendbewegung katholischer Prägung: Quickborn, Staffelfein (Sudetenland) und Neuland (Österreich) aber verloren nie auch in den nachfolgenden Jahren die Beziehung zu den Führern der Begegnungsstätte in Neisse.

Im Hintergrund der geschilderten Jahre und Tagungen glühen in den Kapiteln „Blutendes Oberschlesien“ oder „Grenzland-Volkshochschule“ (in heutiger Sicht brennender denn je) die Probleme schlesisch-polnischer Grenzlandschaft auf, die hier zu einer Aktivierung der Nachbarschaft (damals wie heute noch mehr) verpflichtet.

Bei der Vielzahl der nun angeführten Veranstaltungen, Referenten, Wissens- und Lebensgebiete wie: „Junge schlesische Dichtung“, Forschung über oberschlesisch-polnische Volkslieder, ständische (Bauern-, Arbeiter-) Volkshochschulbemühungen, neue musische Kultur (Spielfahrt, Singwoche — mit Hensel oder Fuhrich —, Volkstanz), neue Volksliturgie, Ostdeutsche Hochschulwochen u. a. wird man ängstlich fragen, ob hier nicht ein Märchengarten mit blühenden Blumen über versteckten Dornen des hartfordernden Lebens geschaffen wurde. Auf solche Ängste und Zweifel antwortet eine Wegweisung von 1924 mit der hier wiedergegebenen Mahnung in der Zeitschrift „Die Schildgenossen“ (S. 180):

„Jetzt geht es für sie (die kath. Jugendbewegung) darum, in die Sachordnungen des Gesamtlebens, Beruf, Gesellschaft, geistiges Schaffen, ein-

zutreten, aber die Wesenhaftigkeit ihrer Kraft und ihrer Haltung zu bewahren... Es ist der Augenblick, da die Jugendbewegung in die Zusammenhänge einer ihr wesensfremden Welt eintreten soll, aber *die schützende und nährenden Umgebungen* besonderer geistigen Heimat noch hat.“

Auch diese Zeit ist nun, 1973, längst vorüber. Heute ist im einzelnen Menschen der Beweis zu erbringen, wie auch nach dem Verlust der „Umgebung“ das Bild von Freiheit, Einsicht und Wesenhaftigkeit als Prinzip durchs Leben getragen werden kann. Gerade der „Schlesier auf und nach der Flucht“ hat (zu unserer Beschämung im Westen oft genug) das seelische Gut der Lebensbewegung des 20. Jahrhunderts bis in unsere Stunden bewahrt, ja, es in festen fleißigen Kreisen — sei es im „Arbeitskreis für schlesisches Lied und schlesische Musik“ (Gerhard Pankalla und Gotthard Speer, der dem Buch ein Vorwort gab) oder im „Boberhauskreis“ (mit seinen Seminaren) — an die nächste Generation abgewandelt, aber unvermindert weitergegeben.

Ähnlich wie schon vor 1932 der Freiwillige Arbeitsdienst entstanden war, mit dessen Gründung das „Boberhaus“ und die „Schlesische Jungmannschaft“ voranging, gründete man auf katholischer Seite das „Heimatwerk Schlesien“ und dies auch mit einem freiwilligen Arbeitslager im „Heimgarten“ (letzter Leiter des „Heimgarten“: Felix Rabatz, gefallen). Im Oktober 1933 wurden alle Lager im NS-Arbeitsdienst zusammengefaßt. Aus dem „Heimgarten“ wurde eine vorwiegend der weltanschaulichen NS-Ausrichtung dienende Schulungsstätte. Bei Kriegsende 1945 ist er durch Artilleriebeschuß in Trümmer gesunken (S. 186).

Das Werk „Heimgarten“, dessen Wirken sich nur auf ein einziges Jahrzehnt erstreckte und in dem so viele Impulse der Jugendbewegung zusammengefaßt waren, hat in dem Buch von H. Fuhrich — der Text ist mit 669 Anmerkungen gestützt und mit einem (leider zu kurzen) Bildanhang versehen — ein wichtiges literarisches Denkmal aus Schlesien erhalten.

Martin Kuhn

ÖSTERREICHISCHE JUGENDBEWEGUNG

(1900—1938)

Gerhard Seewann

Die Entstehung der Deutschen Jugendbewegung in Österreich-Ungarn 1900—1914 und die Fortsetzung in ihrem katholischen Zweig „Bund-Neuland“ von 1918—1938. (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Jugendbewegung, Band 15), 1971, 2 Bände zusammen 1045 S., ausführliches Namens- und Ortsregister, 40 S. Quellen und Literatur, dipa-verlag, Frankfurt a. M., 1971.

Jeder Band 26,— DM, zusammen 49,80 DM.

Zunächst¹⁾ sei festgestellt, daß das Werk schon in seinem Titel eine mißverständliche Unrichtigkeit enthält, da es von einer Jugendbewegung in Österreich seit 1900 spricht, und zwar ausdrücklich anführt: „Die Entstehung der Deutschen Jugendbewegung in Österreich-Ungarn 1900—1914.“ S. kommt zu dieser Behauptung, weil er den 1905 von dem katholischen Sozialpolitiker und Kulturkritiker Anton Orel in Wien gegründeten „Bund der österreichischen Arbeiterjugend“, der später in „Freie christliche Jugend“ umbenannt wurde, als die Geburtsstunde der katholischen Jugendbewegung in Österreich betrachtet (15. 1. 1905). Diese Auffassung ist verfehlt. Weder die gesamte Orel-Bewegung, noch ihre Jugendorganisation hatte das geringste mit Jugendbewegung zu tun und ist auch keinesfalls Vorläufer der katholischen Jugendbewegung in Österreich. Es wurde im Archivjahrbuch 1971 ein ausführlicher Beitrag von Ernst Joseph Görlich „Anton Orel und die Freie Christliche Jugend Österreichs“ gebracht. Auch aus diesem kulturhistorisch sehr interessanten Aufsatz ist klar ersichtlich, daß diese Organisation mit der Deutschen Jugendbewegung nicht das geringste zu tun hatte.

Vielmehr beginnt die Deutsche Jugendbewegung in Österreich wie mit einem Paukenschlag mit der Gründung des Österreichischen Wandervogels am Pfingstmontag 1911 in einem Straßengraben bei Hirschberg in Böhmen. Wenige Tage später wurde die offizielle vereinsmäßige Gründung des Österreichischen Wandervogels im Hörsaal einer Wiener Hochschule durchgeführt. Vor diesen Ereignissen gab es in Österreich nichts, was als Jugendbewegung hätte bezeichnet werden können. Somit ist der Titel des Werkes falsch und es stellt die Zeitangabe im Titel 1900—1938 eine grobe Unrichtigkeit dar, was wir aber nicht etwa aus alberner Prioritätseifersucht mit Nachdruck anmerken.

Der Autor, geboren 1944 in Graz, erwarb mit dieser ungemein fleißigen und sonst minuziös genauen geistesgeschichtlichen Studie 1971 das philosophische Doktorat an der Universität Graz bei dem Historiker Prof. Dr. A. Novotny, der dem Buch auch das Geleitwort voranschickt. S. hat der Jugendbewegung nicht angehört, er war eine Zeitlang Leiter einer katholischen Studentenorganisation seiner Diözese, 1970—1972 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Archiv der deutschen Jugendbewegung am Ludwigstein. Auch dem nach 1945 wiedererstandenen „Bund Neuland“ gehört er nicht an, wie er selbst gelegentlich einer Aussprache betonte.

Um diesen „Bund Neuland“ und seine bewegte Geschichte handelt es sich aber im wesentlichen bei diesem Werk, das am Umschlag beider Bände mit einem Doppeladler, nämlich einem Reichsadler aus dem 16. Jahrhun-

¹⁾ Ergänzend wird auf die Bemerkungen des Rezensenten im Anschluß an das Referat Seewanns über die katholische Jugendbewegung Österreichs im 4. Archivjahrbuch, S. 118—121, und auf seine Besprechung des gleichen Werkes in der Zeitschrift „Der Neue Bund“ (1972, S. 216, 221) hingewiesen.
G. F.

dert, geschmückt ist. Von den 10 Kapiteln des Gesamtwerkes behandeln acht Kapitel die Geschichte des „Bundes Neuland“, von den 1000 Seiten 837. Dies allein besagt schon, mit welcher pedantischen Genauigkeit der wechselvolle Weg dieses Bundes, seine Tagungen, Zeitschriften, Führerblätter und Menschen geschildert werden, von der Gründung des Christlich-deutschen Studentenbundes (CDSB) um die Jahreswende 1918/19, über die Pfingsttagung 1921 in der Aula des Wiener Schottengymnasiums und auf dem Leopoldsberg, wo gleich einem Pfingstwunder das Erlebnis der Gemeinschaft wie Sturm und Feuer in die zweitausend Burschen und Mädchen fuhr und binnen kurzem aus dem erstarrten CDSB einen Bund der deutschen Jugendbewegung machte, zunächst „Jung-Österreich“, bald danach „Bund Neuland“ genannt. Über vielfältige Entwicklungsstufen, „jungkatholischen Geist“, „bündische Ideologie“, Jungenschaft, Krisen und Kämpfe führte der Weg dieses Bundes bis zum Verbot aus Rom 1936 bzw. zur kurzfristigen Entziehung der kirchenbehördlichen Genehmigung durch Kardinal Innitzer und schließlich bis zum endgültigen Auflösungsbescheid der Gestapo 1938.

Es wäre verfehlt, wollte man in dieser Darstellung lediglich eine über Gebühr umfassende und dabei den Gegenstand selbst überwertende Vereinsgeschichte sehen. Davon kann keine Rede sein. Vielmehr hat S. mit unglaublicher Sorgfalt, peinlicher Gewissenhaftigkeit und für einen Nachgeborenen erstaunlichem Einfühlungsvermögen sowie mit einer zweifellos mühevoll erworbenen gediegenen Sachkenntnis einen entscheidenden Beitrag zur Geistes- und Ideengeschichte der jung-katholischen österreichischen Generation zwischen den Kriegen geleistet, zu dem wir ihn und den „Bund Neuland“ neiderfüllt durchaus beglückwünschen können. Daß er auch den darin wirkenden Persönlichkeiten, vor allem dem kürzlich verstorbenen Michael Pfliegler und Karl Rudolf, zwei hervorragenden deutschbewußten Priestern, aber auch Anton Böhm, Franz Maria Kapfhammer, Franz Hieronymus Riedl und vielen anderen gerecht zu werden versteht, muß rühmend erwähnt werden. Die meisten dieser Namen stehen uns Älteren noch in durchaus guter Erinnerung, wie wir überhaupt aus dem eigenen Erlebnis jener Jahre vieles zu bestätigen in der Lage sind, was von S. durch eifrigstes Studium einer ungeheuren Menge einschlägiger Literatur als ein gültiges Geschichtsbild erarbeitet wurde.

Der „Bund Neuland“ war ein Kind der österreichischen Mittelschülerbewegung, die mit dem Zusammenbruch im November 1918 zunächst in Wien, gleich darauf in der österreichischen Provinz gleich einer Revolte unter den Schülern der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, Lehrerbildungsanstalten, technischen Fachschulen u. dgl. ausgebrochen war, die in Österreich als Mittelschulen bezeichnet wurden und werden. Diese Bewegung hatte zwei Wurzeln: die Rückkehr der Militärdienst leistenden Mittel-

schüler, die berechtigterweise eine Reihe von Forderungen stellten, denen sich die Zivilmittelschüler anschlossen, und andererseits die allgemeine politische Umwälzung, die eine Änderung des ganzen Zeitgeistes herbeiführte. Binnen weniger Wochen entstanden — entsprechend den weltanschaulich-politischen Lagern — der Deutsche Mittelschülerbund (DMB, in Wien am 10. 11. 1918), die Freie Vereinigung sozialistischer Mittelschüler (FVSM, 12. 12. 1918) und der Christlich-deutsche Studentenbund (CDSB, 19. 1. 1919), die zusammen mit einigen kleineren Vereinigungen die Vorbereitungen für die Bildung eines Zentralausschusses der Wiener Mittelschüler zur Durchsetzung ihrer Grundforderungen trafen: Koalitionsfreiheit (für die Obermittelschüler), Gewissensfreiheit (kein Zwang zur Teilnahme an religiösen Übungen), Bildung von Schulgemeinden, Schulreform (mit Änderung der Lehrpläne). Wortführend und zahlenmäßig weitaus am stärksten in dieser Bewegung war zunächst und für lange der Deutsche Mittelschülerbund, in ihm vor allem die Wandervögel mit dem wortgewaltigen Karl Ursin an der Spitze.

Als ein besonderer Vorzug der vorliegenden Studie muß es bezeichnet werden, daß S. außer einem geschichtlichen Rückblick auf die Jugendbewegung im „Reich“ und auf den Österreichischen Wandervogel auch auf gewisse Randerscheinungen der Jugendbewegung in Österreich eingeht, die ebenso wie die genannte Mittelschülerbewegung bisher keiner oder doch nur einer ungenügenden Darstellung gewürdigt wurden: so der Wiener Kreis um Siegfried Bernfeld und um die Zeitschrift „Der Anfang“. Der in engem Kontakt zu Wyneken stehende Meißnerfahrer von 1913, Siegfried Bernfeld (1892—1953), hatte übrigens auch einen maßgeblichen Einfluß auf die Wiener Mittelschülerbewegung, die bei S. ein wenig zu kurz kommt, obwohl ja aus ihr die wesentlichen Impulse zur Gründung der CDSB und damit des späteren „Bundes Neuland“ gekommen waren. Zusammen mit dem Berliner Barbizon und S. Bernfeld als Herausgeber hatte Wyneken als verantwortlicher Redakteur 1913 die Zeitschrift der Jugend „Der Anfang“ mit zwei Redaktionen in Berlin und Wien gegründet. „Der Anfang“ war aber nicht nur Sprachrohr des Wyneken-Kreises, sondern auch des von Bernfeld in Wien ins Leben gerufenen „Akademischen Comitees für Schulreform“, zu dem noch ein „Sprechsaal Wiener Mittelschüler“ kam. Darin setzte sich der Geist der Jugendbewegung bald durch, und Bernfeld gründete mit seinen Getreuen 1913 Wiener Wandergruppen, denen er den Namen „Grüner Wandervogel“ gab. So führte Bernfeld seit 1911 die Bewegung der Jugendkultur Gustav Wynekens in Wien, 1915—1919 war er mit dem Aufbau einer zionistischen Jugendbewegung im Raum der Donaumonarchie beschäftigt und organisierte den Zentralverband jüdischer Jugendgruppen in Österreich, den Verband für Jüdische Jugendfürsorge und das Jüdische Pädagogium, schließlich das jüdische Kinderheim Baumgarten in Wien. In-

wieweit Bernfeld auch an der Gründung des „Blau-Weiß-Bund für jüdisches Jugendwandern“ 1913 beteiligt war, geht aus der Darstellung S. nicht deutlich hervor. Doch erheben sich folgende Fragen: Wie lange bestand Bernfelds „Grüner Wandervogel“? Ging er im Krieg in den „Jungwandervogel“ über, von dem mein Mitschüler (durch acht Jahre im Wiener „Sperleum“), der heute weitem bekannte Schriftsteller William S. Schlamm in einem seiner interessantesten Bücher „Die jungen Herren der alten Erde“ (1963) im Zusammenhang mit Bernfeld berichtet? Dies scheint S. entgangen zu sein. Der Wiener „Jungwandervogel“ bestand noch mindestens bis 1919, da sich damals in den „Mitteilungen an alle Mittelschüler“ fast regelmäßig Fahrtenankündigungen finden. Unlängst (Sommer 1972) von mir mündlich darüber befragt, konnte sich Schlamm noch gut an den „Jungwandervogel“ Bernfelds gegen Ende des Ersten Weltkrieges, nicht aber an Zusammenhänge mit dem „Grünen Wandervogel“ der Vorkriegszeit oder mit „Blau-Weiß“ erinnern. Ungeklärt bleibt einstweilen auch noch die Frage, ob Bernfelds „Jungwandervogel“ irgend etwas mit dem gleichnamigen reichsdeutschen Bund Willie Jansens und Willie Jahns, Hans Blüher und Hjalmar Kutzlebs zu tun hatte, was im Hinblick auf die Mittelfigur Wynekens nicht ganz ausgeschlossen wäre.

Schließlich sei noch angemerkt, daß mein eigener Bund, der Österreichische Wandervogel, in diesem Buche S.'s schlecht wegkommt. Es überwiegen die schlechten Zensuren. Der Nationalismus schon in der Frühzeit des Österreichischen Wandervogels, seine angebliche Identifikation mit deutschnational-großdeutsch-alldeutscher Politik und vieles, vieles andere werden mit belehrend und drohend erhobenen Zeigefinger als primitiv-leichtfertiger, militanter Nationalismus angeprangert und verurteilt. Militanter Nationalismus ist ja bekanntlich nur Siegnationen oder Entwicklungsländern, keinesfalls aber den Deutschen erlaubt. Es sollte einer späteren Geschichte des Österreichischen Wandervogels vorbehalten bleiben, all dies ins rechte Licht zu rücken.

Zu guter Letzt sei rühmend und mit aufrichtiger Zustimmung noch folgendes hervorgehoben: Nirgends, an keiner Stelle der Berichte über Tagungen, Reden, Vorträge, Aufsätze in den Bundesblättern und im sonstigen Schrifttum Neulands wird das eindeutig deutsche, ja großdeutsche Bekenntnis Neulands verheimlicht, vertuscht oder verfälscht. Von Pfliegers Standardwerk „Die deutsche Jugendbewegung und der jungkatholische Geist“ (1923) bis zu Bekenntnissen zur „völkischen Jugendbewegung“ und zur Reichsideologie bis 1938 oder knapp davor, zieht sich die Bekundung, ein Glied des deutschen Volkes und ein Bund der deutschen Jugendbewegung zu sein, wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte Neulands. Es ist heutzutage, zu Zeiten der „österreichischen Nation“, gut, sich daran zu erinnern. Und S. scheut keine Gelegenheit, dies zu tun. Dies sei anerkennend ver-

merkt. Es scheint uns, als kämen solche Erinnerungen nicht allen aus dem „Bund Neuland“ hervorgegangen und heute auf der Höhe ihrer Wirksamkeit stehenden Männern, Politikern, selbst Kirchenfürsten, ganz zurecht. Um so dankbarer müssen wir für die Auffrischung dieser Erinnerungen durch Seewann sein.

Karl Thums

NAMEN UND WERKE

Hinrich Jantzen

Biographien und Beiträge zur Soziologie der Jugendbewegung
Bd. 1. 360 S. dipa-verlag Frankfurt 1972. 45 DM.

Walther Jantzen hat auf Grund von 100 Fragebogen 1957 auf einer Tagung der Ranke-Gesellschaft in Marburg einen Vortrag über „Die soziologische Herkunft der Führungsschicht der deutschen Jugendbewegung 1900 bis 1933“ gehalten (Druck: Jahrbuch der Ranke-Gesellschaft Bd. 3, 1957). Sein Sohn Hinrich hat mit dem Material des Vaters die Aufgabe übernommen, die Arbeit weiterzuführen, und legt nun den 1. Band eines weitgespannten Unternehmens vor, das Biographien von Freunden und Angehörigen der Jugendbewegung bringen will. Der Band enthält 62 Biographien, denen, soweit möglich, jeweils ein Bild und eine Schriftprobe, auch Proben aus dem schriftstellerischen oder künstlerischen Werk beigegeben sind. Der Bogen ist weitgespannt. Es finden sich Freunde der Jugendbewegung wie Avenarius, Hermann Claudius, Popert, Klages, Sohnrey, Martin Buber, auch Lietz und Wyneken, weiterhin Prominente, die selbst der Jugendbewegung, wenn auch manchmal nur kurz, angehört haben wie Kardinal König (Wien) und Bundeskanzler Kreisky, Bürgermeister Weichmann und Ollenhauer, Kurella und Zuckmayer, um einige Namen herauszugreifen. Selbstverständlich sind auch die alten Führer der Bünde vertreten: Walter Fischer, Leopold Fulda, Ferdinand Goebel, Wilhelm Hauer, Neuen-dorf, Schomburg, Hermann Pfeiffer, aber auch unbekannte Namen, Männer und Frauen (freilich nur drei!), die im Wandervogel, in der kirchlichen oder sozialistischen, auch der jüdischen Jugendbewegung aktiv gewesen sind, Männer von der Rechten ebenso wie von der Linken. Erst wenn weitere Bände vorliegen, wird eine soziologische Auswertung möglich sein, doch zeigt schon der erste Band, in wie weiten Kreisen das Erbe der Jugendbewegung nachgewirkt hat, wie viele sich des Einflusses der Jugendbewegung auf ihr Leben bewußt sind und sich auch heute noch dazu bekennen. Etwas kurios wirkt, daß in allen Fällen der Fragebogen in vollem Umfang abgedruckt wird, auch wenn zu den einzelnen Sparten nichts zu bemerken ist. Auch bei den Lebenden findet sich die Spalte „gest./gef.“ oder bei den Kinderlosen nach dem Eintrag „keine Kinder“ noch die Rubrik „Berufe

der Kinder“. Ebenso bei allen, etwa auch bei Rolf Gardiner oder gar bei Walter Flex und Ernst Wurche, die Rubriken: „Widerstandstätig- bei anderen, die in der Widerstandsbewegung ihrer Lebenszeit nach hätten stehen können, aber nicht darin standen, fast wie ein Vorwurf, zumal für politische Tätigkeit außerhalb des Widerstandes keine Rubrik vorgesehen ist. Überhaupt sind die Fragebogen natürlich sehr unterschiedlich ausführlich ausgefüllt worden. Mit ihrem unveränderten Abdruck hat es sich der Herausgeber doch allzu leicht gemacht. Trotzdem kann man dem Werk einen raschen Fortgang wünschen, weil es über die Personalangaben im Ziemer-Wolf oder der „Dokumentation“ hinaus wichtiges Material für eine künftige Soziologie der Jugendbewegung zu vermitteln vermag.

Günther Franz

WATER SPRINGING FROM THE GROUND

An Anthology of the Writings of Rolf Gardiner, ed. Andrew Best.
332 S. Springhead 1972, zu beziehen durch: Ravenstone Presentations Ltd.
North Moreton House Nr. Didcot OX 11 9 AU. UK. Lw. 3,65 £

Im Anschluß an die Würdigungen Rolf Gardiners zu Beginn dieses Jahrbuches sei auf eine Auswahl aus seinem Schrifttum hingewiesen, die ebenfalls zu seinem 70. Geburtstag, ein Jahr nach seinem Tode, herausgekommen ist. Sie gibt in über 50 Stücken einen sehr breiten Einblick in die Gedankenwelt Gardiners, ihre Konstanz und ihre Entwicklung seit 1921, als er seine ersten Gedichte veröffentlichte (auch von ihnen ist ein Teil aufgenommen), bis kurz vor seinem Tod. Jugendbewegung in Deutschland und England (mit schönen Würdigungen von Carl Heinrich Becker und Georg Götsch), Springhead, Landschaftspflege, seine Arbeit in Nyassaland, kurz, alle Seiten seines Wirkens scheinen auf. Es ist zu wünschen, daß ergänzend der von Gardiner selbst noch vorbereitete Band in deutscher Sprache zur deutsch-englisch-skandinavischen Begegnung in der Jugendbewegung zwischen den beiden Weltkriegen als einzigartiges Dokument dieser Zeit auch in Bälde noch im Druck erscheint.

Günther Franz

DIE KONSERVATIVE REVOLUTION IN DEUTSCHLAND

(1918—1932)

Armin Mohler

Ein Handbuch. 2. völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage. 554 S.
Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1972. Lw. 75 DM.

Armin Mohler hat den Ausdruck „konservative Revolution“ nicht erfunden, aber er hat ihn durch seine bei Karl Jaspers 1951 eingereichte

Dissertation zum festen Begriff gemacht. Selten ist eine Doktorarbeit so zur Grundlage weiterer Forschung geworden wie dieses Buch. Es ist daher zu begrüßen, daß M. sie jetzt nach 20 Jahren erneut vorlegt, nun fast schon als historisches Dokument, stilistisch geglättet, durch Anmerkungen, die jeweils besonders gekennzeichnet sind, ergänzt, aber nicht umgearbeitet. Der Wert der Neuausgabe liegt jedoch nicht nur darin, daß die Arbeit jetzt wieder verfügbar ist, sondern vor allem in der beigegebenen höchst umfangreichen Bibliographie S. 171—506, die den reinen Text weit an Umfang übertrifft und fortan ein unentbehrliches Hilfsmittel bei allen Arbeiten zur Geistesgeschichte der Weimarer Republik bilden wird. Allein die Bibliographie über die bündische Bewegung umfaßt 16 enggesetzte Seiten. Doch findet sich gesondert das Schrifttum über Hans Blüher, die Brüder Jünger, über den Jungdeutschen Orden wie den Arbeitsdienst verzeichnet. Die Liste der bündischen Zeitschriften füllt wiederum 10 Seiten. Auch Denker, die der Jugendbewegung nahestanden wie Klages oder Ziegler sind berücksichtigt, selbst ein so Erzliberaler wie Wyneken findet sich, obgleich er sicherlich nicht in diesen Zusammenhang gehört. Bei den Dichtern sind Flex und Löns (S. 315), aber auch Hermann Burte und (im weiten Sprung) Stefan George zu nennen. Gertrud Prellwitz, Hans Suren, Wilhelm Hauer und Herbert Grabert, Otto Rahn, die Motzstraße in Berlin, der Hamburger Kreis um Wilhelm Stapel, der Tatkreis, Rudolf Mirbt und Rüdiger Robert Beer, Kleo Pleyer, Richard Schapke, K. O. Paetel und Hermann Popert, Georg Stammer, Martin Luserke und Hjalmar Kutzleb, tusk, Fred Schmid und teut sind bibliographisch erfaßt. Die Liste ließe sich mehren. Sie zeigt, daß wir hier eine umfassende Bibliographie zur Geschichte der bündischen Phase der Jugendbewegung mit ihren Vorläufern und ihren Nachwirkungen vor uns haben. Bei allen Titeln ist nicht nur der Seitenumfang, sondern, bei den oft entlegenen und schwer erfaßbaren Werken auch Verlagsort und selbst der Verlag angegeben, eine bewundernswerte Arbeitsleistung, wie sie kaum noch einmal gemacht werden kann. Jeder Benutzer wird dies Armin Mohler danken.

Günther Franz

WILHELM TEGTMEIER, MALER UND GRAPHIKER

M. A. Prinzessin Reuß zur Lippe

50 S. Text, 80 S. Bilder, 1972, H. M. Hauschild, Bremen. Lw. 36,— DM.

Vier Jahre nach seinem Tode, 1968, erscheint jetzt eine Monographie über den Osnabrücker Maler und Graphiker Professor Wilhelm Tegtmeier, von dem 1971 im Hamburger Museum eine umfangreiche Ausstellung seiner Holzschnitte gezeigt wurde, die 1972, erweitert durch Tafel-(Öl-)Bilder auf 170 Arbeiten, in Osnabrück in der schönen Dominikaner-Kirche einen Einblick in das bewegliche Werk Tegtmeiers schenkte; denn seine großen Arbei-

ten: Mosaiken, Fresken, Sgraffitos, Glasschliffbilder und Bild-Fliesenwände können ja nur in den Bauten an der Küste besichtigt werden.

Jetzt erschien diese Monographie über den Künstler, die einige Lichter auf seine besondere Art wirft, auf sein Künstlertum und auf die Bedeutung der Osnabrücker Einflüsse von „Ratsgymnasium“, dem „Wandervogel“ und dem Kunstmaler und Wandervogel Renfordt als seinem Lehrer und Führer zur Kunst. Wilhelm Tegtmeier war seit 1910 im Osnabrücker „Wandervogel“; die Verbindung zu der Osnabrücker Gruppe hat er nie verloren. 1963 weilte er mit den Osnabrückern zur 50-Jahr-Feier der „Meißner Tagung“ ebenfalls auf dem Hohen Meißner. In der damaligen Ausstellung „Kunst im Wandervogel“ in Allendorf war er mit mehreren Arbeiten beteiligt.

In der Biographie ist leider die Darstellung seines Lebens recht knapp, sie enthält viele Lücken und kann auf drei Seiten das turbulente und bewegte Leben des Künstlers nicht erfassen; es bleiben doch viele Dunkelheiten unbeleuchtet, womit der künstlerische Weg keine rechte Deutung erhält. Gerade seine Vielseitigkeit und die oft verworrenen Wege seines Lebens wie auch seine berufliche Tätigkeit finden keine rechte Aufhellung. Bedeutender sind dagegen die Aufsätze seiner eigenen Hand aus seinem Nachlaß: „Der Kupferstich und die Radierung“ und „Über den Holzschnitt“. Wesentlich dürfte auch sein Bekenntnisbrief von 1932 über seine Kunst an Hans Blüher sein, mit dem er sehr befreundet war und bei dem er längere Zeit wohnte. In diesem langen Brief zeigt sich die Verwurzelung Tegtmeiers in den klassischen Humanismus und die klassische Bildung vom Osnabrücker Gymnasium her, die in vielen Holzschnitten spürbar ist, und seine Achtung vor der mittelalterlichen deutschen Kunst.

Das Buch rückt Tegtmeiers Bedeutung als Holzstecher mit über 50 guten Reproduktionen in den Vordergrund, das Werkverzeichnis dürfte unvollständig sein, hier fehlen sicher viele Jugendarbeiten. Die sechs farbigen Wiedergaben nach seinen Tafelbildern zeigen eine ganz andere Auffassung als die lineare Welt seiner Stiche. Vermißt werden Wiedergaben und Verzeichnis seiner Mosaiken und Fresken in öffentlichen Gebäuden. Die Aufmachung des Buches ist gut.

Hanns-Gerd Rabe

8. BERICHT DES ARCHIVS DER DEUTSCHEN JUGENDBEWEGUNG FÜR DAS JAHR 1972

von Hans Wolf

Archivreferent der Stiftung

Auf Anregung und Wunsch des bisherigen Archivreferenten im Vorstand der Stiftung, Dr. jur. Gerhard Ziemer, hat das Kuratorium der Stiftung im Herbst 1972 den bisherigen Kuratoriumsvorsitzenden Dr. Karl Vogt als Archivreferenten in den Stiftungsvorstand gewählt. Gerhard Ziemer war seit 1959 dem Archiv als Freund, Förderer und Mitarbeiter verbunden. Er hat insbesondere als Archivreferent dem Archiv mit Rat und Tat beigestanden. Es ist ihm zu verdanken, daß die finanzielle Notlage des Archivs durch von ihm durchgeführte Spendenaktionen und durch Hereinholung von Stipendien und der bedeutsamen Finanzierungshilfe durch die Stiftung des Volkswagenwerkes und gleichfalls die VFS-Stiftung (Alfred Toepfer) weitgehend überwunden werden konnte. Für seinen entscheidenden Einsatz im Interesse des Archivs und seine kameradschaftliche Mitarbeit sei ihm herzlich gedankt. Gerhard Ziemer bleibt dem Archiv durch seine Mitgliedschaft im Archivbeirat und durch seine Mitarbeit als Herausgeber des Archiv-Jahrbuches eng verbunden.

Archivbeirat

Das Kuratorium der Stiftung hat auf seiner Sitzung am 22. 10. 1972 gemäß der Stiftungssatzung den Archivbeirat neu bestellt. Dem Archivbeirat gehören kraft Amtes an

der Direktor des Hessischen Staatsarchivs in Marburg: Prof Dr. Dülfer,
der Archivreferent der Stiftung: Dr. Karl Vogt,
der Archivleiter: Hans Wolf.

Auf fünf Jahre werden nach Anhörung des Vorstandes einstimmig in den Archivbeirat gewählt:

Prof. Dr. Günther Franz,
Werner Kindt,
Wilhelm Matern,
Hanns-Gerd Rabe,
Hans Wüstenfeld (Archivreferent der Vereinigung Jugendburg Ludwigstein),
Dr. Gerhard Ziemer.

Prof. Franz wird gebeten, im Auftrag des Stiftungsvorsitzenden die erste Sitzung des Archivbeirates einzuberufen. Sie findet im Zusammenhang mit

der nächsten Jahrestagung des Freundeskreises statt.

Aus dem Archivbeirat ausgeschieden ist Botschafter Dr. R. Rahn. Ihm und seiner Schwester hat das Archiv vor allem die Übergabe des Nachlasses von August Halm zu danken. Der Vorsitzende des Kuratoriums hat ihm für seine Mitarbeit bei dem Aufbau des Archivs Dank gesagt.

Archivordnung

Nach eingehender Beratung hat das Kuratorium die Geschäftsordnung für das Archiv der deutschen Jugendbewegung angenommen. Die Archivordnung hat auch die Zustimmung des Direktors des Staatsarchivs Marburg, Prof. Dr. Dülfer, gefunden.

In § 1 der Archivordnung werden „Die Aufgaben des Archivs der Deutschen Jugendbewegung“ festgelegt.

1. Das Archiv dient der Sammlung und Sicherung aller Schrift-, Druck-, Bild- und Tondokumente der früheren wie der heutigen Jugendbewegung. Dabei sind auch Grenzgebiete einzubeziehen, wie etwa der musische Bereich. Ferner sind auch alle Dokumente zu sammeln, die Zeugnis von den Auswirkungen der Jugendbewegung auf andere Lebensbereiche ablegen.
2. Zu den Aufgaben des Archivs gehört auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Dokumente und die Veröffentlichung geeigneter Dokumente oder wissenschaftlicher Arbeiten. Es ist ferner Aufgabe des Archivs, seine Bestände wissenschaftlich ausgewiesenen oder anderen Interessenten zu öffnen und die Information der Öffentlichkeit über die Jugendbewegung durch die in Betracht kommenden Medien zu unterstützen.
3. Soweit es die nach dem Haushaltsplan verfügbaren Mittel erlauben, kann das Archiv neben eigenen Veröffentlichungen sich an einschlägigen Veröffentlichungen anderer Institutionen oder Personen beteiligen. Es kann mit anderen oder allein Ausstellungen von Archivmaterial veranstalten oder sich daran beteiligen. Bei der Beteiligung an Ausstellungen anderer sind die Versicherungskosten vom Veranstalter zu tragen. Transportkosten können vom Archiv übernommen werden.

Über Zugänge an Archivalien

Die Zugänge an Sachspenden für das Archiv hielten auch 1972 an. Die Zahl der Eingangsposten entsprach etwa dem Vorjahre, 174 gegen 190 im Jahre 1971. Hierbei sind Einsendungen der laufenden Zeitschriftenhefte und ähnliches nicht eingeschlossen. Allen Spendern, auch den Gruppen und Bündeln, die uns ihre laufenden Veröffentlichungen regelmäßig zustellen, sagen wir hiermit für die Mitwirkung beim Aufbau des Archivs unseren herzlichen Dank.

Durch den plötzlichen Tod von Hans und Helma *Severin* mußten wir das uns von ihnen vermachte Volkstanz-Archiv am Ende des Jahres von den Angehörigen übernehmen. Wir danken ihnen auch hier für alle dabei aufgewendete Mühewaltung und für die Übergabe von Büchern aus der Jugendbewegung nebst einer größeren Anzahl von Büchern und Schriften aus volkskundlichen Gebieten. Ebenfalls ging uns aus dem Nachlaß von Guntram Erich *Pohl* ein wesentlicher Teil seiner Bibliothek zu, die unsere Bibliothek sehr bereicherte. Für alle Mühen und Spenden sagen wir Frau Pohl, Gruiten, sehr herzlichen Dank. Wie uns Frau Gardiner, Springhead, auf der Gedenkfeier für Rolf Gardiner*) auf Burg Stettenfels am 5. November 1972 mitteilte, werden umfangreiche Bestände aus den Sammlungen an Literatur und Schrifttum ihres Mannes an das Archiv gelangen. Wir sprechen Frau Gardiner und allen Angehörigen unseren verbindlichsten Dank für diese Gaben und für das in uns gesetzte Vertrauen aus. Zu danken ist auch Erich Bitterhoff, Kassel, der treuhänderisch die Verhandlungen mit Frau Gardiner geführt hat. Es sei weiter hier angeführt, daß bereits von einer Anzahl von Bündern aus der Bündischen Zeit Bundesschrifttum und Dokumentationen an das Archiv kamen.

*) Vgl. 4. Archiv-Jahrbuch, S. 167–168.

Die Zuwendungen für das Archivkonto

Im Berichtsjahr wurden dem Archiv von der Stiftung Volkswagenwerk, Hannover, zum fünften Male die zugesagten Gelder übermittelt. Damit hat die Stiftung Volkswagen-Werk die übernommene Verpflichtung, für fünf Jahre dem Archiv Mittel zum Ausbau und Betrieb zukommen zu lassen, voll erfüllt. Für diesen entscheidenden Beitrag zur Existenz des Archivs sei auch an dieser Stelle der Dank des Archivs ausgesprochen. Für die nächsten fünf Jahre ist die Finanzierung des Archivs durch die FVS-Stiftung (Alfred Toepfer) in gleichem Umfange wie bei der Stiftung Volkswagen-Werk gesichert.

Erstmalig gingen dem Archiv auch Beihilfebeträge von einzelnen Bündern ehemaliger Angehöriger der Jugendbewegung zu, und zwar vom Bund der Wanderscharen, Dortmund, vom Karl-Fischer-Bund, Berlin, und vom Ortsring der Ludwigsteinvereinigung. Es wäre sehr erwünscht, wenn auch andere Gruppen, Vereinigungen und Bünde bei der jährlichen Finanzierung des Archivs ihre Hilfe zusagen würden.

An Einzelspenden gingen uns im Berichtsjahr von unseren Archivfreunden insgesamt 9 851,71 DM zu, darunter waren keine Beihilfen aus öffentlichen Mitteln.

Auf der Jubiläumstagung zum 25jährigen Geschäftsbestehen der Kristall-Verarbeitungswerke Neckarbischofsheim gab der alleinige Inhaber Kurt *Klingsporn*, Mitglied des Freundes- und Fördererkreises des Archivs, be-

kannt, daß nach Umwandlung seiner Firma in eine Stiftung dem Archiv der Deutschen Jugendbewegung Ludwigstein zur Förderung seiner Arbeiten und zur weiteren Herausgabe des Archiv-Jahrbuches laufende Zuwendungen in noch unbekannter Summe zufließen werden. Wir freuen uns, daß unser Archivfreund und alter Steglitzer Wandervogel Kurt Klingsporn mit dieser Bestimmung in künftigen Jahren zur Weiterführung der Existenz des Archivs beitragen wird.

Eine beim Bundesministerium für Familie, Jugend und Gesundheit, Bonn, beantragte Beihilfe für Zwecke der Archivarbeiten und des Jahrbuchs wurde 1972 leider nicht bewilligt, da die Mittel zur Finanzierung der erhöhten Personalkosten bei größeren Verbänden benötigt wurden.

Eine wesentliche Mithilfe für die Weiterherausgabe des Jahrbuches verdanken wir den erwähnten zahlreichen Spendern, die uns wie im Vorjahre in erheblichem Maße unterstützten. Ohne diese Spendenbeträge von vielen einzelnen Freunden wäre die Herausgabe des Archiv-Jahrbuches im Jahre 1972 nicht möglich gewesen.

Die Bearbeitung der Archivalien

Im Berichtsjahr 1972 wurde die Bearbeitung der Archivalien, Bücher, Zeitschriften, Fotos und Grafiken durch unsere ehrenamtlichen Mitarbeiter, durch den wissenschaftlichen Mitarbeiter und durch einige tüchtige, stundenweise tätige Kräfte, wie im 4. Jahrbuch auf den Seiten 168 und 169 ausgeführt wurde, fortgesetzt. Dr. Seewann, der nach Ablauf seiner vertragsmäßigen Dienstzeit ausschied, hat für Zwecke eines Inventars eine Zeitschriftenkartei erstellt (Abschlußdatum 31.12.1970). Von Lotte Schulz-Steinbrecher und zwei Bibliothekaren, die stundenweise sich zur Verfügung stellten, konnten die bis Ende Oktober 1972 bei uns eingelaufenen Bucheingänge verkartet werden. Diese Kartei steht nunmehr für Inventar Zwecke zur Verfügung.

Das nach Künstlernamen aufgegliederte Kunstarchiv wurde durch den Bearbeiter Hanns-Gerd Rabe mit seinen Beständen inventarmäßig verzeichnet, so daß nunmehr erhebliche Teile des Archivs zu einer Katalogfassung bereitstehen.

Bemerkenswert ist, daß der allgemeine, durch den Archivleiter geführte Schriftwechsel erheblich zugenommen hat, zahlenmäßig und inhaltlich.

Eine erste Vernichtungsaktion

Bei der Bearbeitung unseres Zeitschriften-Bestandes durch Dr. Seewann wurden eine größere Anzahl von Heften und Jahrgängen als ungeeignet für das Archiv ausgesondert und zunächst reponiert. Nach einer genauen

Erfassung dieser Bestände durch unsere Mitarbeiterin Annemarie Berstecker und nochmaliger Überprüfung wurden jene Hefte, die unzweifelhaft für uns ohne Interesse und somit unverwendbar waren, vernichtet bzw. anderen Archiven angeboten. Die übrigen Zeitschriften sind zurückgelegt worden.

Neubeschaffung für das Archiv

In Anbetracht der bedeutenden Archivzugänge in den letzten Jahren und insbesondere bei Berücksichtigung der Zugänge aus dem Hans- und Helma-Severin-Tanzarchiv, die 23 große Koffer und Frachtstücke ausmachten, und in Voraussicht der 1973 zu erwartenden umfangreichen Eingänge aus dem Nachlaß von Rolf Gardiner, England, ist von dem Vorstand der Stiftung aus Mitteln des Archiv-Haushaltes die Anschaffung einer Anzahl von Eisenschränken beschlossen und einige sonstige organisatorische Maßnahmen getroffen worden.

Zur Abstellung der noch unbearbeiteten Archivalien als Repositen wurden dem Archiv der bisherige Leseraum der Burg zur Verfügung gestellt. Erwähnt sei, daß durch die Anschaffungsaktion auch ein weiterer Fächerschrank für das Kunstarchiv beschafft wurde, zudem sind für das Wynekenzimmer drei Eisenschränke mit Aufsätzen in Auftrag gegeben worden. Die Lagerungskapazität des Archivs wird durch diese Anschaffungen ausreichend erweitert werden.

Die wissenschaftlichen Benutzer des Archivs

Die wissenschaftliche Benutzung und Auswertung des Archivs war im Berichtsjahr sehr rege und überstieg die entsprechenden Zahlen vom Vorjahr. Die nachfolgend aufgeführten Wissenschaftler, Doktoranden und sonstigen Interessenten haben längere oder kürzere Zeit im deutschen Archiv der Jugendbewegung gearbeitet oder sind durch Archivmaterialien unterstützt worden. Wie schon die Jahre vorher, war die Zusammenarbeit mit Werner Kindt, Hamburg, sehr lebhaft; für den dritten Band „Die Bündische Zeit“ des Gemeinschaftswerkes Dokumentation der Jugendbewegung wurden fortlaufend Unterlagen bereitgestellt. Für Hinrich Jantzens Arbeit „Namen und Werke, Biographien und Beiträge zur Soziologie der Jugendbewegung“ stellte das Archiv in erheblichem Umfange biographisches Material, Akten und Fragebogen zur Verfügung und steuerte ebenfalls eine große Anzahl von Porträt-Fotos bei.

Die Namen der Benutzer:

Badry, Elisabeth, stud. phil., Bonn:

Der einzelne in der pädagogischen Gemeinschaft bei Hermann Lietz

und Gustav Wyneken.

Bitterhof, Erich, Kassel:

Nordostseeraum und deutsch-nordische Bewegung im Rahmen der Jugendbewegung.

Bonhuis, H., Göttingen:

Informationen.

Engler, Regina, Göttingen:

Das Ende der Bündischen Zeit.

Frecot, Janos, Berlin:

Lebensreform.

Jablonska, Dorota, Dr., Polen:

Der europäische Gedanke in der deutschen Jugendbewegung bis 1932.

Jantzen, Hinrich, Wiesbaden:

Namen und Werke, Biographien zur Soziologie der Jugendbewegung.

Kittel, Heinz, Dozent i. R., Osterode (Harz):

Gedenkschrift für Prof. Dr. Helmuth Kittel.

Lampasiak, Peter, Hannover:

Köbel-tusk. Jungenschaft dj. 1. 11.

Marschak, Marianne, Los Angeles:

Anstöße zur Entstehung der Jugendbewegung.

Meier, Erich, Oberstudiendirektor, Hamburg:

1. Die deutsche Freischar in ihrer Endphase.

2. Bund der Wandervogel, Pfadfinder und Deutsche Freischar 1925 bis 1933.

Meier-Cronemeyer, Hermann, Dr., Köln, Jerusalem:

Geschichte der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland.

Möller, Horst, Dipl.-Bibliothekar, Lübeck:

Die politische Ideenwelt der Jugendbewegung von dem 1. Weltkrieg in volkswissenschaftlicher Sicht.

Rautenberg, Heinz, Bibliotheksrat, Kiel:

Jungnationaler Bund.

Reyer, Herbert, Witzenhausen:

Der Nerother Wandervogel.

Rode, Karl, Professor, Aachen:

Freideutsche Jugend und Jugendbewegung.

Schmalzriedt, Siegfried, Dr., Tübingen:

August Halm, Verzeichnisse und Edition seiner musikalischen Schriften. (D.F.G.)

Seeck, Wolfgang, Stud. Rat, Köln:

Der kommunistische Jugend-Verband Deutschlands. K. J. v. D. 1924/39.

Siegel, Walter, Zapfendorf:

Die Beurteilung des Verhaltens der freien deutschen Jugendbewegung

zu Staat und Politik 1900 bis 1933.
Steudtner, Fritz, Akad. Architekt, Dresden:
Archivneubau und Pläne.

Tonsor, Stephen, T., Professor, Michigan/Stanford:

Die Ursachen für die Jugendbewegung in Deutschland in geistesgeschichtlicher Hinsicht.

Das Gustav-Wyneken-Archiv

Die Arbeiten für das Wyneken-Archiv wurden auch im Berichtsjahr intensiv fortgesetzt. Der Briefwechsel Wynekens wurde weiterbearbeitet, sämtliche Klappmappen mit Beschriftung versehen. Es liegt uns jetzt sehr daran, nach Möglichkeit noch weitere Originalbriefe Wynekens für das Archiv zu bekommen, die hier fehlen. Wir sind auch bereit, auf Wunsch nach Anfertigung von Fotokopien solche Originalbriefe wieder zurückzugeben. Die Bearbeitung des Wyneken-Briefwechsels nähert sich dem Ende.

Die archivarische Bearbeitung der Akten machte weitere Fortschritte. Hier ist aber noch im großen Magazinschrank einiges aufgestapelte Material vorhanden. Wir hoffen, es im kommenden Jahr bewältigen zu können.

Die von Gustav Wyneken in erheblichem Umfang gesammelten Zeitungsartikel über alle ihn interessierenden Probleme sind zu einem erheblichen Teil für unser Zeitungsarchiv bearbeitet worden. Leider ist bei einem Teil der alten Zeitungen eine Angabe über die Quelle und das Datum nicht vorhanden.

Den drei ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen am Wyneken-Archiv wurde für ihre Tätigkeit freie Übernachtung und Verpflegung gewährt, deren Kosten vom Archiv der Deutschen Jugendbewegung getragen wurden. Bemühungen um einen Zuschuß seitens der Wynekengesellschaft waren bisher ohne Erfolg.

Von Mitgliedern der Wynekengesellschaft kommt der Vorschlag, die Gelegenheit der nächsten erweiterten Archivtagung am 13. und 14. Oktober 1973 zu einem Mitgliedertreffen zu nutzen.

Zur Erhöhung der Sicherheit für die im Wynekenzimmer untergebrachten Archivalien ist die bisher hölzerne Tür durch eine feuerhemmende eiserne Tür ersetzt worden.

*Archivausstellung „Walter Hammer — Leben ohne Kompromiß“
in der Volkshochschule Bielefeld
27. 4. bis 30. 7. 1972*

Die vom Archiv vorbereitete Ausstellung hatte in dem ansprechenden Clubsaal der VHS Bielefeld, „Arbeit und Leben“, „Die Brücke“, gute Möglichkeiten der Darstellung des seinerzeit von Hugo Sicker aufbereiteten

Dokumentationsmaterials. Nachdem die Ausstellung bereits in Hamburg, Wuppertal und auf dem Ludwigstein und in Witzenhausen gezeigt worden war, fand sie auch in Bielefeld aufgeschlossene Besucher, so daß die Ausstellungsdauer zweimal verlängert wurde. In der dortigen Presse wurde mehrfach über die Ausstellung berichtet. So schrieb am 9. Juni 1972 die „Neue Westfälische Zeitung“ nach einem Gespräch mit Professor Arno Klönne u. a.:

„Als Journalist, Schriftsteller und Verleger kam Walter Hammer 1922 nach Werther, wo er den Fackelreiter-Verlag gründete. ‚Fackelreiter‘ hieß auch die monatlich dort erscheinende Zeitschrift für Freiheit, Fortschritt, Frieden und Recht, deren Titelblatt auch dem Betrachter von heute in seiner Typographie äußerst up to date erscheint. ‚Junge Menschen‘ hieß eine Zeitschrift, die Hammer bereits vorher herausgegeben hatte, deren Erscheinen aber eingestellt wurde, als der ‚Fackelreiter‘ herauskam. Interessant zu wissen, daß zum Beispiel Willy Brandt als Schüler für diese Monatshefte erste Artikel schrieb.

Professor Klönne wies auch darauf hin, daß Hammer nicht nur in der Geschichte der Jugendbewegung eine wichtige Rolle gespielt hat, sondern nach 1945 einer der ersten war, die systematisch Material über den Widerstand gegen das Dritte Reich sammelten und archivierten.“

Während der Ausstellungszeit fand am 14. Juni 1972 im Vortragssaal der VHS eine eindrucksvolle Sonderveranstaltung statt.

Freunde und Kenner des Werkes von Walter Hammer waren erschienen und gaben ein Bild von dem Menschen und Politiker Walter Hammer: Prof. Alfred Kantorowicz, Hamburg, Erich Lüth (ehemaliger Direktor der Hamburger Senatspressestelle) und Prof. Klönne von der Bielefelder PH. Die drei Referenten betonten, wie kompromißlos Hammer seinen Lebensweg, vom Jugendbewegten und Reformers bis zum kämpferischen Demokraten und schließlich bis zum Archivar der Widerstandsbewegung.

6. Jahrestagung des Freundes- und Fördererkreises des Archivs

Am 21. und 22. Oktober fand die 6. Tagung des Freundes- und Fördererkreises des Archivs wiederum in Witzenhausen und auf Burg Ludwigstein unter der Leitung von Prof. Franz statt. Erschienen waren zahlreiche Angehörige der alten Jugendbewegung und aus dem Freundeskreis des Archivs sowie eine große Anzahl von Gästen. Dieser offene Kreis von Förderern und Freunden ist Mitträger der ideellen Verantwortung für unser Archiv. Der Beitritt zu diesem Kreis ist ohne Formalitäten und ohne vereinsmäßige Verpflichtungen möglich, jedoch nicht ohne eine besondere Willenserklärung. Es gibt wohl kaum einen anderen Kreis im Raum der alten Jugendbewegung, der in diesem Maße Persönlichkeiten aus dem Wandervogel und der

Bündischen Jugend umschließt. Die Vorträge, die bei dieser Tagung von Dr. Gerhard Ziemer, Hans Wolf, Prof. Seidemann und Prof. Dr. Croon gehalten wurden, sind in diesem Jahrbuch abgedruckt. Ebenso finden sich in diesem Jahrbuch die Berichte, die Hans Wolf über die Arbeit des Ludwigstein-Archivs, Heinrich Schumann über das Archiv der Jugendmusikbewegung in Hamburg und W. Inderfurth über die Wynekengesellschaft und die Herausgabe des nachgelassenen Manuskripts „Gott“ von Gustav Wyneken gegeben haben.

Hans Wolf ehrte mit einer Ansprache und der Übergabe eines Blumenbindes Enno Narten. Er erinnerte daran, daß nunmehr 50 Jahre verflossen seien, seitdem *Enno Narten*, dem Begründer der Jugendburg Ludwigstein, die Aufgabe der Errichtung eines Archivs der Deutschen Jugendbewegung in Paragraph 1 der Satzung der damaligen Vereinigung Jugendburg Ludwigstein aufnehmen ließ. Das Archiv besteht heute also 50 Jahre und war zunächst von Narten als „Reichsarchiv der Deutschen Jugendbewegung“ bezeichnet worden. Wolf sprach Enno Narten für diese Tat den besonderen Dank aus, der auch Nartens damals mithelfender Frau Ilse galt. Enno Narten beteiligte sich auch noch lebhaft an der Aussprache zu den Vorträgen. Leider konnte er seine Absicht, für das Jahrbuch einen Bericht über den Arbeitsdienst auf dem Ludwigstein und seine Bedeutung für die Schaffung des bulgarischen Arbeitsdienstes zu geben, nicht mehr vor seinem plötzlichen Tode verwirklichen.

Die nächste Tagung des Freundeskreises wird, wie im Vorwort zu diesem Jahrbuch angekündigt, am 13. und 14. Oktober 1973 auf Burg Ludwigstein gemeinsam mit dem Kontaktkreis Ludwigstein in erweitertem Rahmen anlässlich der 60. Wiederkehr des Meißnertages stattfinden und die geistigen Auswirkungen der Jugendbewegung zum Thema haben.

Pressestimmen zu Archiv und Jahrbuch

Die Fachzeitschrift „*Der Archivar*“, Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen, herausgegeben vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, bringt im 25. Jahrgang 1972 im Heft 4 — November — auf Seite 31 der Beilage unter Nr. 400 bis 406 Hinweise auf Archiv und Jahrbuch.

Das historisch-politische Buch, herausgegeben im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben, Jahrgang XX, Heft 10, 1972, bringt anlässlich der Verleihung der Ranke-Gedenkmünze für den Vorsitzenden des Archiv-Beirates, Prof. Günther Franz, aus der Feder des ersten Vorsitzenden der Ranke-Gesellschaft, Oswald Hauser, einen Artikel unter dem Titel: „Die Ranke-Gedenkmünze für Prof. Dr. Günther Franz“, der umfangreiche bibliographische Angaben über Professor Franz enthält.

Werner Kindt, der Herausgeber der Dokumentationswerke der Jugendbewegung, schreibt am 4. September 1972 an die drei Herausgeber des Archiv-Jahrbuches:

„Zu Eurem neuen Jahrbuch des Archivs möchte ich Euch gratulieren! Mit den vielen kleineren, aber ausführlichen Berichten über Einzelthemen aus dem Bereich der Bewegung, die ich in der Dokumentation ja überhaupt nicht bringen könnte, habt Ihr einen Stil gefunden, der das Jahrbuch zu einer ebenso anregenden wie auch farbigen Lektüre macht ... Ein besonderer Vorteil scheint mir auch darin zu liegen, daß diese Beiträge ruhig eine persönliche, d. h. subjektive Note tragen können; wer nicht einverstanden ist, kann ja im nächsten Band antworten. Die Anschaulichkeit wird dadurch nur erhöht ...“

Zum 4. Archiv-Jahrbuch 1972 schreibt Büchereidirektor i. R. Dr. Rudolf Joerden, Hamburg:

„Das Jahrbuch habe ich sofort gelesen und am interessantesten gefunden den Artikel von Hienerwadel über die ‚Toc-Bewegung‘ und vor ihm die Bemerkung von Wolf über den Engländer Sorley. Du weißt vielleicht, daß Elisabeth Blochmann in der Nohl-Biographie (Vandenhoeck & Ruprecht, 1969) S. 67/68 auf Sorleys Beziehungen zu Nohl hingewiesen hat; Briefe von ihm wurden 1919 herausgegeben ...“

Manche Pressemitteilung in den Zeitungen und Zeitschriften über Archiv und Jahrbuch entgeht uns freilich, da uns nur selten Beleg-Exemplare zugehen. Zu unserer Überraschung brachte die in der Bundesrepublik erscheinende „Thüringer Tageszeitung“ am 15. Dezember 1972 einen längeren Artikel über unser Jahrbuch. Verfasser dieses Artikels ist Walter Diedrich.

Wir zitieren daraus ein paar Stellen:

„Das neue Jahrbuch des Archivs auf dem Ludwigstein ist erschienen. Über den Wert des Buches, das fast 200 Seiten umfaßt, etwas zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Wer auf irgendeine Weise mit der Deutschen Jugendbewegung verbunden war — und wer es war, kann sich wohl niemals ganz davon befreien — der weiß auch um den Ludwigstein Bescheid, kennt ihn mindestens als Jugendburg und Jugendherberge. Wievielen aber mag bekannt sein, daß er auch ein einzigartiges Archiv beherbergt, das umfangreichste, vollkommenste seiner Art, in dem viele, viele Kostbarkeiten literarischer und künstlerischer Art, Handschriften und Nachlässe mit eingeschlossen sind. Würde die Öffentlichkeit nicht hin und wieder durch kleine, aber sehr wertvolle Ausstellungen auf diese Schätze aufmerksam gemacht, so wüßte sie wahrscheinlich kaum etwas davon ...“

Das Jahrbuch, das nun in diesem Umfang und in dieser ansprechenden, handlichen Form zum vierten Male erscheint, wird herausgegeben von Günther Franz, Hans Wolf und Gerhard Ziemer. Hans Wolf ist der Archivar des Ludwigsteins. Die Anzahl der Mitarbeiter, außer den Heraus-

gebern, ist groß, und es sind viele arrivierte, vor allem aber sachkundige, mit dem Metier erfahrene Autoren dabei. Wissenschaftler, Erzieher, Ärzte finden wir unter ihnen, die nicht nur in ihrem Fach einen guten Namen haben, die vielmehr auf Grund ihres Wissens und ihrer Erfahrung um die Jugend, in Jahrzehnten gesammelt, Leitbilder sein können, auch für die gegenwärtigen jungen Menschen, und sicher nicht den schlechtesten Teil unter ihnen.

Die in diesem Jahrbuch angesprochenen Fragen und Themen gehen jeden an, der ein Herz für die Jugend und ihre Unruhe hat. Es ist ja nicht damit getan, immer nur Wege zu zeigen, damit die Welt schöner und das Leben reicher, liebenswerter werde, man muß sie auch gehen!

Wer den Geist dieses Buches begreift, wird nicht in Geschichte und Traditionen erstarren können, sondern verständnisvoll den Weg der ständig sich entwickelnden jungen Generation begleiten.“

Ausblick

Das Archiv der deutschen Jugendbewegung wurde erstmals vor 50 Jahren, 1922, begründet. Es wurde vor 25 Jahren, 1948, neubegründet. Es hat seitdem seine Bestände so ausweiten können, daß das Kuratorium der Stiftung in seiner Sitzung am 13. Januar 1973 beschlossen hat, im Rahmen einer langfristigen Bauplanung einen Archiverweiterungsbau vorzusehen.

Die Kostenerhöhungen auf dem Sach- und Personalgebiet und die Notwendigkeit, in naher Zukunft einen hauptberuflichen Nachfolger für Hans Wolf zu gewinnen und die Anstellung einer Archivsekretärin (sie wird vom 1. Mai 1973 ab im Archiv tätig sein) erfordert die Beschaffung neuer, zusätzlicher Mittel. Nur dadurch kann die Arbeit des Archivs über längere Zeit hinweg gesichert werden.

WYNEKENS NACHGELASSENES MANUSKRIFT „GOTT“ Wilhelm Inderfurth

Wynekens nachgelassenes Werk „Gott“ ist der 3. Teil einer Trilogie, deren 1. Band „Weltanschauung“ in zwei Auflagen 1940 und 1947 im Erasmus-Verlag (Reinhardt) und deren 2. Teil „Abschied vom Christentum“ in zwei Auflagen 1963 und 1964 bei Szczeny (München) und in 3. Auflage als rororo-Taschenbuch 1967/68 erschienen sind. Beide Werke wurden auch mehrfach übersetzt. So erschien z. B. der „Abschied vom Christentum“ 1965 in New York und 1966 in Amsterdam.

Der 3. Band also, „Gott“, faßt die Altersgedanken des fast Neunzigjährigen zusammen, die man trotz mancher Mängel, z. B. hervorgerufen

durch körperlichen Verfall bei hellwachem Geiste, altersbedingte Vergeßlichkeit, fast totalen Verlust des Seh- und Lesevermögens usw. — doch als Weisheit des Alters bezeichnen muß. Ich persönlich meine, daß dieser Abschluß eines Lebenswerkes notwendig war, um uns ein abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit zu hinterlassen.

Die letzten Kapitel hat Wyneken buchstäblich dem Tode abgerungen. Als er nicht mehr schreib- und lesefähig war, schrieb sie sein Freund Otto Steckhan nach seinem Diktat, Tag für Tag, wobei Wyneken sich nur jeweils dunkel, manchmal gar nicht erinnern konnte, was er am Tage vorher gesagt hatte. Aber die Klarheit und Geistesschärfe seiner Formulierungen wurde dadurch nicht beeinträchtigt.

Mit dem Ende des Werkes löschte sein Leben aus. Otto Steckhan verblieb es, nach dem letzten Wunsch und Willen des Verstorbenen das Werk druckfertig vorzubereiten. Eine mühevollen Arbeit, diese letzten Fragmente so zusammenzufügen, wie es sich Wyneken vorgestellt hatte! Aber wer hätte das besser gekonnt, als dieser letzte Freund, der dies Werk vom Anfang hatte entstehen sehen, und von dessen Hand die letzten Seiten geschrieben wurden, als es Wyneken nicht mehr konnte. Das war Steckhans einziges und unabdingbares Ziel, alles für die Herausgabe vorzubereiten, bis auch ihn ein tückisches Leiden aus dem Leben riß.

So haben wir heute zwei Originale, die Handschrift Wynekens, so lange er schreiben konnte (etwa fünf Sechstel des Werkes), und die Durchschriften der maschinengeschriebenen Reinschrift des ganzen Werkes, die Steckhan veranlaßte und kommentierte. 1967 noch, bis kurz vor seinem Tode, hat Steckhan Vorbereitungen für den Druck getroffen, die aber nicht zum Abschluß gekommen sind. Heute liegen beide Originale wie der gesamte Nachlaß Wynekens in dem Archiv auf Burg Ludwigstein, beide auch vollständig fotokopiert, um eine Bearbeitung zu ermöglichen und die Manuskripte Verlagen anbieten zu können. Die Wyneken-Gesellschaft, die hauptsächlich für die Veröffentlichung der Manuskripte Wynekens, besonders des Manuskriptes „Gott“ gegründet worden ist und der dafür die Einnahmen aus den bisherigen Drucken von Schriften Wynekens auf einem Sonderkonto zur Verfügung stehen, hat sich seit Jahren nicht um diese Aufgabe gekümmert. Ihr 1967 gefaßter Beschluß, das Werk völlig unverändert, wie es Wyneken hinterlassen hat, „ohne jeglichen Zusatz von der Hand Otto Steckhans“ herauszugeben, ist nicht durchführbar. Nur eine Zusammenarbeit beider Originale kann einen druckfertigen Text ergeben. Doch ist eine Veröffentlichung nur möglich, wenn die Wyneken-Gesellschaft sich auf ihre eigentlichste Aufgabe besinnt und ihre Mittel für die Drucklegung bereitstellt; auch sind dann erst Verlagsverhandlungen möglich. Das Ludwigstein-Archiv, das bisher sehr viel ehrenamtliche Arbeit aufgewandt hat, um den Nachlaß Wynekens in so ausgezeichneter Weise zu ordnen und der Benutzung zu-

gänglich zu machen, kann nicht die Kosten einer Drucklegung übernehmen. Wohl aber kann die notwendige Bearbeitung (vorwiegend im Sinne von Steckhans Intensionen) in ehrenamtlicher Arbeit bis zur Druckfähigkeit durchgeführt werden. Es wäre zu wünschen, daß dies nachgelassene Werk wenigstens bis zum 10. Todestag Wynekens — am 8. Dezember 1974 — veröffentlicht werden kann. (Gekürzt.)

ARCHIV DER JUGENDMUSIKBEWEGUNG E. V. *Vorgeschichte — Entwicklung des Archivs — heutiger Stand*

Das Archiv der Jugendmusikbewegung wurde am 27. Juni 1959 in Hamburg durch Fritz Jöde und einen interessierten Freundeskreis gegründet. Der Gedanke, ein solches Archiv aufzubauen, war bereits in früheren Jahren aufgetaucht. Der erste Anstoß kam von Hilmar Höckner, der schon 1926 aufrief, ein „Archiv der Musik in der Jugendbewegung“ zu schaffen. Für sein 1927 im Verlag Georg Kallmeyer erschienen Buch „Die Musik in der deutschen Jugendbewegung“ hatte er alle hierfür notwendigen Unterlagen (Zeitschriften, Aufsätze, Liederbücher, Liederblätter etc.) gesammelt und sie (leider) in den fünfziger Jahren der Landesbibliothek Fulda vermacht. Sein sehr gründlich gearbeitetes Werk enthält gewissermaßen die Vorgeschichte der eigentlichen Jugendmusikbewegung von den ersten Anfängen im Wandervogel und gibt für die heutige Forschung wesentliche Aufschlüsse. Auch Fritz Jöde hatte aus seiner Arbeit heraus ein privates Musikarchiv aufgebaut, das leider zu einem großen Teil, als er Berlin verlassen mußte, verloren ging. Neben privaten Sammlungen ehemals führender Mitarbeiter der Jugendmusikbewegung besitzen die großen Verleger der Jugendmusik (Bärenreiter-Verlag, Mösseler-Verlag — ehemals Kallmeyer-Verlag u. a.) Archive, vornehmlich solche ihrer eigenen Produktion.

Als sich nach dem Zusammenbruch 1945 auf verschiedenen Tagungen (Vlotho, Göhrde, Barsbüttel u. a.) eine Reihe früher führender Mitarbeiter der Jugendmusikbewegung, soweit sie den Krieg überlebt hatten, traf, war das nächstliegende Thema die Frage nach der Möglichkeit, die Jugendmusikbewegung, wie sie bis 1933 bestanden hatte und zu einem nicht geringen Teil von der Hitlerjugend übernommen und für ihre Zwecke zurechtgebogen wurde, wieder aufleben zu lassen und sie zu vereinheitlichen unter der Berücksichtigung der besonderen Situation in unserem Lande. Hierzu gehörten die Reinigung der Liederbücher von NS-Liedern, Bereitstellung neuen Liedgutes, Grundlegung einer neuen Aufgabenstellung in der Musikarbeit mit der Jugend. Die Vereinheitlichung ist bekanntlich damals leider nicht gelungen.

Im Zusammenhang mit dieser Bestandsaufnahme und Neuordnung und der Suche nach geeigneten Mitarbeitern gewann der Gedanke an Bedeutung,

eine zentrale Sammelstelle zu schaffen, in der der ganze Komplex Jugendmusikbewegung (Musikantengilden um Fritz Jöde, Singgemeinden um Walther Hensel, Lobeda-Bewegung um Carl Hennemann u. a.) mit all seinen Auswirkungen auf Kindergarten Schule, Kirche, Instrumentalmusik, Jugendbünde, Musikwissenschaft u. a. zusammengefaßt werden müßte. Bis zur Umsetzung in die Tat vergingen noch etliche Jahre, in denen vordergründig die praktische Musikarbeit mit einem gewissen Nachholbedarf stand und damit auch die Konfrontation der früheren Jugendmusik mit den neuen Bestrebungen der heutigen Jugend in ihrer musikalischen Aussage.

Es ist verständlich, daß nach allem, was geschehen war, dieser Wunsch, die Entstehung und Entwicklung der Jugendmusik von ihren Anfängen an historisch zu erfassen, zunächst nur bei den Alten vorhanden war. So war es für sie enttäuschend, daß die junge Generation (Chorleiter, Musiklehrer, Musiker und Musikanten) das Musiziergut der Jugendbewegung, das die ältere Generation in vielen Jahren mühsam erarbeitet hatte, hinnahm, ohne nach dem Woher zu fragen. (Siehe Aufsatz von Golo Mann in der „Zeit“ vom 13. 10. 1972 mit dem Titel „Ohne Geschichte leben?“).

Erst durch die Zusammenarbeit beider Generationen bei Sing- und Musiktagungen, Schulungswochen und Aussprachen wurde das Bewußtsein für die Vergangenheit geweckt und damit auf das Problem Jugendmusikbewegung gelenkt. Dies spiegelt sich in einer Formulierung wider, die als Auftakt zur Gründung eines Archivs der Jugendmusikbewegung geprägt wurde:

Wenn man wünscht, daß die Zukunft weiß, was die Vergangenheit getan hat, so muß die Gegenwart die geschichtlichen Dokumente zusammentragen, benutzungsfähig machen und bereithalten.

In diesem Sinne hieß es dann in den Richtlinien, die der ersten Einladung zur Gründung des Archivs der Jugendmusikbewegung am 27. Juni 1959 vorangestellt wurden:

Das Archiv der Jugendmusikbewegung setzt sich zur Aufgabe, unter Beteiligung aller im Laufe der Zeit entstandenen Einzelarchive auf diesem Gebiete eine möglichst umfassende Gesamtübersicht über das gedruckte und ungedruckte Schrifttum der Jugendmusikbewegung einschließlich der Zeitschriften, Mitteilungen und des noch vorhandenen und erreichbaren Briefwechsels innerhalb der Führungskreise zu erarbeiten, diese Übersicht durch Katalogisierung nutzbringend zu machen und den Hauptteil seiner mit Hilfe von Stiftungen zusammengetragenen Bestände zur ständigen Auswertung bereitzuhalten.

Fritz Jöde, als Initiator des Archivs, fand volles Verständnis bei der Hamburger Schulbehörde, die ihm für das Archiv einen weiteren Klassenraum mit dem notwendigen Mobilar in der Schule Borgesch zu dem schon früher bewilligten Raum für das Hamburg-Kontor des Internationalen

Instituts für Jugend- und Volksmusik (Sitz Trossingen) zur Verfügung stellte. Gleichzeitig wurde ein einmaliger Zuschuß gegeben. Ein Kreis von etwa 20 Leuten aus der früheren Jugendbewegung und der Jugendmusikbewegung, der das Archiv mitbegründete, traf sich in den ersten beiden Jahren des öfteren, um das Aufgabengebiet zu formulieren und die für einen E. V. notwendigen Satzungen zu erarbeiten. Um von vornherein auszuschließen, daß es sich nur um ein sog. „Jöde-Archiv“ handeln könnte, übernahm der Unterzeichnete, der seit 1919 aktiv der Jugendmusik angehört, die Leitung des Archivs. Aus den mehrfach umgearbeiteten Satzungen mögen hier einige Absätze zitiert werden, die über die Aufgabenstellung und den Verbleib des Archivs im Falle seiner Auflösung Kenntnis geben:

§ 2

1. Der Verein „Archiv der Jugendmusikbewegung e. V.“ hat sich die Aufgabe gestellt, das gesamte Schrifttum der Jugendmusikbewegung zu erfassen und selbst eine möglichst umfangreiche Bibliothek dieses Schrifttums zu schaffen.
2. Herstellung eines Gesamtkatalogs des Archivs und ähnlicher Sammlungen als Grundlage einer Bibliographie der Jugendmusikbewegung.
3. Katalog und Bibliothek dienen Zwecken des wissenschaftlichen Studiums.

§ 3

1. Der Verein „Archiv der Jugendmusikbewegung“ besteht aus einzelnen Mitgliedern, die auf Grund ihrer früheren oder jetzigen Tätigkeit eine enge Beziehung zur Jugendmusik- und Singbewegung haben oder die sich der Aufgabenstellung des Vereins verbunden fühlen.

§ 7

Die Finanzierung der Tätigkeit des Vereins „Archiv der Jugendmusikbewegung“ erfolgt durch:

- a) Zuwendungen und Beihilfen der öffentlichen Hand,
- b) Spenden von Seiten der Wirtschaft und Schenkungen von Einzelpersonen.

§ 9

2. Die den Beschluß der Auflösung fassende Mitgliederversammlung bestellt den Liquidator. Im Falle der Auflösung geht das vorhandene Vereinsvermögen an die Musikabteilung der Staats- und Universitätsbibliothek der Freien und Hansestadt Hamburg zur Verwendung für ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke über.

Durch den in § 9, 2. festgelegten Beschluß, das Archiv bei seiner Auflösung dem Hamburger Staat zu überlassen, ist es stark an ihn gebunden, was sich bei der weiteren Raumbeschaffung und Finanzierung, auf die weiter unten eingegangen wird, als sehr günstig erwiesen hat.

Der Mitgliederkreis hat sich im Laufe der 14 Jahre des Bestehens durch Todesfälle und Neuhinzugekommene stark gewandelt und besteht z. Z. aus

etwa 48 Personen. Ein fester Mitgliedsbeitrag wird nicht erhoben, doch sind freiwillige in Form von Spenden sehr erwünscht.

Durch umfangreiche Gaben an Zeitschriften, Liederblättern und -büchern, Aufsätzen, Programmen u. a., vor allem zunächst durch Fritz Jöde, war ein Grundstock und damit ein guter Start gegeben. Durch Aufrufe in den einschlägigen Musikzeitschriften und persönliche Anschreiben kam sehr bald weiteres umfangreiches Material hinzu. Weiterhin erhielt das Archiv von verstorbenen, früher führenden Mitgliedern der Jugendmusikbewegung (Götsch, Höckner, Jöde, Reutsch, Twittenhoff, Gofferje, Scheidler, Gerwig u. a.) den musikalischen Nachlaß, soweit er die Jugendmusikbewegung betraf, so daß sich das Archiv in den 14 Jahren seines Bestehens zu einem ansehnlichen Werk entwickeln konnte.

Mit Unterstützung von Bundesmitteln konnte in den ersten Jahren der Versuch unternommen werden, eine „Bibliographie der Jugendmusikbewegung“ zu erarbeiten (zunächst durch Dr. Chr. Worbs, später durch Dr. H. Rauhe). Dieses etwa 300 Seiten umfassende Werk konnte bisher nicht abgeschlossen werden und steht also Torso den Archivbesuchern zur Information zur Verfügung.

Im Zusammenhang mit dem Sammeln und Katalogisieren des gesamten Schrifttums der Jugendmusikbewegung erkannten wir bald die Notwendigkeit, Personenakten anzulegen, in denen alles Erreichbare über früher und heute führende Mitarbeiter zusammengetragen werden sollte. Es ist vor allem unserem Vorstandsmitglied Prof. Ekkehart Pfannenstiel (Oldenburg i. O.) zu danken, daß er in fünfjähriger unermüdlicher Arbeit auf Grund einer umfangreichen Korrespondenz einen Grundstock von 200 Personenakten erstellte, die durch zahlreiche Verweise von einer Akte zur anderen miteinander verbunden sind. In Verfolg dieser Arbeit wurden durch ihn ca. 200 Sachakten geschaffen, in denen die verschiedensten Einrichtungen und Gebiete der Jugendmusikbewegung und ihre Geschichte sichtbar gemacht werden, so z. B. Singkreise, Singgemeinschaften, Musikantengilden, Studentenchöre, Orchestergruppen, Jugend- und Volksmusikschulen, Schulungswochen, Chorfahrten etc. Desgleichen wurden in diesen Sachakten die Ausstrahlungen der Jugendmusikbewegung auf die Jugendbünde, Kindergärten, Schule, Kirche, Musikhochschulen, Musikwissenschaft usw. durch zum Teil umfangreiche Unterlagen nachgewiesen.

Dieser Grundstock an Personen- und Sachakten, um den uns manche Archive beneiden, gehört heute zu den wichtigsten Unterlagen bei der Erstellung einer „Dokumentation der Jugendmusikbewegung“, an derem 1. Teil (von den Anfängen bis zum Jahre 1933), der etwa 400 Seiten umfassen soll, seit gut zwei Jahren unser Mitglied Dr. Herbert Just (Tübingen) federführend tätig ist. Ein für später geplanter 2. Teil soll die Zeit von 1933 bis 1945 beinhalten.

Neben der Personalkartei ist im Archiv eine sog. Generalkartei erarbeitet worden, in der gut 50 Persönlichkeiten, die führend in der Jugendmusikarbeit standen oder heute noch stehen mit all ihren Veröffentlichungen wie selbständigen Schriften und Werken, Liederbüchern oder eigenen Kompositionen, Programmen, Berichten, Tonbandaufzeichnungen, Bildern usw., die es den forschenden Besuchern des Archivs ermöglichen, einen ersten Überblick zu erhalten, aufgeführt sind.

Die Zentralbücherei des Archivs umfaßt ca. 4000 Exemplare bei 1600 Titeln, die Zeitschriftenabteilung 65 Titel der allgemeinen Jugendbewegung und 90 Titel der Jugendmusikbewegung, viele davon in mehrfachen Exemplaren. Hinzu kommen Dissertationen und Prüfungsarbeiten mit Themen aus der Jugendmusikbewegung und den ihr verwandten Gebieten (Schulmusik, Musikschulen, Kindergärten etc.) in z. Z. 95 Exemplaren.

Ein Bildarchiv mit 31 Bänden enthält ca. 2500 Bilder aus allen Zeitabschnitten der Jugendmusikbewegung. Ein Tonbandarchiv mit 70 Tonbändern vermittelt klingende Beispiele aus der Musikarbeit (Chöre, Morgenfeiern, Ansprachen), und darüber hinaus aufschlußreiche Gespräche mit früher führenden Mitarbeitern der Jugendmusikbewegung, von denen ein Teil nicht mehr unter den Lebenden weilt (Jöde, Twittenhoff, Höckner, Harlan u. a.).

Da der größte Teil unserer Besucher aus Lehrerkreisen kommt, um sich bei uns für Examensarbeiten zu informieren, haben wir neben dem Zentralarchiv eine Schulmusikabteilung mit bisher ca. 2000 Exemplaren aufgebaut, die ebenfalls laufend ergänzt wird.

Wie aus der Aufstellung zu ersehen war, besitzt das Archiv unter seinen Büchern, Noten und Zeitschriften viele Dubletten, die es ermöglichen, an interessierte Besucher das eine oder andere Exemplar kurzfristig auszuleihen.

Durch den im August 1972 notwendig gewordenen zweiten Umzug des Archivs (zunächst Schule am Borgesch, dann Koppel 96) in die sehr schön renovierten Kellerräume der ehemaligen Fachhochschule für Wagenbau am Brackdamm 14 hat sich auch der räumliche Umfang von bisher 90 qm auf 120 qm erweitert. Außerdem hat das Schulamt Hamburg weiteres Mobilar zur Verfügung gestellt, so daß wir außer unseren eigenen sechs Arbeitsplätzen genügend Raum für bei uns arbeitende Besucher anbieten können.

Nach der bisher geleisteten Arbeit ist das Archiv jetzt in der Lage, mehr als bisher vor die große Öffentlichkeit zu treten und seine Dienste anzubieten. Zur Information ist hierfür eine etwa 16seitige Schrift in Arbeit, die auf Inhalt und Umfang des Archivs hinweisen wird und die allen interessierten Instituten (Universitäten, Musikhochschulen, Pädagogischen Hochschulen, Lehrerfortbildungsinstituten usw.) übersandt werden soll.

Zum Schluß sei noch kurz auf den Betrieb und die Finanzierung des Archivs eingegangen. An zwei Nachmittagen in der Woche (Mittwoch und Donners-

tag) ist das Archiv in der Zeit von 14 bis 18 Uhr für Besucher geöffnet. In dringenden Fällen und nach vorheriger Vereinbarung (besonders bei auswärtigen Besuchern) können auch andere Zeiten mit dem Leiter vereinbart werden. Er führt die Besucher ein in die verschiedenen Abteilungen und steht ihnen zur Beratung zur Verfügung. Ihm zur Seite stehen zur Zeit fünf Mitarbeiter, die zum Teil aus der Jugendmusikarbeit kommen und aus Interesse an der Aufgabe sich mit einer geringen Aufwandsentschädigung begnügen. Jeder von ihnen hat sein eigenes Aufgabengebiet wie Hauptarchiv, Zeitschriften, Schulmusikabteilung, Personen- und Sachakten einschließlich Bild- und Tonbandarchiv, technische Abteilung und Sekretariat. Die finanzielle Situation des Archivs der Jugendmusikbewegung ist die der meisten Archive ähnlicher Art. Nach einer etwa dreijährigen Anlaufzeit, in der uns das Internationale Institut für Jugend- und Volksmusik (Sitz Trossingen und seit einigen Jahren aufgelöst) durch Fritz Jödes Einsatz finanziell unterstützte, erreichten wir durch den Einsatz unseres Mitgliedes, des früheren Hamburger Landesschulrats Ernst Matthews, daß uns das Schulamt Hamburg, dem wir unterstehen, jährlich aus Lottomitteln eine Summe zur Verfügung stellt (wovon allerdings das Bezirksamt Hamburg-Mitte einen Teil für Raummiete zurückbekommt). Unser Finanzbedarf übersteigt leider den Zuschuß wesentlich, wodurch wir gezwungen sind, die Lücke durch Spenden aus den Reihen unserer Mitglieder, der Musikverleger und weiterer Gönner zu erbitten. (Spendenkonto: Postscheckkonto Hamburg Nr. 263626, Archiv der Jugendmusikbewegung.)

Das Archiv bittet ferner, ihm weiteres Material aus der Jugendmusikbewegung aus privaten Beständen zu überlassen oder Hinweise zu geben, wo solches Material erbeten werden kann.

Einmal im Jahr wird satzungsgemäß eine Mitgliederversammlung in den Archivräumen durchgeführt, bei der der Jahresarbeits- und der Kassenbericht vorgelegt werden und die anstehenden Probleme (z. Z. vordergründig die oben erwähnte „Dokumentation der Jugendmusikbewegung“) diskutiert sowie der weitere Arbeitsanfall besprochen werden.

Die Verbindung unseres Archivs zum Archiv der Jugendbewegung auf der Burg Ludwigstein ist durch die Mitgliedschaft des dortigen Archivleiters bei uns und weiterer Persönlichkeiten gegeben.

Für Interessenten stehen auf Anforderung folgende Drucksachen zur Verfügung: Satzungen — Mitgliederliste — Bestandsliste — Liste der Personen- und Sachakten sowie der Generalkartei — Entwurf der Dokumentation der Jugendmusikbewegung und Gutachten hierzu — Liste der Dissertationen und Prüfungsarbeiten — Kostenanschlag für das Jahr 1973 und der Lageplan des Archivs.

Anschrift: Archiv der Jugendmusikbewegung e. V.,

2 Hamburg 26, Schule Brackdamm 14, Fernruf 04 11 / 25 42 78.

Privatanschrift des Vorsitzenden und Leiters des Archivs:

Heinrich Schumann, 207 Ahrensburg, Hamburger Straße 218,

Fernruf 0 41 02 / 5 33 98.

Diese Darstellung ist im wesentlichen dem Vortrag entnommen, den der Unterzeichnete am 29. Oktober 1972 anlässlich der Tagung des Archivs der Jugendbewegung auf der Burg Ludwigstein gehalten hat.

Heinrich Schumann

DAS ARCHIV DES BAYERISCHEN PFADFINDERBUNDES*

Helmuth Rischert

Am 29. August 1964 übergab Oberstudiendirektor a. D. Franz Paul Wimmer, Ehrenfeldmeister der Landesmark Bayern des Bundes Deutscher Pfadfinder (BDP), Gottsdorf über Passau, an die bayerische Archivverwaltung das Archiv des Bayerischen Pfadfinderbundes (BPB), das künftig als besonderer Bestand im Bayerischen Hauptstaatsarchiv Abt. I Allgemeines Staatsarchiv (München) Aufstellung finden wird.

Die weltweit verbreitete Pfadfinderbewegung¹⁾ wurde in den Jahren 1907–1908 durch den englischen General Sir Robert Stephenson Smyth Baden-Powell auf Grund seiner Erlebnisse im Burenkrieg²⁾ ins Leben gerufen („Boy Scouts“). Der bayerische Stabsarzt Dr. Alexander Lion (bis zu seinem Tode im Jahre 1962 Ehrenpräsident des BDP) hatte 1909 das Buch Baden-Powells „Scouting for Boys“ ins Deutsche übersetzt („Jungdeutschlands Pfadfinderbuch“), und bald entstanden auch in Deutschland allerorten Pfadfindergruppen. So gründete schon 1909 der damalige Gymnasialprofessor Franz Paul Wimmer den Ersten Münchner Pfadfinderzug (1. MPZ), in dem er bis zuletzt 1933 aktiv führend tätig war. Als Fortführung des 1. MPZ entstand 1919 der Bayerische Pfadfinderbund München (BPBM), der gleichfalls auf die Initiative von Gymnasialprofessor Wimmer zurückgeht.³⁾ Er gab sich am 10. Juli 1919 eine Satzung.⁴⁾ Richtungsweisend für die Arbeit der Zukunft wurde „Der Tag von Prunn“,⁵⁾ 2. Aug.

* Das Jahrbuch beabsichtigt, im nächsten Jahr eine Übersicht über die bestehenden „Archive“ der Jugendbewegung und ihre Bestände zu geben. Als Beispiel für ein in öffentliche Hand überführtes Archiv mag der Bericht über das Archiv des Bayerischen Pfadfinderbundes stehen, der in den Mitteilungen für die Archivpflege in Bayern, 10/1964, S. 59–61 abgedruckt ist.

¹⁾ Die Internationale Pfadfinderkonferenz (Sitz Ottawa, Kanada) zählte Ende 1962 in 76 Staaten 9,37 Mill. Pfadfinder; der Weltbund der Pfadfinderinnen (Sitz London) hatte in 44 Nationen 5 Mill. Mitglieder.

²⁾ Bei der Belagerung von Mafeking (Kapprovinz) vom Oktober 1899 bis Mai 1900 durch die Buren ließ Baden-Powell aus Mangel an Soldaten Jungen in Botengängen ausbilden, die die Verteidigung fühlbar entlasteten und sich als todesmutige Melder Berühmtheit erwarben.

³⁾ Erster Vorsitzender des Bundes war zunächst General von Ramdohr, der wegen Krankheit vom Vorsitz zurücktrat. In der Mitgliederversammlung am 12. Januar 1920 wurde dann als 1. Vorsitzender F. P. Wimmer gewählt (Archiv BPB, Fasz. 1 [blau], fol. 18).

⁴⁾ Siehe ebd. fol. 6–15.

⁵⁾ Schloß Prunn im Altmühltal.

1919, bei dem Vertreter verschiedener Pfadfinderbünde Deutschlands und Österreichs, darunter auch eine starke Abordnung aus München, sich auf das sogenannte „Prunner Gelöbnis“ einigten.⁸⁾ Auf besondere Bewegungen, wie die Freideutsche Jugend oder die Deutsche Freischar, die zum Teil in Gruppen des BPBM ihre Wurzeln hatten, kann im Rahmen dieser Darstellung nicht eingegangen werden.⁷⁾ Bedeutsame Persönlichkeiten gehörten den Gruppen des BPBM an und haben jetzt noch Fühlung mit den alten Kameraden, z. B. der Nobelpreisträger Prof. Dr. Werner Heisenberg (ab 1922 im 3. MPZ).

Bei einem Treffen in Weissenburg am 1. November 1926 wurde beschlossen, sämtliche Ortsgruppen Bayerns im Landesverband des Bayerischen Pfadfinderbundes e. V. (BPB LV) zusammenzufassen, „damit den Behörden ein zahlenmäßig möglichst großer und weitverbreiteter Bund präsentiert werden kann.“ Die Gründung war aus juristischen und finanziellen Gesichtspunkten erfolgt. Die einzelnen Ortsgruppen, die im Vereinsregister als „e. V.“ eingetragen waren, bestanden aus den Führern der örtlichen Gruppen und aus fördernden Mitgliedern; sie vertraten die örtlichen Interessen der Gruppen und hatten durch die Beiträge ihrer fördernden Mitglieder die Gruppen zu finanzieren.⁸⁾ Der „Bayerische Pfadfinderbund e. V., Landesverband zur Förderung der Pfadfinderbewegung“ gab sich am 8. Juli 1928 seine Satzungen.⁹⁾

Die politische Umwälzung 1933 brachte auch die Verhältnisse des bayerischen Pfadfindertums in Bewegung. Die Unterlagen für die Mitgliederversammlung am 12. Mai 1933 berichten, daß durch Angliederung der Ortsgruppen an Großbünde die Arbeit des Landesverbandes überflüssig geworden war.¹⁰⁾ Die Züge der Deutschen Freischar in München zeigten kein Interesse mehr an der Erhaltung des BPBM, ebenso die Züge, die sich der Reichsschaft Deutscher Pfadfinder angeschlossen hatten.¹¹⁾ Bereits 1932 waren Vereinbarungen mit dem Reichspfadfinderbund vorangegangen.¹²⁾

⁶⁾ Siehe Fasz. 1 (blau), fol. 17.

⁷⁾ Zwischen beiden Weltkriegen war das deutsche Pfadfindertum in ungezählte Einzelbünde und Gruppen verschiedenster weltanschaulicher (meist politischer) Richtungen zersplittert, was mit ein Grund war, daß ihm die internationale Anerkennung versagt blieb. Seit 1. Oktober 1949 sind die nach dem Kriege neu entstandenen Bünde: Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG) im Bund der Deutschen Katholischen Jugend, Bund Deutscher Pfadfinder (BDP, interkonfessionell) und Christliche Pfadfinderschaft Deutschlands (CP) in der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend Deutschlands zum Ring Deutscher Pfadfinderbünde vereinigt, der am 21. August 1950 international anerkannt und in den Weltbund aufgenommen wurde. Die Pfadfinderinnen sind parallel organisiert und im Ring Deutscher Pfadfinderinnenbünde zusammengefaßt. Der Verfasser dieser Zeilen ist selbst aktiver Führer seit 1969 im BDP.

⁸⁾ Fasz. 1 (rot), fol. 3.

⁹⁾ Siehe Anlage zu Fasz. 2 (rot). Eine alte Fassung der Satzungen datiert bereits vom 13. Juni 1921 (vgl. Fasz. 2 (rot), fol. 2 ff.). In genanntem Jahr war also schon ein Versuch unternommen worden, die Zusammenfassung der in Bayern bestehenden örtlichen Pfadfinderbünde herbeizuführen.

¹⁰⁾ Fasz. 1 (rot), fol. 151.

¹¹⁾ Fasz. 3 (rot), fol. 27.

¹²⁾ Siehe ebd. fol. 22.

Patentingenieur Goetz trat vom Vorsitz des BPBM zurück, Reinhard Klopfer legte sein Amt als 1. Vorsitzender des Landesverbandes nieder.¹³⁾ Oberstudiendirektor Wimmer wurde zum 1. Vorsitzenden sowohl des BPBM als auch des BPB LV gewählt und hatte die befohlene Auflösung durchzuführen. Schließlich traten die Züge des BPBM im September 1933 geschlossen zum Deutschen Jungvolk (HJ) über, während die Ortsgruppen des BPB LV schon vorher dasselbe von sich aus taten.¹⁴⁾

Nach der Auflösung übergab 1934 der letzte Geschäftsführer, Wilhelm Krehlock, die gesamten Akten beider Organisationen, BPBM und BPB LV, an Oberstudiendirektor Franz Paul Wimmer. Er deponierte sie in der Maria-Theresia-Realschule in München, wo sie von Hausverwalter Karl Stadler treu gehütet wurden, bis Wimmer sie 1945 unversehrt nach Gottsdorf, seinem nunmehrigen Aufenthaltsort, brachte. Die Akten waren lose in roten Umschlägen zusammengefaßt. Sie wurden von ihm gesichtet, sachlich wie zeitlich geordnet und in Schnellheftern sauber untergebracht.¹⁵⁾

Das Archiv des Bayerischen Pfadfinderbundes enthält das ganze angefallene Schriftgut dieser Jugendorganisation:

1. in roten Schnellheftern die Akten des Bayerischen Pfadfinderbundes, München, zusammengefaßt in 10 Faszikeln,
2. in blauen Schnellheftern die Akten des Bayerischen Pfadfinderbundes, Landesverband, zusammengefaßt in 28 Faszikeln.

Jeder der beiden Aktensammlungen ist im ersten Faszikel eine ausführliche Übersicht ihres Inhalts vorangesetzt, und jeder Faszikel ist eingangs mit einem Renner versehen. Die 10 Faszikel des BPB LV enthalten die Niederschriften der Gründung und der Mitgliederversammlungen 1926 bis 1933, die Akten der Ortsgruppen (Amberg, Augsburg, Coburg, Fürth, Hof, Lindau, Nürnberg, Regensburg, Bad Reichenhall, Ulm, Traunstein, Weißenburg, Würzburg), den allgemeinen sowie „etwas abseitigen“ Schriftverkehr. Die 28 Faszikel des BPBM beinhalten die Niederschriften der Gründung 1919 und der Mitgliederversammlungen bis 1933, von den 12 Zügen und der Mädelsgruppe die Namen der Feldmeister und ausführliche Jungenlisten, Berichte von Wanderungen, Übungen, Großfahrten, Aufstellungen der Ausrüstung, Angaben über Versicherung und Unfälle, Ausweise und Zuschüsse, überhaupt alles, was das Leben und Treiben dieser bedeutenden Jugendgruppe beschreibt; ferner den Schriftverkehr mit der Arbeitsgemeinschaft der bündischen Jugend, mit christlichen Bünden, der Freideutschen Jugend, der Deutschen Freischar, mit Jungdeutschland, Jungbayern, um nur die wichtigsten Bewegungen hier als Beispiele anzuführen.

Sehr umfangreiche Konvolute weisen die Bemühungen zur Förderung der

¹³⁾ Fasz. 1 (blau), fol. 130 und Fasz. 1 (rot), fol. 138.

¹⁴⁾ Fasz. 3 (rot), fol. 56.

¹⁵⁾ Fasz. 10 (rot), fol. 2.

Leibesübungen sowie des Jugendwandern aus, und nicht zuletzt ist auch das Kassenbuch vorhanden.

Wie man sieht, geben die Akten ein aufschlußreiches Bild über die Tätigkeit dieser Jugendgruppen; ihr Inhalt gerechtfertigt ihre Übernahme durch die staatliche Archivverwaltung zur dauernden Verwahrung.

WICHTIGE NEUERSCHEINUNGEN ZUR GESCHICHTE DER JUGENDBEWEGUNG

Zusammengestellt von Hans Wolf

- Bottrell, Leigh: Queen und Contra (Englische Jugend heute), Heimatwerk-Verlag, 91 S., 16 Photos.
- Demokratie zwischen rechts und links. Verantw. Hans Richter, Hrsg.: Kontaktkreis Ludwigstein. dipa-Verlag Frankfurt/M., 1972. 44 S.
- Dougherty, Richard W.: Gustav Wyneken and the Concept of the Charismatic Leader in the German Youth Movement University of Utah, Salt Lake City, 1972. 25 S. (vorh. Ludwigstein-Archiv).
- Ebner, Borromäus Carl: Vom Gymnasium am Ring zum Amazonas. Ein Auslandsfahrtenheft. 1909. Schreibmaschinenmanuskript, 67 S.
- Franze, Manfred: Die Erlanger Studentenschaft 1918—1945 (Darstellungen aus der fränkischen Geschichte, Bd. 30). F. Schöningh, Würzburg, 1972. 440 S.
- Fuhrich, Hermann: Der Heimgarten. Studien und Quellen zur katholischen Volksbildungsarbeit. Dülmen/Westf. 1973. 195 S. (vgl. o. S. 136).
- Gardiner, Rolf: Water Springing from the Ground, Springhead, England, 1972. 332 S. (vgl. S. 145).
- Große Straße 1972, Kalender Bündischer Jugend, Gemeinschaftsarbeit der Autonomen Jungenschaft „Hellas“, Wuppertal, und der Pantherhorte der deutschen Freischar Duisburg.
- Jahrbuch für Volksliedforschung, im Auftr. des Deutschen Volksliedarchivs, hrsg. von Rudolf Wilhelm Brednich. Jg. 17. Berlin, Erich Schmidt Verlag. 1972. 284 S.
- Jantzen, Hinrich: Namen und Werke. Biographien zur Soziologie der deutschen Jugendbewegung. Bd. 1. Frankfurt, dipa-Verlag. 1972. 360 S. (vgl. o. S. 144).
- Koczis, Gabor: Ungarns Jugend heute. Heimatwerk-Verlag. 168 S. 18 Photos.
- Leisen, Adolf: Die Ausbreitung des völkischen Gedankens in der Studentenschaft der Weimarer Republik. Diss. phil. Heidelberg. 1964. 302 S.
- Mohler, Armin: Die konservative Revolution in Deutschland 1918—1932. Ein Handbuch. 2. Aufl. Darmstadt, Wiss. Buchgesellschaft. 1972. 554 S. (vgl. o. S. 145).
- Nasarski, Peter: Polens Jugend heute. Heimatwerk-Verl. 157 S. 20 Photos.
- Nasarski, Peter, Hrsg.: Tauwetter und vereiste Spuren. Begegnung jenseits der Grenzen. Heimatwerk-Verlag. 107 S. 32 Photos.
- Pelz, Willy, Jochen Mayrhofer und Karl Schwoon: Gerhard Roßbach zum 70. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden. Hamburg 1963. 24 S.
- Prinzessin Reuß zur Lippe, M. A.: Wilhelm Tegtmeier, Maler und Gra-

phiker. Verlag H. M. Hauschild, Bremen. 1972. 50 S., 80 S. Abb. (vgl. o. S.).

- Seidelmann, Karl: Gruppe. Soziale Grundform der Jugend. Teil 2. Quellen und Dokumente. Verlag Schroedel, Hannover. 1971. 344 S.
- Signale 1972. Kalender der Jungen. Gest. von Manfred Neuer. Südmark-Verlag, Fritsch KG., Heidenheim.
- Steckhan, Otto: Die Altersgedanken Gustav Wynekens zum Problem der reinen Erkenntnis. Der Gott der Christen heute. Nachwort zum Buche „Gott“ von Gustav Wyneken. Hrsg. mit einem Vorwort von Wilhelm Inderfurth. Meerbach, Privatdruck. 1970. 17 Bl. 4^o.
- Tillich, Paul: Jugendbewegung und Religion. In: Impressionen und Reflexionen. Gesammelte Werke, Bd. 13. Evangel. Verlagswerk, Stuttgart. 1972. 130—133 S.
- Wandruzka, Adam: Die deutsche Jugendbewegung als historisches Phänomen. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken. Bd. 51. 1972. 514—538 S.
- Wangelin, Helmut: Der Wandervogel und das Völkische. Ludwigstein, Archiv der deutschen Jugendbewegung 1970. 35 S. Manuskript.